

Deutsche Gesellschaft für
Geschichte und Theorie der Biologie

Annals of the History and Philosophy of Biology

Volume 25 (2020)

formerly Jahrbuch für
Geschichte und Theorie der Biologie



Universitätsverlag Göttingen



Manuscripts should be submitted to the managing editor. Submissions will be peer reviewed. The preferred language is English. Articles in German should be accompanied by a short (max. 1000 words) summary in English.

Managing Editor

apl. Prof. Dr. Uwe Hoßfeld
Arbeitsgruppe Biologiedidaktik
Institut für Zoologie und Evolutionsforschung
Fakultät für Biowissenschaften
Friedrich-Schiller-Universität Jena
Am Steiger 3, Bienenhaus
D-07743 Jena
Email: uwe.hossfeld@uni-jena.de

Editors

Wolfgang Böker, Göttingen, Germany
Alexander Gehler, Göttingen, Germany
Uwe Hoßfeld, Jena, Germany
Lennart Olsson, Jena, Germany
Christian Reiß, Regensburg, Germany

Editorial Board

Richard G. Delisle, Lethbridge, Canada
Ariane Dröschner, Bologna, Italy
Eve-Marie Engels, Tübingen, Germany
Gabriel W. Finkelstein, Denver, USA
Nick Hopwood, Cambridge, UK
Thomas Junker, Frankfurt / Main, Germany
Yulia Kraus, Moscow, Russia
Georgy S. Levit, Jena, Germany
Alexander A. Lvov, St. Petersburg, Russia
Amos Morris-Reich, Haifa, Israel
Staffan Müller-Wille, Exeter, UK
Hans-Jörg Rheinberger, Berlin, Germany
Robert Richards, Chicago, USA
Marsha L. Richmond, Detroit, USA
Nicolaas A. Rupke, Lexington, USA
Michal V. Šimůnek, Prague, Czech Republic
Georg Töpfer, Berlin, Germany
David M. Williams, London, UK
Volker Wissemann, Gießen, Germany



Deutsche Gesellschaft für Geschichte und
Theorie der Biologie (Ed.)
Annals of the History and Philosophy of Biology Vol. 25 (2020)

This work is licensed under a [Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0
International License](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).



Annals of the History and Philosophy of Biology; Volume 25 (2020)
Universitätsverlag Göttingen 2021

Deutsche Gesellschaft für
Geschichte und Theorie der
Biologie (Ed.)

Annals of the History and
Philosophy of Biology
Vol. 25 (2020)



Universitätsverlag Göttingen
2021

Bibliographic information

The German National Library lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.dnb.de>.

Managing Editor of the Annals of the History and Philosophy of Biology

apl. Prof. Dr. Uwe Hoßfeld
Arbeitsgruppe Biologiedidaktik
Institut für Zoologie und Evolutionsforschung
Fakultät für Biowissenschaften
Friedrich-Schiller-Universität Jena
Am Steiger 3, Bienenhaus
D-07743 Jena
Email: uwe.hossfeld@uni-jena.de

Typesetting and layout: Alice von Berg
Cover Picture: Friedrich Besemann: Leinekanal mit akademischem Museum und Graetzelhaus. Aquarellierte Federzeichnung 1860. Graphische Sammlung des Städtischen Museums Göttingen
Cover Design: Kilian Klapp, Maren Büttner

© 2021 Universitätsverlag Göttingen
<https://univerlag.uni-goettingen.de>
DOI: <https://doi.org/10.17875/gup2021-1781>
ISSN: 1863-0197
eISSN: 2512-5923

Contents

Michael Markert	
Hands-on im Depot: Kustodische und kuratorische Praktiken in der wissenschaftshistorischen Sammlungsforschung.....	1
Georgy S. Levit	
Ein Gründergeist in zwei Gesellschaftsepochen: Die Rolle von Wilhelm Ziegmayer (1898–1951) in der Geschichte der Ernährungswissenschaft	29
John S. Michael	
Porträts von interessanten Personen: A new look at J. F. Blumenbach's typological labels and the exemplars he discussed in his anthropological research.....	65
Stefan Wogawa	
„Sofort reiste ich nach Jena“: Die gescheiterte Promotion von Karl Kautsky bei Ernst Haeckel.....	103
Isolde Schmidt (Hrsg.)	
Ilse Jahn: Mein Lebensgang und die Menschen, die ihn begleiteten. Autobiographie von 2006.....	123

Hands-on im Depot: Kustodische und kuratorische Praktiken in der wissenschaftshistorischen Sammlungsforschung

Michael Markert

Abstract: Scientific collections at universities are important resources for research, teaching, and education in their respective disciplines. Furthermore, during the last decades an interdisciplinary and supra-institutional discourse arose wherein collecting is treated as an universal scientific practice. It's focus is on aspects that are common to collections in different disciplines such as ethical issues, e.g. related to the provenience of collection items. As such approaches involving 'external' researchers from fields like history of science or material culture studies treat collections in different ways as is usual within their original disciplinary cultures, they might in some way alter the collections studied. Unfortunately, case studies on collection research projects highlighting such transformations are a rare exception. In this paper, I, as a historian of science, use the concept of cultural appropriation as it is applied within the material culture studies to describe the process of becoming familiar with a collection, in this case the "Human Embryology Collection (Blechs Schmidt Collection)" at Göttingen University. As I will show, the historical research on the provenience of its embryonic and fetal specimens not only altered the status and functions, but also the materiality of the collection in a very fundamental way.

Keywords: material culture studies, human embryology, research methods, Erich Blechschmidt, modelling, academic collections

1 Einleitung

Seit etwa zwei Dekaden erleben universitäre Sammlungen eine erstaunliche Aufmerksamkeitskonjunktur. Vormalig kaum genutzte Bestände werden nicht nur verstärkt in der fächerübergreifenden Lehre eingesetzt¹ und in neue, transdisziplinäre Forschungskontexte eingebunden.² Sie sind inzwischen auch ein beliebtes Instrument der Wissenschaftsvermittlung etwa in den Langen Nächten der Wissenschaft, aber auch selbstständig institutionalisiert wie im „Museum der Universität Tübingen“³ und bald dem „Forum Wissen“⁴ in Göttingen. Ausgangspunkt dafür ist eine Neubewertung und zunehmende Diskussion der oft unscheinbaren, innerhalb vieler Fachbereiche selbstverständlichen Sammlungen. Im Jahre 2011 erklärte der Wissenschaftsrat Universitätssammlungen zu Forschungsinfrastrukturen,⁵ was umfangreiche sammlungs-fokussierte Forschungsförderprogramme anstieß und eine neue Struktur für die disziplinenübergreifende Sammlungsarbeit mit sich brachte: 2012 wurde am Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik die „Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitätssammlungen in Deutschland“ gegründet, gewissermaßen das universitäre Gegenstück zum Deutschen Museumsbund. Die Koordinierungsstelle berät bei der Sammlungsentwicklung, setzt sich für die interdisziplinäre Vernetzung und Sichtbarmachung von Sammlungen etwa über eine jährliche Tagung ein und organisiert Workshops zu sammlungsübergreifenden Herausforderungen.⁶

Eines der zentralen Themen des recht jungen institutionenübergreifenden Diskurses an Museen wie Universitäten sind „sensible Objekte“, also solche, bei denen aufgrund ihres Gebrauchskontextes etwa als Ritualobjekte oder ihres Herkunftskontextes aus kolonialen Eroberungen, Zwangsenteignungen im Nationalsozialismus oder Kriegshandlungen ein sensibler Umgang angebracht ist.⁷ Diese Definition schließt eine enorme Vielfalt von Objekten ein, angefangen bei Dingen, für die in einer Herkunftsgemeinschaft ein Berührungsverbot existiert, über Raubkunst bis hin zu menschlichen Überresten von Hinrichtungsoffern.

An immer mehr Sammlungen wird deshalb inzwischen im Rahmen von Provenienzforschungsprojekten nach der Herkunft von Sammlungsbeständen gefragt. Oft werden dafür vom Arbeitsalltag an den Sammlungen unabhängige Projekte eingeworben, die mit Expert*innen ‚von außen‘ in institutioneller und meist auch disziplinärer Hinsicht besetzt sind: So war der Historiker Holger Stoecker schon an

¹ Vgl. etwa die Reihe der an der Universität Jena entstandenen „Laborberichte“. Verlagsgruppe arts + science weimar 2021.

² Vgl. etwa die Projekte in der BMBF-Förderlinie „Vernetzen – Erschließen – Forschen“ Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitätssammlungen in Deutschland 2021.

³ MUT Museum der Universität Tübingen 2021.

⁴ Georg-August-Universität Göttingen 2021a.

⁵ Wissenschaftsrat 2011.

⁶ Koordinierungsstelle 2021.

⁷ Brandtetter; Hierholzer 2018a, S. 12–13.

Projekten zur Herkunft von Dinosaurierfossilien am Berliner Naturkundemuseum⁸ sowie der Geschichte des Kopfhautpräparates eines Herero in der Zoologischen Sammlung der Universität Jena beteiligt⁹ und arbeitet aktuell zur Geschichte zweier anthropologischer Schädel Sammlungen in Göttingen.¹⁰

Wie schon ein kurzer Blick in Veröffentlichungen zu den eben genannten und anderen solchen Projekten zeigt, führt Provenienzforschung regelmäßig zu einer deutlichen Erweiterung des Wissens über eine Sammlung, ihre Bestände und Geschichte und dies weit über die meist sehr konkreten Fragen nach der Herkunft einzelner, vielleicht umstrittener Stücke hinaus. Bisher ist allerdings nicht systematisch untersucht worden, ob und inwiefern sich durch solche Forschungsprojekte außerhalb des üblichen fachdisziplinären Rahmens Sammlungen auf materieller Ebene verändern – zumindest abseits der weiterhin seltenen Rück- und Abgaben etwa an Vertreter*innen von Herkunftscommunities. Dafür mangelt es unter anderem an Fallstudien einer reflexiven Sammlungsforschung, die entsprechende Momente festhält und ausdeutet.

Für das zeitgenössische Ausstellungswesen entwickelte sich gerade in den letzten Jahren nicht zuletzt durch die Auseinandersetzung mit postkolonialen Fragestellungen und sensiblen Objekten ein internationaler, fachübergreifender und (selbst)reflexiver Diskurs.¹¹ Vergleichbares steht für andere Aspekte im Handlungsfeld von Museums- und Sammlungspersonal¹² – Akzession und Deakzession, Konservierung, Inventarisierung, Digitalisierung und nicht zuletzt Sammlungsforschung – aus.¹³ Nicht zuletzt dürfte dies damit zusammenhängen, dass ‚von außen‘ kommende Kurator*innen mit ihren Ausstellungen öffentlich wirksam und sichtbar werden, während die sammlungsbetreuenden Kustod*innen mit ihren spezifischen Arbeitsfeldern eher im Verborgenen arbeiten.

Anke te Heesen bestimmt den Kustoden als einen „Spezialist eines bestimmten Gegenstandsbereichs, der über die (Teil-)Sammlung eines Museums wacht, sie erweitert, ordnet und bearbeitet.“¹⁴ Eine Person mit diesen Aufgabenfeldern ist meist dauerhaft an die Institution gebunden und verfügt über eine umfangreiche fachliche und sammlungsbezogene Expertise. (Ausstellungs-)Kurator*innen hingegen haben für te Heesen Vertretungsfunktion für die Interessen Dritter und ihre Qualitäten liegen deshalb im Bereich der Vermittlung:

⁸ Heumann u. a. 2018.

⁹ Förster; Stoecker 2016.

¹⁰ Georg-August-Universität Göttingen 2021b.

¹¹ Exemplarisch Griesser u. a. 2016.

¹² Für Arbeitsfelder von Sammlungspersonal vgl. etwa Deutscher Museumsbund e. V. 2019.

¹³ Ansätze für einen entsprechenden Diskurs im deutschsprachigen Raum finden sich etwa in Hochschule für Bildende Künste Dresden u. a. 2018; Brandstetter; Hierholzer 2018b; Fuchs u. a. 2021.

¹⁴ te Heesen 2013, S. 46.

Wenn Kuratoren Ausstellungen machen, die nicht der Institution, sondern ihrer Idee oder ihrem Auftraggeber (Künstler, Träger, Galerist) verpflichtet sind, dann können und wollen sie nicht in Sammlungsbewahrung und -aufarbeitung investieren [...]. Umgekehrt sind Kustoden nicht geschult in Ausstellungskommunikation [...]. Im besten Fall ergänzen sich Kustode (oder Sammlungsleiter) und Kurator (oder Ausstellungsmacher).¹⁵

Die Rolle von Kurator*innen gegenüber Sammlungen, den Kustod*innen und deren Institutionen ähnelt strukturell in auffälliger Weise jener der Akteur*innen von (historischer) Sammlungsforschung insbesondere zu Provenienzfragen: Auch hier werden – wie das obige Beispiel Holger Stoeckers zeigt – regelmäßig externe Expert*innen aus anderen Fachkulturen als den in der sammelnden Institution vertretenen für eine begrenzte Zeit hinzugezogen. Sie bearbeiten dann neuartige Fragestellungen oder bringen ungewohnte Perspektiven in die Auseinandersetzung mit einer Sammlung und ihren Beständen ein. Dabei arbeiten diese Sammlungsforscher*innen eng mit den Kustod*innen und anderem Personal der entsprechenden Institution zusammen, werden aber nicht zu einem Teil derselben. Dieses Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz ist ein idealer Ausgangspunkt für selbstreflexive Perspektivierungen.

Mit dem vorliegenden Beitrag soll anhand eines Provenienzforschungsprojektes das darin angewandte Spektrum sammlungsbezogener Praktiken ausgewiesen und ins Verhältnis zu kustodischer wie kuratorischer Praxis gesetzt werden. Gegenstand der Überlegungen ist ein Projekt, das durch den Verfasser zu einer Sammlung vorgeburtlicher menschlicher Überreste durchgeführt wurde, der von 1942 bis 1969 aufgebauten „Humanembryologischen Dokumentationssammlung Blechschmidt“ oder kurz „Blechschmidt-Sammlung“ an der Abteilung Anatomie und Embryologie des Zentrum Anatomie der Georg-August-Universität Göttingen. Diese Sammlung ist innerhalb der Embryologie für zwei zentrale Bestände bekannt: eine Referenzsammlung histologischer Schnittserien ganzer menschlicher Embryonen und eine Sammlung großformatiger Kunststoffmodelle zur embryonalen Anatomie in einem öffentlich zugänglichen Ausstellungsraum (Abb. 1).

¹⁵ te Heesen 2013, S. 47.



Abb. 1: Der Ausstellungsraum der Blechschmidt-Sammlung (Foto: Michael Markert)

Beide Bestände waren Gegenstand zahlreicher Fachpublikationen, darunter mehrere Monographien zur menschlichen Embryonalentwicklung,¹⁶ aber auch populärwissenschaftlichen Darstellungen.¹⁷ Die Modelle werden heute insbesondere vom Kustos der Sammlung, dem Mediziner Jörg Männer,¹⁸ in der anatomischen Lehre eingesetzt und der Ausstellungsraum ist zudem ein Exkursionsort für Lehrveranstaltungen zur Geburtsmedizin. Auch die Schnittseriensammlung ist weiter in Nutzung, nicht zuletzt in internationalen humanembryologischen Forschungs- und Digitalisierungsprojekten.¹⁹

Zumindest seit Ende der 1980er Jahre wird in einer breiteren Öffentlichkeit die These diskutiert, der Sammlungsgründer und langjähriger Leiter der Göttinger Anatomie Erich Blechschmidt (1904–1992) habe seine embryonalen und fetalen Präparate vorrangig aus NS-Institutionen und -verbrechen gewonnen und diese Herkunft verschleiert.²⁰ Nicht zuletzt vor dem Hintergrund der weiterhin aktiven, vielfältigen Nutzung bestand deshalb Bedarf für eine umfassende Aufarbeitung der Sammlungsgeschichte, weshalb von Universitätsleitung, Universitätsmedizin und Zentrum Anatomie ein paritätisch finanziertes Provenienzforschungsprojekt ins Leben gerufen wurde. Sowohl die Sammlung als auch das von August 2017 bis Juli

¹⁶ Blechschmidt 1961; 1963; 1973.

¹⁷ Blechschmidt 1968.

¹⁸ Vgl. etwa Männer 2018.

¹⁹ Miyazaki u. a. 2018; Kruepunga u. a. 2020a; 2020b; Hill 2021.

²⁰ Ritter 1991; 1989; Mildenerger 2016a; 2016b.

2019 durchgeführte Projekt und dessen Ergebnisse wurden an anderer Stelle ausführlich beschrieben,²¹ weshalb hier nur kurz einige zentrale Punkte genannt werden sollen.

Im Rahmen des Projektes konnte ein umfangreiches und internationales ärztliches Netzwerk an Kliniken und in Praxen herausgearbeitet werden, dass Blechschmidts Sammelprogramm unterstützte und von den frühen 1940er Jahren bis in die 1970er Jahre Tausende Präparate nach Göttingen schickte. Es ließen sich keine Hinweise auf eine systematische Gewinnung von Präparaten aus Menschenrechtsverletzungen während der NS-Zeit oder die Verschleierung einer solchen Herkunft finden. Gleichzeitig kann nicht ausgeschlossen werden, dass fetale Präparate aus NS-Zwangsabtreibungen in die Sammlung integriert wurden. Außerdem konnte unter anderem gezeigt werden, dass Blechschmidts embryologisches Forschungsprogramm in den 1960er Jahren von mutmaßlicher struktureller Gewalt gegen die ethnische Minderheit der Sami an einer finnischen Klinik profitierte, von der Präparate nach Göttingen geschickt wurden. Grundsätzlich liegt für keines der Präparate eine Zustimmung zur wissenschaftlichen Verwendung oder Sammlungsintegration seitens der Patientinnen vor, und es ist nicht davon auszugehen, dass diese über eine solche Verwendung informiert waren.²² Auf Wunsch der Abteilungsleitung und des externen Projektbeirats wurden durch den Projektbearbeiter und Verfasser des vorliegenden Textes Empfehlungen für den zukünftigen Umgang mit der Sammlung formuliert, die insbesondere die Einrichtung eines Gedenkortes für die unfreiwilligen Beteiligten, die Deakzession nicht forschungs- und lehrrelevanter Präparate und den Verweis auf die ethisch problematische Sammlungsentstehung in (wissenschaftlichen) Publikationen umfasst.²³

Die differenzierte Analyse und Darstellung der historischen Sammlungspraxis der Göttinger Anatomie sowie die Ableitung entsprechender Empfehlungen war nur aufgrund einer besonders breiten Materialbasis möglich, die im Laufe des Projektes erarbeitet wurde und weiter unten ausführlich dargestellt wird. Voraussetzung dafür wiederum war eine besondere Arbeitssituation: Während der Projektbearbeitung war der Verfasser bei der Zentralen Kustodie der Universität – also einer die Sammlungsarbeit in den individuellen Fachsammlungen unterstützenden zentralen Einrichtung – angestellt, arbeitete aber vor Ort in den Räumen der Abteilung Anatomie und Embryologie am Zentrum Anatomie in Abstimmung insbesondere mit dem Abteilungsleiter Christoph Viebahn und dem Kustos der Sammlung Jörg Männer. Für diese Tätigkeit stand ein eigenes Büro sowie Schlüsselgewalt über einen Großteil der Räume der Abteilung zur Verfügung, um unabhängig Sammlungsbestände besichtigen und auswerten zu können sowie Archiv- und Lagerräume nach Quellen- und Materialbeständen zu durchsuchen. Der Arbeitsalltag im Projekt beinhaltete damit über weite Strecken eine direkte Arbeit mit Samm-

²¹ Markert 2019; 2020; 2021; zur Sammlung vgl. Männer 2014; 2018.

²² Markert 2019, S. 5.

²³ Markert 2019, S. 6; 2021, S. 197 f.

lungsbeständen und -stücken; die Provenienzforschung durch den Verfasser als ‚Externen‘ erfolgte nicht nur *an* der Sammlung, sondern tatsächlich *in* der Sammlung.

Wie gezeigt werden wird, lässt sich anhand dieser spezifischen Situation besonders deutlich herausarbeiten, dass Sammlungsforschung (durch Externe wie den Verfasser) mit kuratorischen, vor allem aber kustodischen Praktiken ver-schränkt ist – was die jeweilige Sammlung in vielerlei Hinsicht verändern kann. Im Folgenden wird in einem ersten Schritt kursorisch in das Forschungsfeld Universitäts-sammlungen eingeführt, um dessen Potential für reflexive Zugänge auszuloten. Ausgehend davon wird das Forschungsprojekt als eine Form kultureller Aneignung²⁴ charakterisiert, in deren Verlauf in drei zentralen Schritten aus einer ‚fremden‘ eine ‚eigene‘ Sammlung entstand. Besondere Berücksichtigung finden dabei die konkreten, oft physischen Konsequenzen, welche die dargestellten Praktiken für die Sammlung und ihre Nutzung(smöglichkeiten) hatten und haben.

2 Sammlungsforschung und material culture studies

Während Provenienzforschung vor allem in den letzten Jahren zu einem vieldiskutierten Thema wurde, ist die Konjunktur einer institutionen- und fachübergreifenden Sammlungsforschung schon deutlich länger zu beobachten. Vor inzwischen 20 Jahren erschien die Aufsatzsammlung „Sammeln als Wissen“, herausgegeben von Anke te Heesen und Emma C. Spary. Der Band widmet sich dem Sammeln nicht etwa aus einer disziplinären – ‚Das Sammeln in der Botanik‘ – oder synchronen – ‚Das Sammeln um 1800‘ – Perspektive, sondern betrachtet es als eine Fachkulturen und Zeiten überspannende, universelle wissenschaftliche Praxis. Die Herausgeberinnen plädieren darin für eine „*angewandte* Sammlungsgeschichte“ mit kulturgeschichtlichem Fundament, die sich mit ihrem Gegenstandsbereich einem eigenen Aspekt der Wissensgenerierung widmet: „[...] Sammeln als Wissen ist Teil einer wissenschaftshistorischen Skala, die mit der Darstellung des ersten tastenden Tuns beginnt und mit dem, was heute als Wissenschaft bezeichnet wird, noch lange nicht aufhört.“²⁵ Das gerade akademische und damit originär wissenschaftliche Sammlungen besonders dynamisch sind, stellte te Heesen später in Abgrenzung zu Museumssammlungen fest. Anders als diese würden Universitäts-sammlungen nicht mit der Absicht des Bewahrens begründet und unterhalten, sondern seien Teil des „Kreislaufs von Forschung und Lehre“.²⁶ Die daraus resultierende Dynamik mache sie zu besonders spannenden und reizvollen Forschungsobjekten:

²⁴ Im zeitgenössischen Sprachgebrauch ist der Begriff eher negativ konnotiert, obgleich aktiver Kulturtransfer eine zentrale Eigenschaft aller Kultur ist.

²⁵ te Heesen; Spary 2001, S. 21.

²⁶ te Heesen 2008, S. 489.

Das Besondere der universitären Sammlungen besteht zum einen darin, dass die Objekte gleichzeitige Bedeutungen besitzen können. Manche von ihnen sind nach wie vor in die Lehre eingebunden, während sie andernorts schon als museumswürdig angesehen werden. Dieses Changieren in der gegenwärtigen Situation macht sie aufregend und wertvoll: aufregend, weil man an ihnen die Entstehung des Historischen in seinen Facetten beobachten kann; wertvoll, weil sie Anlass geben zu zahlreichen Forschungsmöglichkeiten, die sich erst durch die brüchige Bedeutung der Dinge ergeben. Zum anderen schreiben sie sich erneut in den Forschungs- und Lehrzyklus einer Universität ein: diesmal als materielle Sachzeugen und als historische Quellen für eine wissenschaftshistorische Forschung, die über die lokalen Traditionen und eine Institutionengeschichte der Alma Mater weit hinausreichen kann.²⁷

Angedeutet wird hier im letzten Satz eine relationale Beziehung zwischen Sammlungen und wissenschaftshistorischer Forschung. Fachwissenschaftliche Sammlungsgegenstände werden dabei als „materielle Sachzeugen“ einer historischen Betrachtung gedeutet, durch welche die Sammlungsforschung sich selbst in der Sammlungs- und damit auch Institutionengeschichte verankert.

Eine vergleichbare, wenn auch deutlich allgemeiner gefasste Idee davon, dass Dinge – wie Sammlungsobjekte – keine feststehenden Eigenschaften haben, sondern sich im historischen Prozess konstituieren, findet sich im Forschungsfeld der material culture studies. Dieses Feld „[...] centers on the idea that materiality is an integral dimension of culture, and that there are dimensions of social existence that cannot be fully understood without it.“²⁸ Wie jede Kultur ist auch materielle Kultur kein Zustand, sondern dynamisch: „Culture and material culture are the two sides of the same coin. They are related dialectically, in a constant process of being and becoming: processual in nature rather than static or fixed entities.“²⁹

Auch dem Ethnologen Hans Peter Hahn zufolge stecken Sinn und Bedeutung nicht im untersuchten Gegenstand selbst, sondern entstehen immer wieder neu in der Interaktion von Ding und Mensch³⁰ – im Umgang mit den „geringen Dingen des Alltags“³¹ ebenso wie in der Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Artefakten in Forschungs- und Lehrsammlungen. Hahn beschreibt den Interaktionsprozess als „Aneignung“, was den „Übergang von unpersönlichen Waren hin zu persönlichen Gütern“³² bezeichnet, die neu in eine Kultur eingeführt werden. Aus etwas Fremdem wird so etwas Eigenes, dass im Aneignungsprozess innerhalb der lokalen Kultur einen spezifischen Sinn erhält. Übertragen auf die historische Sammlungsforschung wird also durch die Beforschung aus einer naturwissenschaftlichen Fachsammlung zumindest für eine gewisse Zeit und bestimmte Ak-

²⁷ te Heesen 2008, S. 490.

²⁸ Tilley u. a. 2006, S. 1.

²⁹ Tilley 2006, S. 61.

³⁰ Hahn 2015a, S. 53.

³¹ Hahn 2015b.

³² Hahn 2005, S. 107.

teur*innen eine Sammlung historischer Artefakte, die als Quellen und Zeugnisse dienen. In diesem Sinne wird auch der Umgang der historisch Forschenden mit einem Gegenstand zu einem Teil etwa einer Objektbiografie³³ oder Sammlungsgeschichte, die durch die wissenschaftshistorische Forschungspraxis erst erarbeitet und dargestellt wird und damit zugleich Eigenschaften des Untersuchungsgegenstands, seine historische Dimension und Bedeutung verändert. Im Artikel soll vor allem der Frage nachgegangen werden, inwiefern von diesem Prozess die materielle Dimension des Sammlungszusammenhangs betroffen ist.

Aus Hahns Ausführungen zu kulturellen Aneignungsprozessen³⁴ lassen sich drei zentrale Schritte ableiten, die individuellen wie kollektiven Interaktionsprozessen mit ‚neuen‘ Dingen eigen sind:

- „Erwerb/Annahme“ einer Sache,
- ihre kulturelle Umwandlung, die mit einer Umbenennung oder (physischen) Umgestaltung verbunden sein kann und schlussendlich eine
- „Inkorporierung“ als selbstverständlicher Ding-Gebrauch in einem neuen Kontext sowie dessen Verstetigung durch Traditionsbildung.

Die von Hahn vorgeschlagene Abfolge dient im Folgenden als Raster und Orientierung für die Analyse des Aneignungsprozesses der Blechschmidt-Sammlung durch den Verfasser.

3 Annahme

Der Schritt der Annahme der Blechschmidt-Sammlung zum Zwecke der Provenienzforschung erfolgte mit Stellenantritt am 1. August 2017 bei der Begehung der Sammlungsräume. Seinerzeit waren Teil dieses Prozesses drei große Objektkonvolute, die von den Akteur*innen vor Ort als Blechschmidt-Sammlung aufgefasst wurden: Großformatige, öffentlich ausgestellte Rekonstruktionsmodelle, histologische Schnittserien von Embryonen und Feten, die als Basis für die Erstellung der meisten der Modelle dienten, sowie zu diesen Beständen gehörige Archivalien.

Die insgesamt 61 Rekonstruktionsmodelle aus metallarmiertem Kunststoff (vgl. Abb. 1 und 11) stehen unter Glas im Untergeschoss des Zentrum Anatomie in einem Ausstellungsraum mit 200 Quadratmeter Fläche und werden in einer U-förmigen Aufstellung vom entwicklungsjüngsten zum entwicklungsaltesten Präparat präsentiert. Es wurden bis zu sieben Modelle mit unterschiedlichen anatomischen Darstellungsschwerpunkten von einem Präparat angefertigt, die als kleine Gruppen aufgestellt sind und vergleichend betrachtet werden können. Jedes der Objekte wurde in den 1950er und 1960er Jahren in einem mehrmonatigen, ausgesprochen aufwändigen Arbeitsprozess am Institut hergestellt.³⁵ Bei mehr als der

³³ Braun 2015.

³⁴ Hahn 2005, S. 102.

³⁵ Zum Verfahren vgl. Blechschmidt 1954; Krieg 2019; Markert 2020.

Hälfte davon handelt es sich um sogenannte Totalrekonstruktionen, also Modelle ganzer Embryonen auf Basis histologischer Schnittserien. Dieser Modelltyp stellt den repräsentativen Kern der Sammlung in Forschung und Lehre dar.³⁶

Die Schnittserien als wissenschaftliche Referenzsammlung für den Modellbau und andere Forschungsvorhaben waren zum Beginn des Provenienzforschungsprojektes in zwei Räumen untergebracht. Alle Präparate ganzer Embryonen standen und stehen als besonders wertvolle Ressource in einem gesonderten, nur sporadisch für temporäre Arbeitsplätze genutzten Raum größtenteils in Stahlschränken (Abb. 2). Sie sind entsprechend ihrer Bezeichnung nach der Körperlänge sortiert; diese Sortierung wird aber aufgrund der unterschiedlichen Umfänge der Serien – von einigen wenigen bis über 2.000 Objektträger – und zweier verschiedener Aufbewahrungssysteme – auf Trägerpappen und in Holzkisten – immer wieder gebrochen, sodass das Auffinden eines bestimmten Präparates recht mühsam sein kann. Die histologischen Schnittserien zu fetalen Körperteilen waren in verschließbaren Wandschränken im Ausstellungsraum der Modellsammlung untergebracht und befinden sich heute im gleichen Raum wie die embryonalen Schnittserien.³⁷ Als Inventarverzeichnis dient eine Excel-Tabelle, die für viele der Serien Daten etwa zur Schnittrichtung, Schnittdicke und Färbemethode enthält und manchmal Hinweise auf die institutionelle Herkunft gibt. Jede Serie trägt als Inventarbezeichnung die zu Präparationsbeginn erfasste Körperlänge und das Datum des Präparationbeginns in der Form „3,4 mm, 04.09.1954“. Insgesamt handelt es sich um 430 Schnittserien von 116 vollständigen Embryonen, vier Schnittserien von embryonalen und 310 Schnittserien von fetalen Körperteilen, mithin etwa 59.000 Objektträger, auf denen einige hunderttausend angefärbte Schnitte mit meist 10 oder 20 µm Dicke aufgebracht sind.

³⁶ Zum embryologischen Modellbau vgl. etwa Hopwood 2004, Hoßfeld u. a. 2015.

³⁷ Die Zusammenlegung beider Teilbestände aus Gründen der Bestandssicherung wurde durch das Provenienzforschungsprojekt angeregt und im Zuge der Revision der Schnittserien und der damit verbundenen Erfassung von Standortinformationen zu einzelnen Serien vorgenommen (vgl. auch Abschnitt „Kulturelle Umwandlung“).



Abb. 2: Blick in einen Stahlschrank mit Schnittserien ganzer Embryonen (Foto: Michael Markert)

Unübersichtlicher im Vergleich zu Modellen und Schnittserien war die Annahmesituation im Falle der zum Sammlungskontext gehörenden Archivalien nicht zuletzt aufgrund ihrer räumlichen Streuung. Ein umfangreiches Konvolut von etwa 100 verschiedenen Sonderdrucken der Publikationen Blechschmidts sowie eine Auswahl der bei ihm unter Verwendung von Präparaten entstandenen Dissertationen lagern im Archivraum der Bibliothek. Im Büro des Kustos der Sammlung befanden sich mehrere inzwischen verlagerte Bestandseinheiten (vgl. auch Abschnitt „Kulturelle Umwandlung“): neben Sonderdrucken aus der Blechschmidt-Zeit ins-

besondere Mappen mit mikroskopischen Zeichnungen der für die Totalrekonstruktionen verwendeten Schnittserien (Abb. 3) sowie Protokollhefte mehrerer technischer Assistent*innen zur histologischen Aufbereitung von humanen, meist embryonalen und fetalen Geweben.

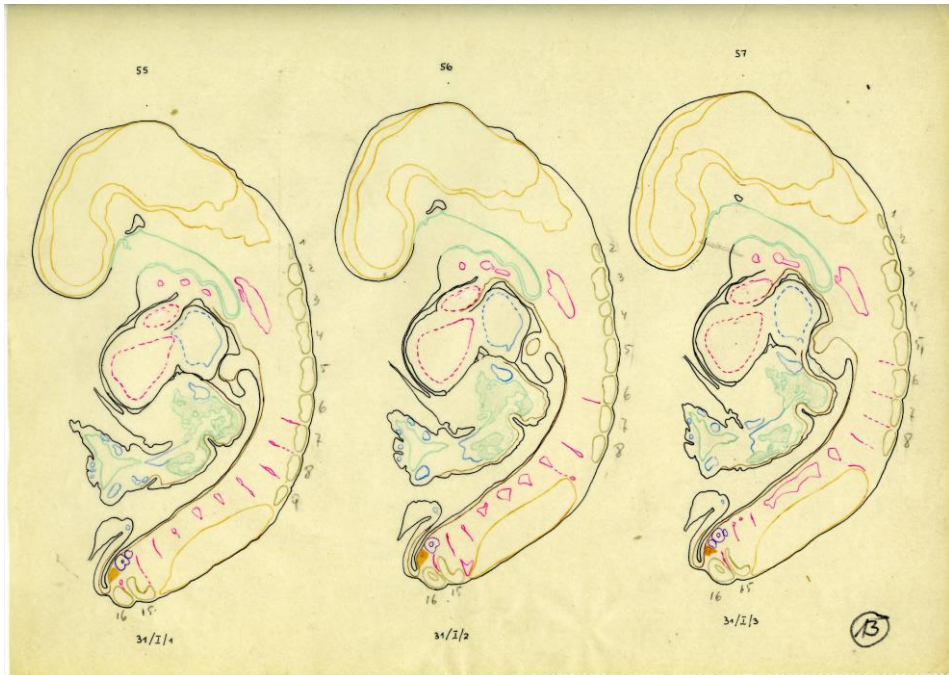


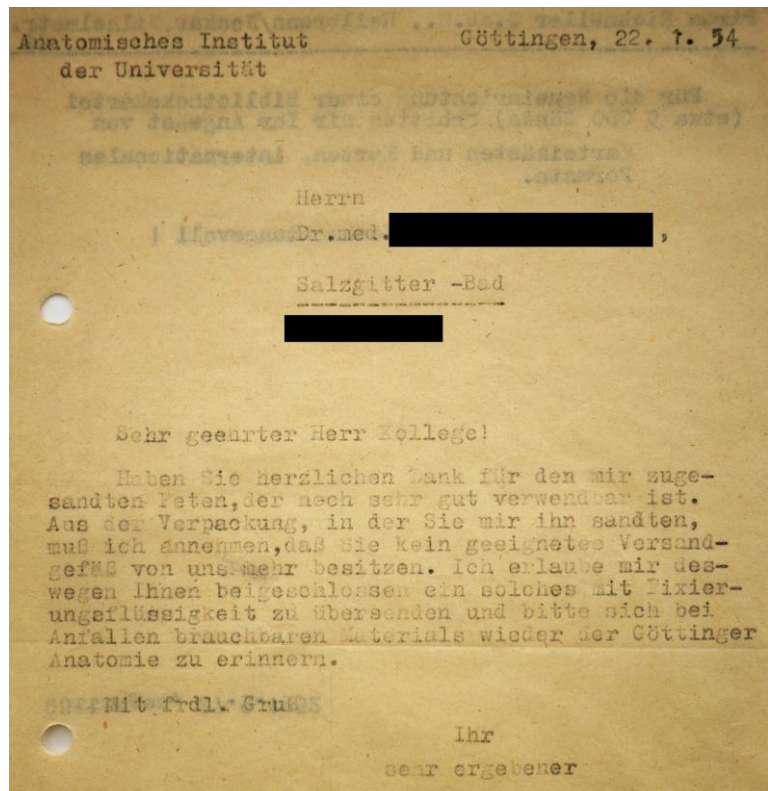
Abb. 3: Umzeichnungen von drei Schnitten des Embryo „3,4 mm, 04.09.1954“ (Foto: Michael Markert).

Ein letztes Konvolut Archivalien wurde dem Verfasser in Form eines großen Pappkartons übergeben, der Schriftgut in verschiedenen Unterbringungsformen – lose, als Paket verschnürt oder in Mappen und Ordnern – enthielt (Abb. 4). Wie eine erste Sichtung zeigte, handelte es sich dabei um Institutspost aus dem Zeitraum von 1942 bis in die 1970er Jahre, darunter hauptsächlich Briefe und Durchschläge von Gegenbriefen Blechschmidts, die Sendungen embryonaler und fetaler Präparate betrafen (Abb. 5), aber auch Korrespondenz zu Modellbau und Publikationen.



Abb. 4: Archivalien aus dem Bleichschmidt-Kontext während der ersten Sichtung
(Foto: Michael Markert)

Abb. 5:
Durchschlag
eines Gegen-
briefs Bleich-
schmidts (E 2,
Bleichschmidt
an F., Salzgit-
ter, 22.01.1954,
Bleichschmidt-
Archiv)



Angenommen wurde mit Projektantritt aber nicht nur eine Vielzahl sehr unterschiedlicher und aus wissenschaftshistorischer Perspektive größtenteils unerschlossener Bestände, sondern auch eine besondere Situation: Das Projekt war zwar innerhalb einer Institution – der Abteilung Anatomie und Embryologie am Zentrum Anatomie – untergebracht, von dieser aber weitestgehend unabhängig, was die Arbeitsorganisation und damit auch die Betreuung des Archiv- und sonstigen Quellenmaterials betraf. Dieser große Handlungsspielraum erleichterte und beschleunigte zweifellos die im Folgenden beschriebene kulturelle Umwandlung.

4 Kulturelle Umwandlung

Hahn beschreibt die kulturelle Umwandlung als einen Prozess, der die Dinge in neue Sinnzusammenhänge und Verwendungsweisen einbindet, was unter anderem deren materielle Umgestaltung und (Um-)Benennung einbeschließen kann. Im Falle der Blechschmidt-Sammlung fand eine materielle Umgestaltung vor allem als drastische Erweiterung der Sammlungsbestände statt. Dieser Prozess begann wenige Tage nach Projektbeginn und zog sich etwa bis zur Mitte der zweijährigen Projektlaufzeit. Immer wieder tauchten durch Gespräche und bei Begehungen verschiedener (Lager-)Räume Dingkonvolute auf, die einem zwischenzeitlichen individuellen und institutionellen Vergessen anheimgefallen waren und deren Bezug zur Blechschmidt-Sammlung im Rahmen des Provenienzforschungsprojektes rekonstruiert werden konnte.

So verwahrte der Nachfolger Blechschmidts, Prof. em. Hans-Jürg Kuhn, seit 1973 einen hölzernen Karteikasten, der nach der Emeritierung Blechschmidts weggeworfen werden sollte. Er wurde dem Verfasser in der zweiten Projektwoche übergeben und stellt das erste Sammlungsinventar dar, dass embryonale Präparate aus dem Zeitraum von 1945 bis 1955 verzeichnet (vgl. Abb. 8). Bald darauf wurden dem Sammlungskontext 71 Holzkästen mit insgesamt mehr als 8.000 Glasplattennegativen, -dias sowie Planfilmnegativen hinzugefügt, die neben histologischen Schnitten auch Total- und Teilansichten von Embryonen, Zeichnungen, Grafiken und Reproduktionen aus Büchern sowie seltener Rekonstruktionsmodelle oder Raumansichten zeigen (vgl. Abb. 10). Sie lagerten wie auch einige Ordner mit Kleinbildnegativen und eine Kiste mit mehreren hundert in Doktorarbeiten verwendeten Fotoabzügen und Zeichnungen weitestgehend vergessen hinter jahrelang ungeöffneten Schranktüren.

Weiterhin fanden sich unscheinbare, brüchige Papierrollen, die Tausende Umzeichnungen mikroskopischer Zeichnungen (vgl. Abb. 3) enthalten. Mit ihrer Hilfe wurden im rekonstruktiven Modellbau die Konturen von anatomischen Strukturen der histologischen Schnitte auf Wachsplatten übertragen (Abb. 6).



Abb. 6:
Umzeichnungen von histologischen Schnitten für die Modellerstellung
(Foto: Michael Markert)

Selbst verschiedene historische und wenig beachtete Präparatebestände konnten dem Blechschmidt-Kontext wie-

der zugeordnet werden, darunter Paraffinwürfel aus den 1940er und 1950er Jahren mit eingebetteten Fetenteilen für die histologische Aufbereitung (Abb. 7) sowie mehrere hundert makroskopische, für Forschungszwecke in formalin- und alkoholgefüllten Gläsern gelagerte Embryonen, Feten und fetale Körperteile.



Abb. 7: Pappkistchen und Einbettungspräparate, Auffindesituation
(Foto: Michael Markert)

Die Umgestaltung der Sammlung in materieller Form wurde durch die Anlage von neuen Bestandsverzeichnissen, die Überprüfung und Erweiterung vorhandener Inventare sowie die Umbenennung einzelner Aktenkonvolute zur Vereinfachung von Quellenangaben ergänzt. Dieser Vorgang etablierte einen ersten formalen Bezug der ‚neuen‘ Bestände zum Kontext der Provenienzforschung.

Die (Um-)Benennungen erfolgten in Kombination mit einem zweiten zentralen Schritt, der wiederum die Materialität der Überlieferung betraf: Um die langfristige Zugänglichkeit der Dokumente zu gewährleisten, wurde im Zuge der Ersterschließung ein Großteil der älteren Institutsarchivalien in säurefreie Archivkartonage umgeschichtet (Abb. 8). Dabei wurden alle Metallteile entfernt und die Konvolute neu beschriftet. Auch die Paraffinwürfel wanderten als Dokumente früherer Präparations- und Forschungspraxis aus ihrer historisch überlieferten Lagerung in kleinen Pappschachteln in entsprechend untergliederte Archivkartonage (Abb. 9). Alle Konvolute wurden in einem Lagerraum in entsprechend beschrifteten Wandschränken zusammengeführt. Objekte, die zuvor als so zufällige wie randständige Hinterlassenschaften einer vergangenen Institutsepoche erschienen, wurden so formal zu langfristig archivierbaren, leicht zugänglichen Quellen und Zeugnissen für wissenschafts- und sammlungshistorische Forschung.



Abb. 8: Das erste Inventar der Sammlung während der Umlagerung in Archivkartonage (Foto: Michael Markert)



Abb. 9: Einbettungspräparate nach der Umlagerung in Archivkartonage (Foto: Michael Markert)

Die Veränderung der physischen Bestände begleiteten digitale Maßnahmen, welche die kulturelle Umwandlung besonders deutlich machen: Für die embryologische Forschung sind etwa Färbemethode und Schnitttrichtung der Schnittserien, die abgebildeten Gewebe auf Fotografien oder der physische Zustand von Makropräparaten besonders relevant. Die Provenienzforschung an einem solchen Bestand hingegen interessiert sich nicht für den fachwissenschaftlichen ‚Gehalt‘, sondern vorrangig für die aufgebrachten Beschriftungen zur Identifikation und zeitlichen Einordnung. So konnten etwa anhand von historischen Fotografien, die mutmaßlich für Dokumentationszwecke kurz nach der Ankunft eines Präparats in Blechschmidts Institut und somit zu Beginn der Präparation angefertigt wurden, bisher unbekannte und heute nicht mehr vorhandene, obgleich im Institut bearbeitete Präparate identifiziert werden. Für die entsprechende Sichtung und Transkription sowie aus Gründen des Bestandsschutzes wurden deshalb auch die annähernd 8.000 Glasplattennegative und -dias aus dem Blechschmidt-Kontext vollständig digitalisiert (Abb. 10).



Abb. 10: Dieses Glasnegativ zeigt bisher unbekannte Modelle, die vermutlich der heutigen Sammlung vorausgingen und in den 1940er Jahren angefertigt wurden (Foto: BLE_GN_9x12rot_0310, Blechschmidt-Archiv)

Bestandsschutzmaßnahmen wie die Umlagerung von Archivmaterial oder die Digitalisierung ganzer Bildbestände waren kein Teil des Projektauftrages. Sie müssen vielmehr als Ausdruck einer wachsenden ‚Nähe‘ zur Sammlung und dem daraus resultierenden Wunsch des Verfassers verstanden werden, gefährdete Bestandseinheiten zu sichern und in ihrer Relevanz für den Sammlungskontext auszuweisen. Zugleich belegen sie eine wachsende Souveränität im Umgang mit der Sammlung, handelt es sich doch bei solchen physischen Veränderungen um recht weitreichende Eingriffe, die eher dem (über alle durchgeführten Schritte selbstverständlich informierten) Kustos, als einem externen, nur temporär anwesenden Provenienzforscher zustehen.

Ursache dieser Veränderung des Forscher-Selbstverständnisses und der Anwendung kustodischer Praktiken war zweifellos erstens der ungehinderte und damit auch unvermittelte Zugang zu den Sammlungsräumen sowie die daraus resultierende Autonomie in der Sammlungserschließung. Zweitens spielte aber auch individuelles Sammlungswissen eine wichtige Rolle: Manche der oben beschriebenen Bestände kamen vielfach in den Blick des Verfassers, ohne dass ein Bezug zur Blechschmidt-Sammlung oder ihre historische Funktion erkannt wurde, weil entscheidenden Hinweise fehlten – etwa der Name eines Doktoranden, Informationen zu einem Inventarisierungssystem oder Wissen über bestimmte Laborprozesse. Lag dieses Wissen dann vor, so veränderte dies sofort den Objektstatus und damit bevor etwa der Kustos hinzugezogen oder die Abteilungsleitung informiert wurde. Diese Aneignung als Annäherung erfolgte allerdings nur auf dinglicher und nicht disziplinärer Ebene: Zentral für die Statusänderung von Sammlungsbeständen waren Kriterien der Fachkultur des Verfassers und dabei vor allem Fragen der Provenienzforschung, potentielle anatomisch-embryologische Interessen wurden nur sekundär berücksichtigt.

5 Inkorporierung

Der ‚richtige‘ Gebrauch von Dingen, als den Hahn die Inkorporierung umschreibt, behandelt im Rahmen der Provenienzforschung an der Blechschmidt-Sammlung sowohl die schon bekannten als auch die wiederentdeckten Artefakte als Zeugnisse einer früheren Sammlungspraxis und macht sie damit historiographisch fruchtbar. Die immer wieder anzutreffenden Kerndaten der Präparate – Tag des Präparationsbeginns und Länge – verweisen dabei auf ein bestimmtes Ereignis in dessen Geschichte – den Eingang in den Institutsbetrieb – und damit die sammelnde Praxis vor Ort. Dieses Schlüsselmoment verbindet die ‚erste‘ Geschichte eines Präparates, jene einer Gewinnung aus einer Patientin und der Überführung in die Göttinger Anatomie, mit seiner ‚zweiten‘ Geschichte in der Sammlung, die mit der Umlagerung in frische Fixierungslösung, der Vermessung der Körperlänge, der Eintragung im Einbettungsprotokoll und der Anfertigung eines Fotos begann.

Die Provenienzforschung an der Blechschmidt-Sammlung kann so als eine Rekonstruktion dieser individuellen Schlüsselmomente von Präparaten verstanden werden, in denen sie noch mit einer Patientin und einem (meist klinischen) Vorgang verbunden waren und gleichzeitig noch keine endgültige Form als Dauerpräparat, Glasplattennegativ oder Leihobjekt hatten. Während der Projektbearbeitung ließen sich so unterschiedliche materielle Formen und Medien an einem Ereignis verknüpfen und dadurch vermittelte Informationen über Gewinnungs- und Nutzungsweisen verschränken. Insbesondere konnten unterschiedliche ‚Belegformen‘ für Präparate – etwa im Einbettungsprotokoll, dem Inventar und dem Briefwechsel – miteinander abgeglichen werden, um aus der zeitlichen Nähe eines Briefes zu einer Präparatesendung und dem Präparationsdatum einer noch vorhandenen Schnittserie deren institutionelle Herkunft abzuleiten. Dankesbriefe Blechschmidts mit Informationen über die geplante Verwendung wiederum wurden als Indiz dafür gedeutet, dass ein Präparat als Sammlungsstück in der Anatomie verblieb.

Der neue ‚richtige‘ Gebrauch ging jedoch weit über Fragen der Provenienzforschung hinaus, da gerade die bisher unbekannten Bestände der Blechschmidt-Sammlung es erlaubten, deren wissenschaftliche Nutzungsgeschichte sehr dicht zu beschreiben. So vermitteln die vielfältigen fotografischen Artefakte einen Einblick in die bildgebenden und modellbildenden Praktiken an Blechschmidts Institut, was vom Verfasser in einer eigenen Publikation aufgearbeitet wurde.³⁸ In Zusammenarbeit mit dem Kustos Jörg Männer entstand zudem eine Objektbiographie für ein embryologisch interessiertes Fachpublikum, die den Entstehungsprozess der Modelle und deren wissenschaftlichen Einsatz an einer einzelnen Schnittserie unter Verwendung von Briefen, Protokollen und historischen Abbildungen nachzeichnet.³⁹

Die große Überlieferungsdichte und Vielfältigkeit des Materials – Modelle, Schnittserien, Makropräparate, Protokollhefte, Briefe, Inventare, Fotografien – machte die Sammlung außerdem zu einem idealen und sehr konkreten Fallbeispiel für vom Verfasser durchgeführte Seminare am Institut für Ethik und Geschichte der Medizin der Universitätsmedizin Göttingen. In diesen Lehrveranstaltungen für Medizinstudierende standen berufsethische Aspekte im Vordergrund; etwa die fehlende informierte Zustimmung⁴⁰ der Patientinnen oder die nur rudimentäre Dokumentation von Präparaten in der Sammlung und den darauf aufbauenden Publikationen.

Die an der Sammlung verhandelbaren übergeordneten Fragen zu naturwissenschaftlichen Arbeitspraktiken, zum Umgang mit menschlichen Überresten und der (wissenschafts-)kulturellen Bewertung ungeborenen menschlichen Lebens erlaubten einen Einsatz auch in der Lehre des Instituts für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie. Entwickelt und vorbereitet wurde dabei im Rahmen eines

³⁸ Markert 2020.

³⁹ Männer; Markert 2021.

⁴⁰ Freier 2014.

einjährigen Lehrforschungsprojektes eine Sonderausstellung als Intervention im Ausstellungsraum, die der bisher vorrangig embryologisch-anatomischen Nutzung der Sammlung andere Deutungsangebote an die Seite stellen und Kontextwissen verfügbar machen sollte.⁴¹ Umgesetzt wurde wegen der COVID-19-Pandemie eine virtuelle und unter <https://blickwechsel.gbv.de/digitale-ausstellung/> einsehbare Ausstellung sowie ein Sammelband mit studentischen Beiträgen.⁴² Manche der im Rahmen des Provenienzforschungsprojektes erschlossenen Archivalien werden zukünftig im Forum Wissen, dem voraussichtlich im Frühjahr 2022 öffnenden Göttinger Universitätsmuseum, präsentiert und erlauben dort Einblick insbesondere in die Verfahren wissenschaftlicher Modellierung.

Die anatomisch-embryologische Fachsammlung wurde im Zuge des Provenienzforschungsprojektes jedoch nicht nur zu einem wissenschafts- und kulturhistorischen Forschungs- und Ausstellungsgegenstand, sondern auch zu einem der Restaurierungswissenschaften. Bei der Modellsammlung handelt es sich um einen sehr frühen Einsatz von Kunstharzen für eine dauerhafte Präsentation und über die Alterungsprozesse dieser Materialien sowie eventuelle chemische Reaktionen zwischen ihnen ist wenig bekannt. Es wurde deshalb angeregt, ein Bestandsschutzkonzept erstellen zu lassen, das als Masterarbeit an der Fachhochschule Erfurt entstand und auch neue Einsichten zum Herstellungsprozess der Modellkörper lieferte (Abb. 11).⁴³



Abb. 11: Röntgenaufnahme eines der Modelle von Embryo „10 mm, 20.07.1946“. Zu sehen ist die komplexe Metallarmierung, die sich durch die Modellkörper zieht (Aufnahme: Jörg Larsen, Institut für Diagnostische und Interventionelle Radiologie, Universitätsmedizin Göttingen).

⁴¹ Vgl. auch Markert in print.

⁴² Domdey u. a. 2021.

⁴³ Krieg 2019.

Über wissenschaftliche Fragen hinausgehend wurde schlussendlich auf Basis der Ergebnisse der Provenienzforschung und den daraus abgeleiteten sammlungsethischen Empfehlungen ein Kommunikationsprozess zwischen Zentrum Anatomie und dem Regenbogenverein Göttingen über die Deakzession von nicht für Forschung und Lehre genutzten Embryonen und Feten angeregt. Dieser soll mittelfristig (Stand August 2021) zu ersten Bestattungen vorgeburtlicher menschlicher Überreste aus der Blechschmidt-Sammlung führen.⁴⁴

6 Fazit

In den vorhergehenden Kapiteln wurde der Einsatz zentraler kustodischer und kuratorischer Praktiken – Akzession, Inventarisierung, Digitalisierung, Anordnung, Konservierung, Ausstellung und Vermittlung – im Rahmen wissenschaftshistorischer Sammlungsforschung an einem Fallbeispiel herausgearbeitet. Mit der Aneignung der Blechschmidt-Sammlung im Rahmen des Provenienzforschungsprojektes ist dabei ein Prozess charakterisiert worden, der nicht nur neue Perspektiven und Nutzungsmöglichkeiten für die Sammlung eröffnete, sondern diese selbst deutlich erweiterte und auch materiell grundlegend veränderte. Die ‚alte‘ Blechschmidt-Sammlung – bestehend aus Schnittserien und Rekonstruktionsmodellen – verwandelte sich so langsam in ein überraschend komplexes Gebilde aus vielfältigen Sammlungsbeständen und Kontextobjekten. Der Prozess ihrer Erforschung führte damit zu einem weitreichenden Umbau der Sammlung. Unterstützt wurde die Transformation zweifellos von der sehr offenen Annahmesituation und dem großen Handlungsspielraum innerhalb der Abteilung Anatomie und Embryologie und insbesondere den Sammlungsräumen.

Die Entstehung der ‚erweiterten‘ Blechschmidt-Sammlung fand im Rahmen einer (fach-)kulturellen Umwandlung statt, die aus der Anatomie und Embryologie heraus in die Wissenschaftsgeschichte führte und dadurch eine Neubetrachtung und Neuordnung der materiellen Überlieferung im Zentrum Anatomie ermöglichte. Deren methodischer Kern war eine vielleicht schlichte, aber wirkmächtige Umdeutung der aus einer Längenangabe und dem Datum des Präparationsbeginns bestehenden Objektbezeichnungen im Sammlungsinventar. Der embryologischen Forschung dient die Körperlänge vor allem als Orientierung über das ‚Entwicklungsalter‘ eines Präparates und das Präparationsdatum allein der Unterscheidung von Präparaten gleicher Länge. Für die Provenienzforschung an der Sammlung hingegen war diese Datenkombination *die* zentrale Information, weil sie die Verschränkung von Präparaten und Archivquellen erlaubte und den wiederentdeckten Sammlungsbeständen Relevanz verlieh. Voraussetzung dafür war ein über die Projektlaufzeit wachsendes sammlungshistorisches Wissen, dass die Zuordnung der ‚neuen‘ Bestände erlaubte.

⁴⁴ E-Mail-Korrespondenz mit Birgit Scharnowski-Huda vom Regenbogenverein Göttingen am 19. März 2021.

Verändert hat sich jedoch nicht nur die Menge von Artefakten in der Blechschmidt-Sammlung und damit deren Form, sondern auch ihre Funktion: Bis Projektbeginn waren nur die Modell- und Schnittserien-Bestände wissenschaftlich relevante Objekte und dies vorrangig innerhalb der Humanembryologie. Während der Bearbeitung wurden auch andere Bestände aus dem Sammlungskontext in den Blick genommen und dadurch für wissenschafts- und sammlungshistorische, kultur- und restaurierungswissenschaftliche sowie nicht zuletzt (medizin-)ethische Diskurse relevant.

Das Projekt blieb jedoch eine temporäre Intervention vergleichbar kuratorischer Ausstellungspraxis und die damit verbundene Dynamik ging mit dem Ende der Laufzeit schnell verloren: Die im vorherigen Abschnitt erwähnte Bestattung von embryonalen und fetalen Präparaten ist inzwischen zwei Jahre in der Diskussion und auch die ebenfalls im Projektbericht empfohlene Anbringung einer Gedenktafel mit Informationen zur Sammlungsgeschichte steht weiterhin aus. Eine Traditionsbildung entsprechend dem Aneignungs-Modell von Hahn, in der die neuen, im Projekt praktizierten kustodischen und kuratorischen Umgangsweisen mit den gesammelten Dingen verstetigt werden, hat also bestenfalls in Ansätzen stattgefunden.

Dies gilt mit Blick auf die neuen Bestände allerdings nur als Perspektive der vorübergehenden kulturellen Umwandlung und Inkorporierung der Sammlung im Rahmen der Provenienzforschung. Wie der Sammlungskustos Jörg Männer dem Verfasser kürzlich berichtete,⁴⁵ wird er einige der qualitativ herausragenden Mikrofotografien aus der während des Projektes digitalisierten historischen Plattennegativsammlung zukünftig in Lehrveranstaltungen einsetzen, und sieht auch Potential für eine Verwendung im Rahmen seiner embryologischen Forschungsarbeit. Durch den Kustos findet also gerade eine Aneignung und Inkorporierung der neuen Sammlungsbestände in anatomisch-embryologische Forschungs- und Lehrpraktiken statt.

Literatur

Bleichschmidt, Erich (1954): „Rekonstruktionsverfahren mit Verwendung von Kunststoffen. (Ein Verfahren zur Ermittlung und Demonstration von Entwicklungsbewegungen).“ In: Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, (1954), 118, S. 170–174.

Bleichschmidt, Erich (1961): Die vorgeburtlichen Entwicklungsstadien des Menschen. Basel: Karger.

Bleichschmidt, Erich (1963): Der menschliche Embryo. Stuttgart: Schattauer-Verlag.

⁴⁵ E-Mail-Korrespondenz mit Jörg Männer am 19. Mai 2021.

- Blechschmidt, Erich (1968): Vom Ei zum Embryo. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Blechschmidt, Erich (1973): Die pränatalen Organsysteme des Menschen. Stuttgart: Hippokrates.
- Brandstetter, Anna-Maria; Hierholzer, Vera (2018a): „Sensible Dinge. Eine Einführung in Debatten und Herausforderungen.“ In: Nicht nur Raubkunst! Sensible Dinge in Museen und universitären Sammlungen. Herausgegeben von Anna-Maria Brandstetter; Vera Hierholzer. Göttingen: V&R unipress, S. 11–28.
- Brandstetter, Anna-Maria; Hierholzer, Vera (Hrsg.) (2018b): „Sensible‘ Objekte in Universitätssammlungen. Zum Stand der Diskussion.“ In: Nicht nur Raubkunst! Sensible Dinge in Museen und universitären Sammlungen. Göttingen: V&R unipress, S. 293–315.
- Braun, Peter (Hrsg.) (2015): Objektbiographie. Ein Arbeitsbuch. Weimar: VDG.
- Deutscher Museumsbund e. V. (2019): Professionell arbeiten im Museum. URL: <https://www.museumsbund.de/publikationen/professionell-arbeiten-im-museum/> (Zugriff am: 26.04.2021).
- Domdey, Anna u. a. (2021): Zwischen Mensch und Modell. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen. DOI: <https://doi.org/10.17875/gup2020-1358>.
- Förster, Larissa; Stoecker, Holger (2016): Haut, Haar und Knochen: koloniale Spuren in naturkundlichen Sammlungen der Universität Jena. Weimar: VDG.
- Freier, Friedrich von (2014): „Informierte Zustimmung/Einwilligungserklärung.“ In: Handbuch Ethik und Recht der Forschung am Menschen. Herausgegeben von Christian Lenk; Gunnar Duttge; Heiner Fangerau. Heidelberg: Springer, S. 177–185.
- Fuchs, Jakob u. a. (2021): Menschliche Überreste im Depot. Empfehlungen für Betreuung und Nutzung. URL: https://wissenschaftliche-sammlungen.de/files/4416/2140/5696/Menschliche_berreste_im_Depot_V2.pdf (Zugriff am: 19.04.2021).
- Georg-August-Universität Göttingen (2021a): Forum Wissen – Georg-August-Universität Göttingen. URL: <https://www.uni-goettingen.de/de/forum+wissen/521321.html> (Zugriff am: 19.04.2021).
- Georg-August-Universität Göttingen (2021b): VW-Projekt Sensible Provenienzen. URL: <https://www.uni-goettingen.de/de/vw-projekt+sensible+provenienzen/627355.html> (Zugriff am: 14.04.2021).
- Griesser, Martina u. a. (2016): Gegen den Stand der Dinge: Objekte in Museen und Ausstellungen. Berlin: De Gruyter.

- Hahn, Hans Peter (2005): *Materielle Kultur. Eine Einführung*. Berlin: Reimer.
- Hahn, Hans Peter (2015a): „Der Eigensinn der Dinge. Einleitung.“ In: *Vom Eigensinn der Dinge: für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen*. Herausgegeben von Hans Peter Hahn. 2. Aufl. Berlin: Neofelis Verlag, S. 9–56.
- Hahn, Hans Peter (2015b): „Die geringen Dinge des Alltags. Kritische Anmerkungen zu einigen aktuellen Trends der Material Culture Studies.“ In: *Materialisierung von Kultur. Diskurse, Dinge, Praktiken*. Herausgegeben von Karl Braun; Claus-Marco Dieterich; Angela Treiber. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 28–42.
- te Heesen, Anke (2008): „in medias res. Zur Bedeutung von Universitätssammlungen.“ In: *N. T. M.*, 16 (2008), S. 485–490.
- te Heesen, Anke (2013): „(Differenzierung) Ausstellen, ausstellen, ausstellen.“ In: *Begriffe des Ausstellens: von A bis Z) = Terms of exhibiting: (from A to Z*. Herausgegeben von Petra Reichensperger. Berlin: Sternberg Press, S. 42–47.
- te Heesen, Anke; Spary, Emma C. (2001): „Sammeln als Wissen.“ In: *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*. Herausgegeben von Anke te Heesen; Emma C. Spary. Göttingen: Wallstein, S. 7–21.
- Heumann, Ina u. a. (Hrsg.) (2018): *Dinosaurierfragmente: zur Geschichte der Tendaguru-Expedition und ihrer Objekte, 1906–2018*. Göttingen: Wallstein, S. 311.
- Hill, Marc (2021): Human Embryology Consortium. URL: https://human-embryology.org/wiki/Main_Page (Zugriff am: 20.05.2021).
- Hochschule für Bildende Künste Dresden u. a. (Hrsg.) (2018): *Unmittelbarer Umgang mit menschlichen Überresten in Museen und Universitätssammlungen. Stimmen und Fallbeispiele*. Dresden: URL: <https://wissenschaftliche-sammlungen.de/files/1815/4469/5645/Unmittelbarer-Umgang-mit-menschlichen-berresten-in-Museen-und-Universittssammlungen.pdf> (Zugriff am: 09.03.2020).
- Hopwood, Nick (2004): „Plastic publishing in embryology.“ In: Hopwood, Nick; de Chadarevian, S. (Hrsg.): *Models. The third dimension of science*. Herausgegeben von Nick Hopwood; Soraya de Chadarevian. Stanford: Stanford University Press, 2004, S. 170–206.
- Hoßfeld, Uwe u. a. (2015): „The History of Embryology Seen through the Lens of a Human Embryo Model (Embryo His Br3) Made by Firma Osterloh in Leipzig.“ In: *Studies in the History of Biology*, 7 (2015), S. 79–87.
- Ingold, Tim (2007): „Materials against materiality.“ In: *Archaeological Dialogues*, 14 (2007), S. 1–16.

- Koordinierungsstelle (2021): Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitätssammlungen in Deutschland. URL: <https://wissenschaftliche-sammlungen.de/de/> (Zugriff am: 14.04.2021).
- Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitätssammlungen in Deutschland (2021): BMBF fördert 15 Projekte zur Erschließung und Erforschung universitärer Sammlungen Koordinierungsstelle wissenschaftliche Sammlungen. URL: <https://wissenschaftliche-sammlungen.de/de/nachrichten/aktuelles/bmbf-foerdert-15-projekte-zur-erschliessung-und-erforschung-universitaerer-sammlungen> (Zugriff am: 20.05.2021).
- Krieg, Till (2019): Die humanembryologischen Repliken aus der Blechschmidt-Sammlung des Zentrums Anatomie der Universität Göttingen. Naturwissenschaftliche Untersuchungen und konservatorische Annäherung. Masterarbeit. FH Erfurt. Erfurt.
- Kruepunga, Nutmethee u. a. (2020a): „Development of extrinsic innervation in the abdominal intestines of human embryos.“ In: *Journal of Anatomy*, 237 (2020), 4, S. 655–671. DOI: <https://doi.org/10.1111/joa.13230>.
- Kruepunga, Nutmethee u. a. (2020b): „Extrinsic innervation of the pelvic organs in the lesser pelvis of human embryos.“ In: *Journal of Anatomy*, 237 (2020), 4, S. 672–688. DOI: <https://doi.org/10.1111/joa.13229>.
- Männer, Jörg (2014): „Die Humanembryologische Dokumentationssammlung Blechschmidt. Eine modellbasierte Gesamtschau auf einen dynamischen Formbildungsprozess.“ In: *Das materielle Modell. Objektgeschichten aus der wissenschaftlichen Praxis*. Herausgegeben von David Ludwig; Cornelia Weber; Oliver Zauzig. Paderborn: Wilhelm Fink, S. 33–39.
- Männer, Jörg (2018): „Humanembryologische Dokumentationssammlung Blechschmidt.“ In: *Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen*. Herausgegeben von Ulrike Beisiegel. 2. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, S. 52–53.
- Männer, Jörg; Markert, Michael (2021): „The Biography of Specimen ‘09.04.1954, 3.4 mm’ from the ‘Blechschmidt Collection of Human Embryos’ at Göttingen University.“ In: *Cells Tissues Organs*. DOI: <https://doi.org/10.1159/000518247>.
- Markert, Michael (2019): Die „Humanembryologische Dokumentationssammlung Blechschmidt“: Geschichte einer sensiblen Sammlung, 1939–1973. Ergebnisse und Empfehlungen des Provenienzforschungsprojektes. DOI: <https://doi.org/10.3249/ugoe-publ-2>.

- Markert, Michael (2020): „Modellierte Individualentwicklung. Humanembryologische Praktiken an der Universität Göttingen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.“ In: NTM, 28 (2020), S. 481–517.
DOI: <https://doi.org/10.1007%2Fs00048-020-00275-3>.
- Markert, Michael (2021): „Ethical Aspects of Human Embryo Collections: A Historically Grounded Approach to the Blechschmidt Collection at the University of Göttingen.“ In: Cells Tissues Organs, 209 (2021), S. 189–199.
DOI: <https://doi.org/10.1159/000513176>.
- Markert, Michael (in print): „Aliens im Keller. Eine embryologische Ausstellung als Medium für Fachwissenschaft, Weltanschauung und Sammlungsgeschichte.“ In: Gesundheitskommunikation und Geschichte: Interdisziplinäre Perspektiven. Herausgegeben von Doreen Reifegerste; Christian Sammer. Stuttgart: Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft e.V.
- Mildenberger, Florian G. (2016a): „Anatomist, Anti-Abortionist, Anti-Darwinian The three lives of Erich Blechschmidt (1904–1992).“ In: Medizinhistorisches Journal, 51 (2016), 3, S. 246–279.
- Mildenberger, Florian G. (2016b): „Anmerkungen zu Blechschmidt.“ In: Osteopathische Medizin, 17 (2016), 1, S. 31–32.
DOI: [https://doi.org/10.1016/S1615-9071\(16\)60010-2](https://doi.org/10.1016/S1615-9071(16)60010-2).
- Miyazaki, Reina u. a. (2018): „Blechschmidt Collection: Revisiting specimens from a historical collection of serially sectioned human embryos and fetuses using modern imaging techniques.“ In: Congenital Anomalies, 58 (2018), 5, S. 152–157. DOI: <https://doi.org/10.1111/cga.12261>.
- MUT Museum der Universität Tübingen (2021): MUT – Museum der Universität Tübingen – MUT Tübingen. URL: <https://www.unimuseum.uni-tuebingen.de/> (Zugriff am: 19.04.2021).
- Regenbogenverein Göttingen (2021): Regenbogenverein Göttingen | Ein Hauch von Leben – unvergessen. URL: <https://regenbogenverein-goettingen.de/> (Zugriff am: 22.04.2021).
- Ritter, Barbara (1989): „Werkstoff Embryo.“ In: Konkret, (1989), 10/89, S. 88–91.
- Ritter, Barbara (1991): „Werkstoff Embryo. Zur Geschichte der Embryologie und Gynäkologie.“ In: Vorsicht „Lebensschützer“! Die Macht der organisierten Abtreibungsgegner. Herausgegeben von Frauen gegen den § 218 – Bundesweite Koordination. Hamburg: Konkret-Literatur-Verl., S. 118–125.
- Tilley, Christopher u. a. (2006): „Introduction.“ In: Handbook of material culture. Herausgegeben von Christopher Tilley u. a. London u. a.: Sage, S. 1–6.

- Tilley, Christopher (2006): „Objectification.“ In: Handbook of material culture. Herausgegeben von Christopher Tilley u. a. London u. a.: Sage, S. 60–73.
- Verlagsgruppe arts + science weimar (2021): Verlagsgruppe arts + science weimar. Laborberichte. URL: <https://asw-verlage.de/reihen/laborberichte/> (Zugriff am: 19.04.2021).
- Wissenschaftsrat (Hrsg.) (2011): Empfehlungen zu wissenschaftlichen Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen. Berlin: Wissenschaftsrat. URL: <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/10464-11.pdf> (Zugriff am: 07.12.2011).

Danksagung

Ich danke Daniela Döring für ihre wertvollen Kommentare zum Manuskript aus kuratorischer Perspektive.

Address for Correspondence

Michael Markert
Professur für Materialität des Wissens
Kunstgeschichtliches Seminar
Georg-August-Universität Göttingen
Friedländer Weg 2
37085 Göttingen
Deutschland
Telefon: 0551/39-21126
E-Mail: michael.markert@uni-goettingen.de

Ein Gründergeist in zwei Gesellschaftsepochen: Die Rolle von Wilhelm Ziegmayer (1898–1951) in der Geschichte der Ernährungswissenschaft

Georgy S. Levit

Abstract: Wilhelm Ziegmayer (1898–1951) was a German nutrition researcher, who played an important role in the institutionalization and professionalization of the food science in Germany. Ziegmayer's special merit was that he succeeded in establishing a series of research institutes with an objective to establish a holistic approach to the nutrition studies combining both applied and fundamental science. His dream ultimately came true after the WWII as he founded the Institute for Food and Nutrition Science in Berlin-Dahlem (1945) and, later, its Branch-Office in Potsdam-Rehbrücke (1946). Until today Ziegmayer remains a controversial figure. He began his actual scientific career after Nazis came to power and became a "Governing Council" (*Regierungsrat*) in the German Military Administration (*Heeresverwaltung*) in 1936 (in 1939 he was promoted to a Senior Governing Council – *Oberregierungsrat*). He was responsible for field kitchens and headed the Working Group Development and Research in Nutrition and Food Industry. Despite his relatively modest position within the Military Administration, several modern historians and mass media accused Ziegmayer in being engaged into the planning of the Siege of Leningrad, one of the biggest crimes against humanity in history, which claimed more than one million lives. This hypothesis is at odds with the NSDAP files accusing him in collaboration with Jews and even in a sabotage by supplying German troops. To the end of the war Ziegmayer was sentenced to several months in a "fortress" (*Festung*) on probation. Ziegmayer was never a member of the Nazi party and was approved by the Soviet Military Administration in Germany to become a Vice-president of the German Administration for Commerce and Supply (*Deutsche Verwaltung für Handel und Versorgung*). Using this position as a starting point, he founded, among others, a research institute, a successor of

which is known today as the *German Institute for Human Nutrition Potsdam-Rehbrücke*. The objective of this paper is to shed light on Ziegmayers biography and to examine the hypothesis of his alleged participation in the Siege of Leningrad.

Keywords: Wilhelm Ziegmayer, Institute for Food and Nutrition Science, Branch-Office Potsdam-Rehbrücke, the Siege of Leningrad, History of nutrition science in Germany

1 Einführung

Die Person Wilhelm Ziegmayer (1898–1951) ist hoch umstritten. Sowohl der russische Schriftsteller Daniil Granin wie auch die Historiker Götz Aly und Susanne Heim haben in ihren Publikationen Ziegmayer für die Planung der Blockade von Leningrad mitverantwortlich gemacht. Die Blockade von Leningrad während des Zweiten Weltkrieges war eines der schrecklichsten Verbrechen gegen die Menschlichkeit in der Menschheitsgeschichte und hatte den Hungertod von mehreren Hundertausenden Zivilisten zur Folge. Die Antwort auf die Frage nach Ziegmayers Beteiligung an diesem Verbrechen ist entscheidend für die Beurteilung seiner Persönlichkeit. Dabei gilt er als herausragender Wissenschaftler, als Gründer der drei deutschen ernährungswissenschaftlichen Forschungsinstitute, die eine bedeutende Rolle in der Institutionalisierung der Ernährungswissenschaft im deutschen Sprachraum gespielt haben.

Wie sein Kollege Arthur Scheunert (1879–1957, Ernährungs- und Vitaminforscher) nach dem Zweiten Weltkrieg rückblickend rekapitulierte, scheiterten seit 1925 alle „laufend wiederholten“ Bemühungen, ein Institut für Ernährungsforschung in Deutschland zu gründen.¹ Unmittelbar vor Beginn des Zweiten Weltkrieges entstanden in Berlin mehrere kleinere wissenschaftliche Abteilungen an den Universitäten, die sich Ernährungsfragen widmeten. Die 1941 in Leipzig gegründete *Reichsanstalt für Vitaminforschung und Vitaminprüfung* gehörte zu den wenigen spezialisierten Institutionen, die sich mit Ernährung beschäftigten. Erst unter der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) erfolgte im Jahr 1946 die Gründung des *Instituts für Ernährung und Verpflegungswissenschaft in Potsdam-Rehbrücke* und 1948 wurde die *Reichsanstalt für Vitaminforschung* aus Leipzig nach Rehbrücke verlegt. Das Institut in Rehbrücke (sowjetische Besatzungszone) war anfangs ein Zweiginstitut des gleichnamigen und ebenfalls von Ziegmayer unmittelbar nach dem Krieg gegründeten *Instituts für Ernährung und Verpflegungswissenschaft* in Berlin-Dahlem (amerikanische Besatzungszone). Das Dahlemer Institut wurde jedoch am 26. Oktober 1950 geschlossen, dadurch gewann das „Zweiginstitut“ in Potsdam-Rehbrücke an Bedeutung.² Die „Ziegmayer Institute“ (in Dahlem und in Rehbrücke) waren in der Nachkriegszeit nicht die einzigen Forschungseinrichtungen,

¹ BLHA, AdW, ZfE, Rep. 1436, Bl. 000043; Schreiben von Scheunert an das Ministerium für Lebensmittelindustrie vom 26.8.1955.

² LAB, B Rep. 014, Nr. 2847.

die sich unmittelbar mit verschiedenen Aspekten der Ernährung beschäftigten. Daneben gab es allein in Berlin fünf weitere Institute, die allerdings alle hochspezialisiert waren, wie z.B. das „Institut für Zuckerindustrie“, im sowjetischen Sektor in Berlin-Friedrichshagen oder das „Institut für Gärungsgewerbe und Stärkefabrikation“ im französischen Sektor in Berlin-Wedding. Das Rehbrücker Forschungsinstitut war jedoch das erste Ernährungsinstitut im damals getrennten Deutschland, dass das Thema Ernährung holistisch anging, d. h. alle sowohl fundamentalen wie auch angewandten Aspekte der Ernährungswissenschaft, inklusive der Vitaminforschung, ganzheitlich zu erforschen, bemüht war. Dieses holistische Herangehen des Instituts geht auf Wilhelm Ziegmayer zurück. Das Konzept des Instituts war das Ergebnis seines langjährigen Strebens eine Institution aufzubauen, in dem Fragen der Ernährung ganzheitlich beforscht werden konnten.

In der vorliegenden Arbeit wird Ziegmayers Biographie anhand der primären Archivquellen rekonstruiert. Seine Tätigkeit im Nazideutschland und nach dem Krieg wird belegt und die Hypothese, die ihm eine Beteiligung an der Blockade zuschreibt, anhand der mir zu diesem Zeitpunkt vorliegenden Dokumente geprüft. Es ist nicht ausgeschlossen, dass weitere Dokumente vorhanden sind, die zum Umdenken seiner Rolle während des Krieges führen.

2 Ziegmayers erste Schritte in der Wissenschaft

Ziegmayer wurde am 18. Januar 1898 in Schweich an der Mosel, als Sohn des Eisenbahnnamtmannes Karl Ziegmayer und seiner Ehefrau Maria Ziegmayer, geborene Großmann, geboren.³ Die Familie war katholisch. Nach dem Besuch der Volksschule und des humanistischen Gymnasiums in Trier diente er von 1914 bis zur krankheitsbedingten Entlassung im Jahre 1915 als Sanitätssoldat. Anschließend besuchte er das Lehrerseminar in Trier und bestand 1918 die Lehrer- und 1920 die Mittelschullehrerprüfung für die Fächer Zoologie, Botanik und Erdkunde-Geologie.⁴ Neben seiner Schultätigkeit als Mittelschullehrer in Saarbrücken studierte er von 1921 bis 1925 Biologie, Chemie und Physiologie an den Universitäten Frankfurt am Main, Marburg, Perugia, Rom und besuchte die berühmte Zoologische Station in Neapel (Dieckmann⁵ 1951). Ziegmayer wurde am 25. Februar 1925⁶ mit einer Dissertation über Entwicklung und Wachstum der Kopepoden zum Dr. phil. an der philosophischen Fakultät der Philipps-Universität Marburg promoviert.⁷

³ Archiv Humboldt Universität zu Berlin, Personalakte Wilhelm Ziegmayer, III, Z58.

⁴ BLHA, Rep. 465 ZfE, Nr. 193, Bl. 13.

⁵ Friedrich August Dieckmann, der für Ziegmayer „In Memoriam“ geschrieben hatte, kannte Ziegmayer gut persönlich. Laut einigen Angaben war er seit 1934 SS-Mann und während des Zweiten Weltkrieges Stabsintendant beim Oberkommando des Heeres: BLHA, Rep. 465, 943, Bl. 000007.

⁶ An diesem Tag hat er seine mündliche Prüfung bestanden: BLHA, Rep. 465 ZfE, Nr. 941, Bl. 000346.

⁷ BLHA, ebd., und Personalakte AHUB.



Abb. 1: Porträt Wilhelm Ziegmayer, Fotografie aus dem Archiv des Deutschen Instituts für Ernährungsforschung Potsdam-Rehbrücke

In Saarbrücken erteilte er in verschiedenen Schulen und Seminaren auch Unterricht in Nahrungsmittelkunde und Physiologie, Stoffkunde sowie chemischer Technologie und zeigte schon zu dieser Zeit Interesse an ernährungswissenschaftlichen Fragestellungen. Im Jahr 1925 folgte er dem Ruf als Mittelschullehrer nach Berlin und vereinte seine Lehrtätigkeit mit der Ernährungsforschung: „Noch im Schuldienst, war er seit 1926 Vorstand

des Reichsvereins für Volksernährung“ (Gassmann et al 1996).

Ziegmayer begann im gleichen Jahr (1926) seine wissenschaftlichen Arbeiten bei Edgar Atzler (1887–1938) am Kaiser-Wilhelm-Institut (KWI) für Arbeitsphysiologie in Berlin.⁸ Atzler war seit 1922 außerordentlicher Professor und Direktor des KWI für Arbeitsphysiologie.⁹ Schon in den Jahren 1926 bis 1928 beschäftigt sich Ziegmayer intensiv mit Pektinuntersuchungen, dabei interessierte ihn u. a. Pektin als Geliermittel in der Marmeladenindustrie aber auch der Einfluss von Pektin auf die Blutgerinnung. Zusammen mit Erwin Gohrbandt (1890–1965) entwickelte er an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin das Blutstillungsmittel auf Pektinbasis „Sangostop“ (Sango-Stop). Sango-Stop wirkt blutgerinnungsfördernd und Sango-Stop-Gaben beschleunigten bei krankhaft verlangsamter Blutgerinnung dieselbe auf das Niveau von gesundem Blut (Gohrbrandt 1936).

⁸ Personalakte AHUB.

⁹ <https://cp.tu-berlin.de/person/356>.

In den Jahren 1928 bis 1931 übernahm Ziegmayer wiederholt eine naturwissenschaftliche Lehrertätigkeit an der Schulfarm auf der Insel Scharfenberg bei Tegel und an der staatlichen Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Potsdam. Sein ernährungswissenschaftliches Interesse galt zu dieser Zeit hauptsächlich den Untersuchungen von Milch und Milchprodukten, insbesondere von Schmelzkäse.¹⁰

Seit 1931 war er im Schuldienst der Stadt Berlin an der Luise-Otto-Peters-Schule angestellt.¹¹ In den Jahren 1926 bis 1933 setzte sich Ziegmayer für die Einführung von Sojabohnen als Eiweißquelle in der Volksernährung ein. Zwischen 1933 und 1935 forschte er überwiegend am Einsatz von synthetischem Fett (Fett aus Kohle) für die menschliche Ernährung sowie an den Fragen der Obst- und Gemüseverwertung und der Trocknungsindustrie.¹² Auf diesen Gebieten machte er sich schnell einen Namen.

Ab 1933 wurde Ziegmayer „in den Staatsdienst übernommen“ (Dieckmann 1951). Schon zu dieser Zeit veröffentlichte Ziegmayer regelmäßig wissenschaftliche und allgemeinverständliche Kleinabhandlungen in Fachzeitschriften und Büchern. Als es Ende 1935 notwendig wurde,

*in der Verpflegungsabteilung für das Gebiet der Küchenwirtschaft und die damit zusammenhängenden Fragen der Lebensmittelkunde, der Einführung neuer Verpflegungsmittel und der Zubereitung der Verpflegungsmittel für die Wehrmacht eine Persönlichkeit einzusetzen, die neben der wissenschaftlichen Schulung auch die für diese fachlichen und organisatorischen Aufgaben erforderlichen praktischen Fähigkeiten besaß*¹³,

wurde das Reichskriegsministerium auf ihn aufmerksam. Anfang Februar 1936 wurde Ziegmayer zunächst für drei Monate vom Schuldienst beurlaubt und für einen Probendienst in der Heeresverwaltung eingestellt. Dieser Probendienst wurde auf sechs weitere Monate verlängert und schließlich wurde er ab 1. August 1936 als Regierungsrat in den Heeresverwaltungsdienst übernommen. Am 1. Januar 1939 wurde er zum Oberregierungsrat befördert.¹⁴ Zu dieser Zeit galt Ziegmayer bereits als Experte in den ernährungsrelevanten Biowissenschaften, vor allem in Rohstofffragen für Lebensmittel, in Fragen zur Ernährung, der schonenden Zubereitung und dem Haltbarmachen (Kochen und Einmachmethoden) von Lebensmitteln und anderen verwandten Gebieten.

Am Anfang seiner Karriere im Heeresverwaltungsamt sah Ziegmayer, als Ernährungsforscher, die Wehrmacht als ideales Betätigungsfeld für seine Theorien und zur Prüfung konkreter Handlungsstrategien. Im Juli 1936 veröffentlichte er in

¹⁰ Archiv HU Berlin, Personalakte.

¹¹ BLHA, Rep. 465 ZfE, Nr. 193.

¹² Ebd.

¹³ BLHA, Rep. 465, AdW, ZfE Rehbrücke, 941, Bl. 000353; Protokoll der Sitzung der Wehrmachtdienststrafkammer vom 12.11.1942.

¹⁴ Ziegmayer selber gab an, ab 01.04.1938 Oberregierungsrat zu sein (BLHA, Rep. 465, AdW, ZfE Rehbrücke, 941, Bl. 000394f). Der Autor vertraut in diesem Fall mehr dem vorliegenden Gerichtsprotokoll.

der Zeitschrift der Heeresverwaltung den Aufsatz „*Die Wehrmacht als Erzieher zu einer zweckmäßigen Volksernährungsweise*“.¹⁵ Da er in dieser Veröffentlichung wichtige Beobachtungen und einige ebenso programmatische theoretische Verallgemeinerungen entwickelte, wird dieses Dokument kurz zusammengefasst. In der Veröffentlichung stellt Ziegmayer fest, dass Deutschland in seiner Ernährung in den letzten Jahrzehnten wesentliche Wandlungen durchmachte, die negative Auswirkungen hatten. Das ließ sich vor allem an der Zunahme der Stoffwechselerkrankungen und einem Verfall des Gebisses erkennen. Diese negativen Veränderungen waren auch bei Wehrmachtangehörigen sichtbar. Als allgemeine Ursache für diese Erscheinungen nennt Ziegmayer eine Abkehr von der gesunden naturgemäßen Ernährung. Diese Abkehr ist durch mehrere Faktoren zu erklären. Einer der wichtigsten Faktoren ist die „Verstädterung“, d. h. eine Ausbreitung der städtischen Lebensweise, die heute als „Urbanisierung“ bezeichnet wird. Im Jahr 1816 lebte nur 25 % der deutschen Bevölkerung in der Stadt, hundert Jahre später waren es schon 75 %. Die Städte werden bevorzugt mit haltbaren und wenig voluminösen Lebensmitteln versorgt. Grünes Gemüse und Wurzelgemüse, Salate, Obst und Milch werden weniger konsumiert. Das hat zur Folge, dass die Ernährung nicht mehr alle notwendigen Bestandteile enthält. Die Erzeugnisse durchlaufen lange Handelsketten, was die natürliche Beschaffenheit der Produkte negativ beeinflusst. Als weiteren Faktor nennt Ziegmayer die soziale Umschichtung durch die Industrialisierung, die zur Änderung der Arbeitsweise des Volkes führte, wie z. B. mehr geistige und mehr sitzende Tätigkeiten sowie eine voranschreitende Mechanisierung der Arbeit. Die Zunahme an berufstätigen Frauen (Mitte der 1930er Jahre waren 12 Millionen Frauen berufstätig) führte dazu, dass der Zubereitung der Nahrung in ihren Haushalten weniger Zeit gewidmet werden konnte, was sich ebenfalls negativ auf die Ernährungsweise auswirkte. Die Umgestaltung der Berufs- und Verkehrsverhältnisse (lange Handelsketten, Industrialisierung, mehr Frauen im Beruf) bot immer weniger Möglichkeiten, regelmäßig und geordnet (nach dem Vorbild der traditionellen Bauernmahlzeiten) zu essen.

Um diese negativen Folgen der gesellschaftlichen Veränderungen zu beseitigen, erarbeitete die Reichsgemeinschaft für Volksernährung entsprechende Richtlinien, in denen sie eine gemischte Kost empfahl, von einer reinen vegetarischen Diät abriet, die „Vegetabilien“ jedoch in Form von Salaten, Obst etc. „als Zukost“ empfahl. Der Nährwert der Lebensmittel sollte durch richtige Zubereitung erhalten bleiben. In diesem Kontext betonte Ziegmayer, dass die Wehrmacht ein „Wegbereiter“ für eine gesunde Ernährung werden soll. Ziegmayer schrieb Empfehlungen für die Beköstigung der Soldaten. Er schloss seine Ausführungen mit einem Spruch von Friedrich II.: „Wenn man eine Armee bauen will, muss man mit dem Bauche anfangen, denn dieser ist das Fundament davon.“¹⁶

¹⁵ BArch, RH/9/263; „Zeitschrift für die Heeresverwaltung“, Heft 3, 1936, S. 41–43.

¹⁶ BArch, RH/9/263; „Zeitschrift für die Heeresverwaltung“, Heft 3, 1936, S. 41–43.

Angesichts der 5,2 Millionen Soldaten, die Deutschland im Zweiten Weltkrieg verlieren wird,¹⁷ sowie der Verbrechen der Wehrmacht in den besetzten Ländern, klingen Ziegmayers Äußerungen über die Wehrmacht als Vorreiter einer gesunden Lebensweise extrem naiv und lebensfremd. Der Aufsatz belegt jedoch auch seinen Idealismus, der ihn später zum „Gründergeist“ machen wird.

Im Jahre 1936 lag die erste Auflage von Ziegmayers programmatischem Buch über „Rohstoff-Fragen der Deutschen Volksernährung“ vor, dass bereits ein Jahr später als zweite überarbeitete Auflage (Ziegmayer 1937) erschien. Das Buch widmete er seinem Vorgesetzten im Heeresverwaltungsamt Ernst Pieszczyk, der, wie sich später zeigen wird, sowohl während wie auch nach dem Krieg um Ziegmayers Reputation kämpfte. In dem Buch erleben wir Ziegmayer als visionären Denker, auch wenn seine Ideen in der politischen Sprache dieser Zeit verschriftlicht sind: Die

möglichste Rohstoff-Freiheit ist das ganz klare und abgegrenzte Ziel, unter entschlossenem Einsatz und einheitlichem Willen unseres gesamten Wirtschaftskörpers die Lebensmöglichkeit des deutschen Volkes ein für allemal zu sichern und zu festigen (Ziegmayer 1937, S. 334).

Zur gleichen Zeit (1935–1938) setzte sich Ziegmayer für den Aufbau der deutschen Hefeindustrie ein, die Hefe aus Zucker und Buchenholzsulfitablaugen produzieren sollte.¹⁸

Ziegmayer war schon zu Beginn des Zweiten Weltkrieges ein deutschlandweit bekannter Ernährungsforscher mit großen Visionen über die Entwicklung des Nahrungswesens und des Kochens. Er sah offensichtlich seine Position im Heeresverwaltungsamt als eine Chance, die es ihm ermöglichen könnte, seine Zukunftskonzepte wissenschaftlich zu prüfen. Die strengen Vorschriften, die in der Wehrmacht herrschten, und die Massenverpflegung, die in der Vorkriegszeit als einzige Verpflegungsart für die Soldaten zugänglich war, boten Ziegmayer die Möglichkeit, seine Vorstellungen über eine vollwertige Ernährung am Beispiel der Wehrmacht in großem Maßstab experimentell zu untersuchen.

¹⁷ <https://www.zeit.de/news/2015-05/08/geschichte-hintergrund-der-zweite-weltkrieg-in-zahlen-und-fakten-08065612>.

¹⁸ Ebd.

3 Die Gründung des ersten „Ziegmayer Institutes“

Im Heeresverwaltungsamt war Ziegmayer zunächst als Mitarbeiter der Amtsgruppe „Verpflegung“ tätig.¹⁹ Laut eigenen Angaben war er im Heeresverwaltungsamt Sachverständiger für Feldküchen und Leiter der Gruppe „Entwicklung und Forschung für Ernährung und Lebensmittelindustrie“.²⁰ Er galt in diesem Amt als der wichtigste Protagonist der Soja-Nahrung (Drews 2002, S. 293). Einem Gerichtsprotokoll aus dem Jahr 1942 ist zu entnehmen, dass Ziegmayer ein ständig wachsendes Aufgabengebiet bearbeitete, das sich vor allem auf die Erprobung und Einführung neuer Verpflegungsmittel für die Truppenverpflegung erstreckte.²¹ Er befasste sich ebenfalls mit diversen Fragen der Volksernährung. Sein Wirken auf diesen Gebieten war deshalb sowohl bei der Wehrmacht als auch in weiten Fachkreisen anerkannt.

Von 1941 bis 1945 war er außerdem Leiter (Direktor) des ersten von ihm *de facto* gegründeten und unter dem Protektorat des Staatsministers Hermann Esser (1900–1981)²² stehenden Institutes für Kochwissenschaft (IfK)²³ in Frankfurt am Main.²⁴ Das Institut wurde offiziell am 31. Oktober 1941 gegründet, obwohl die praktische Arbeit bereits 19. August 1941 begonnen hatte. Der Präsident dieses Instituts wurde Ziegmayers Vorgesetzter und Förderer in der Heeresverwaltung Ernst Pieszczyk. Das IfK unterstand der Wehrmacht²⁵ und seine Gründung war durch deren Interesse an der Massenverpflegung gerechtfertigt. Finanziert wurde das Institut durch das Heeresverwaltungsamt, die Reichsgruppe für Fremdenverkehr und mitfinanziert durch die Deutsche Arbeitsfront (DAF).

¹⁹ BLHA, Rep. 465 ZfE, Nr. 193, Bl. 17.

²⁰ Archiv HU Berlin, Personalakte.

²¹ BLHA, Rep. 465, AdW, ZfE Rehbrücke, 941, Bl. 000394f.

²² Hermann Esser gehörte zu Hitlers Umgebung lange vor 1933; er erklärte Hitler „zum deutschen Mussolini“ in 1922 (Thamer 2005).

²³ Das Institutsgebäude befand sich in der Forsthausstraße 115/117: BLHA, Rep. 465, AdW, ZfE Rehbrücke, 942, Bl. 000400.

²⁴ BLHA Rep. 465, AdW, ZfE 727, Lebenslauf von W. Ziegmayer. Als Gründungsjahr des Institutes für Kochwissenschaft 1940 wird mehrfach in den verschiedenen Akten genannt.

²⁵ Genauer gesagt: Gemeinschaftswerk des Oberkommandos des Heeres und der Hermann-Esser-Forschungsgemeinschaft für Fremdenverkehr.



Abb. 2: Besuch slowakischer Offiziere bei der Heeresverwaltung, 1940; Ziegelmayr ist außen rechts (Scherl/Süddeutsche Zeitung; veröffentlicht mit Genehmigung)

Das IfK bearbeitete laut Ziegelmayers eigenen Angaben „die individuelle Behandlung sämtlicher Küchenfragen“, führte Nährwertanalysen durch und untersuchte z. B. den Einfluss von Gewürzen auf die Magensekretion usw.²⁶ Außerdem erstellte das Institut Kochrezepte. Laut Dienstanweisung des Präsidenten (Pieszczyk) verfolgte das Institut drei Hauptziele: (1) Die Ernährung durch Sparsamkeit und Wahl der richtigen Wege bei der Zubereitung der Speisen wirtschaftlicher zu gestalten; (2) die neuzeitlichen Erkenntnisse der Ernährungswissenschaft auf die Zubereitung der Speisen zu übertragen und diese gesünder und nahrhafter zu machen; und (3) unter möglichst ausschließlicher Verwendung deutscher Erzeugnisse eine deutsche Kochkunst zu pflegen.²⁷

Zum Zeitpunkt der Gründung gab es im Institut für Kochwissenschaft sechs Abteilungen: Kochwissenschaft, Kochkunst, Ernährungswissenschaft und Physiologie, Ernährungswirtschaft, Archiv und Küchenwirtschaft/Küchengeräte.²⁸ Später findet noch eine weitere Abteilung „Statistik für den Rezeptdienst“ Erwähnung.²⁹

²⁶ Ebd., Nr. 972, Bl. 000200.

²⁷ BLHA, Rep. 465, AdW, ZfE Rehbrücke, 942, Bl. 000401.

²⁸ Ebd.

²⁹ Zeitschrift „Gemeinschaftsverpflegung und Kochwissenschaft“, herausgegeben von Ziegelmayr 1943: 1 (17).

Am Institut arbeitete auch eine Gewerbeoberlehrerin, was bedeutet, dass das Institut auch im Schulbildungswesen aktiv war.³⁰ Das Institut hatte ebenfalls sechs Laboratorien, die sich mit Themen wie dem „Einfluss der Wärme auf vegetabilische und animalische Zellen“ oder dem „Verlust an Fett und Eiweiß beim Kochen“ beschäftigten. Die Mediziner des Instituts führten die stoffwechselphysiologischen Untersuchungen durch.³¹ Dem IfK war außerdem eine klinische Abteilung mit 30 bis 50 Betten im Heilig-Geist-Krankenhaus angegliedert, in der Ernährungsversuche zur Leistungssteigerung durchgeführt wurden.

Im gleichen Jahr, in dem das IfK gegründet wurde, erhielt Ziegmayer einen Lehrauftrag für Ernährung und Gemeinschaftsverpflegung an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, und begann somit 1941 seine Karriere auf universitärer Ebene.

4 Die Verfolgung von Ziegmayer durch NSDAP Funktionäre

Trotz seiner Autorität in Ernährungsfragen genoss Ziegmayer kein blindes Vertrauen der Partei und Regierenden während der NS-Zeit. Das Wirken Ziegmayers im Nazi-Deutschland scheint somit extrem kontrovers. Die Quellenlage dazu besteht aus der Stellungnahme seines ehemaligen Rechtsanwaltes H. Appel, schriftlichen Äußerungen seines Vorgesetzten E. Pieszczyk, und stichpunktartigen Auszügen aus verschiedenen Akten der NSDAP-Parteikanzlei und des Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS/SD – Ost II zusammengefasst unter dem Titel *„Aus dem Leben von Wilhelm Ziegmayer“*.³² Die „Aktenauszüge“ sind Dokumente ungeklärter Genese, die jedoch wichtig sind, da sie einen Eindruck über die komplizierte politische Situation, in der sich Ziegmayer in den Jahren 1933–1944 befand, geben. Aus diesen Unterlagen geht z. B. hervor, dass Ziegmayer bereits im Jahr 1933, d. h. gleich nach der Machtergreifung durch die Nazis, Vortragstätigkeiten in der UdSSR (an der Akademie der Wissenschaften³³) zur Last gelegt wurden. Man warf ihm vor, seine wissenschaftlichen Erkenntnisse zuerst in der Sowjetunion veröffentlicht zu haben.

Spätere Anschuldigungen und Klagen gegen Ziegmayer waren mit seiner pro-jüdischen Haltung verbunden. Ihm wurde eine starke Bindung an jüdische Mitbürger noch vor der Machtergreifung durch die Nazis vorgeworfen: „Akten Sicherheitsdienst des Reichsführers SS/SD – Ost II/2341/1943: Dr. Ziegmayer war

³⁰ Gewerbelehrerin ist eine Lehrerin die „in gewerblichen Berufen an Berufsschulen unterrichtet“ (www.wirtschaftslexikon24.com).

³¹ BLHA, Rep. 465, Nr. 972, Bl. 000201.

³² BLHA Rep. 465 ZfE, Nr. 193, Bl. 000006 bis 000008.

³³ In der Akte steht: „1. Russische Staatsakademie“; eine solche Akademie gab es jedoch nicht: Ebd., Bl. 000006.

vor der Machtübernahme starker Parteigänger des Judentums, zu dem er innere Bindung hatte“.³⁴

Einige Wochen nach der Machtergreifung der NSDAP trat Ziegmayer für den 83-Jährigen „blinden Juden Justizrat Josephson“ aus Potsdam ein, mit dem er seit 1928 befreundet war. „Er [Ziegmayer] meinte, dass sie [die Juden] nicht so schlecht seien“, hieß es in dem Bericht einer seiner ehemaligen Kollegin, und „außerdem, erklärte er, die Kultur käme von den Juden“.³⁵

Seine pro-jüdischen Handlungen und kritischen Äußerungen gegenüber dem Dritten Reich, vor und nach der Machtübernahme der Nazis, werden auch durch die Akten der Wehrmachtdienststrafkammer bestätigt. So berichtete eine Schulobmännin der Luise-Otto-Peters-Schule, an der Ziegmayer seit 1931 beschäftigt war, Ziegmayer hätte gesagt: „Für mich ist das dritte Reich nichts, ich muss auf das Vierte und Fünfte warten“.³⁶ Ein anderer Schulobmann³⁷ der gleichen Schule berichtete am 6. Dezember 1935, dass Ziegmayer in seiner politischen Haltung „unzuverlässig scheint“ und für die Idee des Nationalsozialismus kein Verständnis hat.³⁸ Ein Jahr nach der Machtübernahme wird Ziegmayers Eintreten für die jüdische Mittelschullehrerin namens Grunwald am 1. Mai 1934 in die Akten der Gauleitung Berlin eingetragen. Als Grunwald wegen ihrer jüdischen Abstammung den Dienst aufgeben musste, schlug Ziegmayer vor, ihr einen Brief „mit Worten des Bedauerns über ihr Geschick im Namen des Kollegiums zu senden“.³⁹ Das Schreiben kam nie zustande, aber auch viele Jahre später wurde ihm diese Initiative noch vorgeworfen.

Eine charakteristische Episode zeigt, was damals unter einer „pro-jüdische Haltung“ verstanden wurde. Das verraten z. B. „die Akten über Ziegmayer von der Berliner Rassenausstellung“ (Rassenkundliche Ausstellung im Winter 1933/1934). Ziegmayer hatte in diesem Zusammenhang die Veröffentlichung eines Fotos nicht verhindert, das die jüdische Schülerin Ruth Oppenheim zeigt. Die Geschichte ist tragisch, da diese Schülerin, die „besondere Fertigkeit in der Kunschrift besaß“,⁴⁰ zusammen mit einer deutschen Schülerin ein Plakat „Halte Deine Rasse rein“ malen und halten sollte.⁴¹ Das Bild erschien, laut Akte, in der Presse. Diese Episode belegt Ziegmayers „pro-jüdische Haltung“ nicht, zeigt aber, dass er sich gleich nach der Machtergreifung in einer kontroversen Situation befand. Diese und ähnliche bekannt gewordene Vorfälle trugen z. B. dazu bei, dass Ziegmayers Verbeamtung am 4. Mai 1936 von der Gauleitung auf Grund politi-

³⁴ BLHA Rep. 465 ZfE, Nr. 193, Bl. 7; sowie Ebd. Bl. 000030.

³⁵ BLHA, Rep.465, AdW, ZfE Rehbrücke, 941, Bl. 000354.

³⁶ BLHA, Rep.465, AdW, ZfE Rehbrücke, 941, Bl. 000354.

³⁷ Entspricht ungf. dem modernen Begriff „Fachleiter“.

³⁸ Ebd., Bl. 000355.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ BLHA Rep. 465 ZfE, Nr. 941, „Wehrmachtdienststrafsache“.

⁴¹ BLHA Rep. 465 ZfE, Nr. 193, Bl. 6.

scher Bedenken zu seiner Person bis auf weiteres abgelehnt wurde, im August des selben Jahres als Regierungsrat dennoch erfolgte.



Abb 3: Offiziere bei der Heeresverwaltung, 1940; Zieglmayer ist vorne rechts in der Wehrmachtuniform (Scherl/Süddeutsche Zeitung; veröffentlicht mit Genehmigung)



Abb. 4: Zieglmayers Ausweis mit Foto (aus dem BLHA, 465, AdW, ZfE, 941)

Gegen Zieglmayer (d.h. aus heutiger Sicht für ihn) sprachen die Akten über die Entlassung „des Juden Robert Israel Feix aus der Schutzhaft bzw. dem KZ (z.B., Geheime Staatspolizei Amt VI: 17. 5. 38 u.13.6.38)“, bei der Zieglmayer ebenfalls eine Rolle spielte. Die „Feix-Episode“ wird auch von anderen Quellen bestätigt. Es wurde darauf hingewiesen, dass „Feix mit Ausnahme dieser Zwischenentlassung von einem Jahr von 1938 bis 1944 im Konzentrationslager Dachau“ war. Laut Akte trat Zieglmayer beim Reichssippenamt für Feix ein (Akten vom 20. Mai 1938 und 23. November 1940) und bewirkte seine Entlassung.⁴² Der in diesen Akten erwähnte Robert Feix (1893–1973) ist eine bekannte Person der Holocaustgeschichte. Er war ein österreichischer Lebensmittelchemiker und Unternehmer, der mehrfach inhaftiert wurde, zuletzt im KZ Dachau (Maier 2015, S. 582). U. a. entwickelte er das Geliermittel „Opekta“ (Koop 2014, S. 272) und gründete 1928 das Unternehmen Opekta GmbH. Der Vater von Anne Frank (die Autorin des weltweit bekannten Tagebuches), Otto Frank, betrieb im Jahr 1933 die Gründung der „Niederländischen Opekta“.⁴³ Feix wurde gleich am Tag des „Anschlusses“ von Österreich am 13. März 1938, unter dem Vorwurf von Devisenvergehen verhaftet (Meier 2015, S. 585). Seine Firmen wurden „arisiert“, d. h. vom Staat konfisziert, sein Besitz beschlagnahmt und Feix selbst seit dieser Zeit immer wieder aus verschiedenen Gründen verhaftet, obwohl die Pektin-Produktion weiter lief (Koop 2014, S. 273ff.). Am 12. Februar 1943 wurden die Opekta-Werke als kriegs- und lebenswichtig eingestuft. Am 29. Januar 1943 wurde Feix ins KZ-Dachau gebracht (ebd., S. 271). In Dachau wurde er „Assistent“ des Stabsarztes der Luftwaffe Sigmund Rascher. Rascher wurde dafür bekannt, dass er in Dachau grausame Unterkühlungs- und Höhenversuche durchführte (ebd., S. 274). Feix wurde als „Halbjuden“ eingestuft und arbeitete mit Rascher an der blutstillenden Wirkung von Pektin. Er überlebte Dachau, laut einer Hypothese, weil er ein blutstillendes Mittel „Sango-Stop“⁴⁴ entwickelte und dieses erfolgreich bei der Wehrmacht eingesetzt wurde (Maier 2013, S. 585). Zieglmayer war an der Entwicklung von Sango-Stop ebenfalls beteiligt⁴⁵ und kam dadurch in Kontakt mit Feix. Es ist bekannt, dass Feix wegen seiner Forschung aus dem KZ immer wieder „beurlaubt war“. Laut Koop (2014, S. 279) wurde Feix nach Kriegsende von den Alliierten interniert, konnte aber nachweisen, dass er zur Zusammenarbeit mit der SS gezwungen worden war. Nach seiner Entlassung und mehreren Prozessen erhielt er 1952 die Opekta-Werke zurück. Die Rolle Zieglmayers und seine Verbindung zu Feix nach 1943 ist unbekannt. Gemäß Zieglmayers eigenen Angaben nach dem Krieg, beantragte er jedoch bei der Gestapo mehrfach die Befreiung von Juden aus KZ-Lagern.⁴⁶

⁴² BLHA Rep. 465 ZfE, Nr. 193, Bl. 7.

⁴³ http://www.heinz-ruehmann-gedenkseite.de/Geschichtsdatenbank/Der_kurze_Sommer_der_Anne_Frank.htm

⁴⁴ Laut Koop (2014) war es nicht Sango-Stop, sondern „Polygal“ (später Styptoral); in Zieglmayers Akten findet sich der Begriff Sango-Stop.

⁴⁵ BLHA, Rep. 465 ZfE, Nr. 193, Bl. 11.

⁴⁶ BLHA, Rep. 465 ZfE, Nr. 943, Bl. 000365.

Ziegmayer war jedoch offensichtlich kein Kämpfer gegen das Regime, er war ein Beamter im Dritten Reich, der versuchte, im Rahmen der geltenden Gesetze und seinem eigenen Gewissen verpflichtet zu handeln. In der Sitzung der Wehrmachtdienststrafkammer vom 12. November 1942 wurde er zunächst in allen Punkten der Anklage freigesprochen. Die Vorwürfe, dass er eine ablehnende Haltung gegenüber dem nationalsozialistischen Staat hätte und dass er widerrechtlich „mit Juden verkehrte“, konnten nicht überzeugend bewiesen werden. Auch Korruptionsvorwürfe wurden verworfen (ihn belasteten Geschenke, die er als Privatperson erhielt).⁴⁷ Die entlastenden Beweise von damals könnten heute als Vorwürfe gegen ihn verstanden werden. Sein Freispruch Ende 1942 war jedoch keine endgültige Entlastung. Die Anschuldigungen gegen ihn seitens der verschiedenen nationalsozialistischen Behörden liefen teilweise parallel und führten letztendlich zu seiner Verurteilung im Jahr 1943.

Ein besonders schwerer Vorwurf wurde (vermutlich im August 1942) gegen Ziegmayer erhoben, d.h. gleich zu Beginn der Schlacht um Stalingrad.⁴⁸ Der Generalstaatsanwalt beim Landgericht Berlin ermittelte gegen Ziegmayer wegen Sabotage in der Heeresverpflegung. Ziegmayer wurde für den Zusammenbruch der 6. Armee in Stalingrad wegen gravierender Versorgungsschwierigkeiten mitverantwortlich gemacht.⁴⁹ Am 22. April 1943 wurde er nach § 6 des Berufsbeamtengesetzes aus dem Dienst entlassen, aber wegen Versorgungsschwierigkeiten der Feldwehrmacht nach zwei Monaten wieder zurückgerufen. Das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums wurde 1933 nach der Machtergreifung erlassen. Der § 6 (zur Vereinfachung der Verwaltung) wurde oft dafür herangezogen, um ohne explizite Nennung des Grundes eine Person aus dem Amt zu entfernen (Kuller 2013, S. 49). Der § 6 wurde in vielen Fällen auch beim Vorwurf der Nähe zum Judentum angewendet.

Kaum wieder im Oberkommando des Heeres (OKH) angestellt, geriet Ziegmayer in einen neuen Gerichtsprozess. Von Anfang Mai 1943 bis zum 30. Juli 1943 lief gegen ihn eine Feldgerichtsverhandlung. Der Antrag auf Haftvollzug (Zuchthaus) kam persönlich vom Inhaber des höchsten Parteiamtes, Reichsleiter Martin Bormann (1900–1945), über den Chef des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) Wilhelm Keitel (1882–1946). Das Gerichtsurteil lautete: sechs bzw. vier Monate Festung wegen Ungehorsams. Ziegmayer war höchstwahrscheinlich zu vier Monaten Festungshaft mit Bewährung verurteilt worden, wie einem von ihm nach dem Krieg ausgefüllten Fragebogen zu entnehmen ist (s. unten).

⁴⁷ BLHA, Rep.465, AdW, ZfE Rehbrücke, 941, Bl. 000365.

⁴⁸ Die Stalingrader Schlacht fand vom 17. Juli 1942 bis 2. Februar 1943 statt.

⁴⁹ Verweis in der Akte: Strafsache gegen Dr. Ziegmayer beim Gericht der Wehrmachtskommandantur Berlin OKW-Amt Ausland Abt. Abw. III/1089 Arch. III vom 6.8.42. Merkwürdig ist hier, dass die 6. Armee erst im Spätsommer 1942 versuchte, Stalingrad zu erobern. Die Strafsache begann gleich am Anfang der militärischen Operation. Der eigentliche Zusammenbruch der Armee war erst Ende 1942/Anfang 1943.

Ein Schreiben von Ziegmayers ehemaligem Rechtsanwalt H. Appel an den Bundesminister des Innern aus dem Jahr 1956⁵⁰ macht deutlich, dass Ziegmayer tatsächlich zu der Freiheitsstrafe verurteilt worden war und gegen ihn sowohl politisch motivierte, wie auch „normale“ strafrechtliche Verfahren eingeleitet wurden.⁵¹ Aus dem Schreiben geht ebenfalls hervor, dass Appel ihn vor dem Gericht der Wehrmachtskommandantur Berlin (später Reichskriegsgericht des Heeres) verteidigte. Appel besaß allerdings zum Zeitpunkt des Schreibens (1956) keine Abschrift des Urteils und rekapitulierte dieses deshalb aus dem Gedächtnis. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Herrn Appel nach eigenen Angaben im Jahr 1943 durch ein Versehen auch die Akten der Geheimpolizei zur Verfügung standen und ihm dadurch alle Ermittlungsunterlagen gegen Ziegmayer zugänglich waren. Die Anklageschrift legte Ziegmayer „eine ganze Reihe strafbare Handlungen zur Last“.⁵²

Appel bestätigte, dass die Anklage eine lange Vorgeschichte hatte und dass sich bereits seit 1935 die NSDAP, vertreten durch ihren SD (der Sicherheitsdienst des Reichsführers SS, Geheimdienst der NSDAP) und durch die Parteikanzlei, mit Ziegmayer beschäftigt hatte und versuchte, ihm „politische Unzuverlässigkeit“ nachzuweisen, um ihn somit für das Oberkommando des Heers (OKH) als untragbar zu erklären. Zwei SD-Spitzel waren auf Ziegmayer angesetzt und nach Ansicht der Parteikanzlei wurde „völlig ausreichend Material gegen Ziegmayer“ gesammelt.⁵³ Eine wesentliche Rolle im Prozess, so Rechtsanwalt Appel, spielte auch Ziegmayers Verbindung zu Juden. U. a. wurde ihm die Verbindung zu dem schon erwähnten Robert Feix zur Last gelegt. Auch andere „Juden-Episoden“ wurden von Appel bestätigt (Lehrerin Grunwald, jüdische Rechtsanwälte Josephson und Nathan). Ziegmayer „bekannte sich zu seinen Beziehungen“ zu Feix und weiteren Juden und versuchte diese zu rechtfertigen. Ziegmayers Verteidigung hat (typisch für die Zeit) darauf hingewiesen, dass die „nichtarische Abstammung“ von Feix erst kurz vor Prozessbeginn nachgewiesen worden war.

Die Akten belegen ferner, dass die Verfolgung von Ziegmayer von der Parteikanzlei initiiert wurde, also politisch motiviert war, und die Bestechungsvorwürfe dazu dienen sollten, ihn aus dem OKH und der Wehrmacht zu entfernen. Auch die Hauptverhandlung des Hauptkriegsgerichtes führte zu einem Freispruch Ziegmayers im Fall der „Bestechung“. Trotzdem wurde Ziegmayer zu vier Monaten Festungshaft verurteilt. Die vorhandenen Akten sind lückenhaft. Man kann jedoch davon ausgehen, dass dieses Urteil höchstwahrscheinlich rechtskräftig geworden war und Ziegmayer tatsächlich zur Haft auf Bewährung verurteilt wurde. In einem Fragebogen der Britischen Militäradministration (seine Honorarprofessur an der TU Berlin in Berlin-Charlottenburg lag in der britischen Besatzungszone.)

⁵⁰ Appels Schreiben mit dem Betreff „Wiedergutmachung W. Ziegmayer“ war eine Antwort auf die Anfrage vom 20.12.1955. Das Datum auf Appels Brief ist nicht vollständig zu sehen: 10.02.[1956].

⁵¹ BLHA, Rep. 465, AdW, ZfE Rehbrücke, Nr. 193, Bl. 000021.

⁵² Ebd.

⁵³ Ebd. Bl. 000022.

hat er auf die Frage „Wurden Sie jemals aus rassistischen oder religiösen Gründen oder weil Sie aktiv oder passiv den Nationalsozialisten Widerstand leisteten, in Haft genommen [...]“ mit „ja“ geantwortet und kommentiert: „Disziplinverfahren, Kriegsgerichtsverfahren, lt [laut] Akten, Freiheitsstrafe, 4 Monate Festungshaft in B[erlin]“.⁵⁴ Einer anderen vorliegenden Version dieses Fragebogens kann man entnehmen, dass er wahrscheinlich „mit Bewährung“ verurteilt wurde.⁵⁵ Dasselbe Dokument zeigt, dass er wegen des Verfahrens nicht aus dem Amt entlassen, sondern nur dreimal beurlaubt worden war. In einem Schreiben von 1949 an den Rektor der Humboldt Universität erklärte Ziegmayer, dass er „in der Nazizeit zehn Jahre aus politischen Gründen benachteiligt, mit Freiheitsstrafen belegt, niemals befördert [wurde] und bis zum Jahre 1945 Oberregierungsrat geblieben“ war.⁵⁶

Das Schreiben von Appel bestätigt die bereits oben aus dem Aktenmaterial der NSDAP-Parteikanzlei zitierten Anschuldigungen und Vorwürfe gegen Ziegmayer. Die Parteikanzlei wollte Ziegmayer offensichtlich seiner Position im OKH entheben und suchte belastende Beweise gegen ihn. Dabei verfolgte man seine „Bindung zum Judentum“ und Korruptionsvorwürfe. Die genaue Motivation der Parteikanzlei ist aus den Akten nicht zu erkennen. Es lässt sich vermuten, dass seine ablehnende Haltung zur Parteimitgliedschaft, seine kritischen Äußerungen zum Nationalsozialismus und sein judenfreundliches Verhalten ihn für die Parteispitze verdächtig machten.

Es ist erstaunlich, dass bis in die höchste Instanz der NSDAP, inklusive Martin Bormann selbst, gegen ihn intrigiert wurde, obwohl Ziegmayer eine relativ bescheidene Stelle innerhalb der OKH-Hierarchie besetzte.⁵⁷ Vermutlich ist dies dadurch zu erklären, dass Ziegmayer sich zu dieser Zeit mit einer militärisch wichtigen Forschung beschäftigte, zum Beispiel mit der Entwicklung einer Nährstange „auf grundlegend neuer Basis“ für „besonders hoch beanspruchte Truppenteile“.⁵⁸ Im heutigen Sprachgebrauch heißt das, dass er an einer kompakten Nahrung für Spezialeinheiten arbeitete, die auch für umzingelte militärische Einheiten genutzt werden konnten.

Am Ende des Jahres 1944 wurde Ziegmayers Lage im nationalsozialistischen Deutschland noch schwieriger. SS-Obergruppenführer Oswald Pohl (1892–1951), Chef des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamtes (1896–1947), und Martin Bormann schlugen dem Staatssekretär Herbert Backe vor, Ziegmayer aus dem Amt zu entfernen. Das geschah offensichtlich zunächst nur nicht, weil ein nicht genann-

⁵⁴ BLHA, Rep. 465, AdW, ZfE Rehbrücke, Nr. 941, Bl. 000393. *Personnel Questionnaire, Military Government of Germany*; nicht unterschrieben; handschriftlich, vermutlich eigenhändig ausgefüllt.

⁵⁵ Ebd. 000394.

⁵⁶ Ziegmayers Schreiben an den Rektor der HU Berlin vom 12. Okt. 1949: Personalakte HU Berlin.

⁵⁷ Sein Titel „Oberregierungsrat“ entsprach dem Dienstgrad „Oberstleutnant“ bei der Wehrmacht.

⁵⁸ ABBAW: Nl. 2 Scheunert, Ziegmayers Brief vom 8. Jan. 1944 an Firma C.H.L. Hartmann (Hamburg-Bahrenfeld).

ter einflussreicher Ministerialbeamter ihn wegen seiner hervorragenden Leistungen in Schutz nahm.⁵⁹

Am 20. Juli 1944 fand der bekannteste und bedeutendste Versuch eines Staatsstreiches im nationalsozialistischen Deutschland statt. Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg platzierte bei einer Besprechung im ostpreußischen Führerhauptquartier „Wolfsschanze“ eine Bombe neben Adolf Hitler. Hitler überlebte jedoch das Attentat. Ziegelmayr verkehrte im Personenumkreis der Attentäter und wurde deswegen vernommen: „Am 28. Juli 1944 [fand eine] kurze Vernehmung der Gestapo über [eine] Beteiligung am Attentat des mit Dr. Ziegelmayr eng befreundeten Oberst i.G. Meichßner⁶⁰, des ihm unterstellten Dr. Brücklmeier⁶¹, des ihm gleichfalls unterstellten Kriegsverwaltungs-Rates Roloff⁶², des mit ihm befreundeten Oberst i.G. Stauffenberg und ihm bekannten General Stieff⁶³ [statt].“ Alle in der Akte genannten Personen sind bekannte Widerstandskämpfer, die sich tatsächlich am Attentat beteiligten und, abgesehen von Roloff, danach in Berlin-Plötzensee hingerichtet wurden. Der Einzige aus dieser Liste, der den Krieg überlebte, war Wilhelm Roloff, der als „Mitwisser“ von der Gestapo festgenommen und inhaftiert, aber nicht hingerichtet wurde. Ziegelmayr war der direkte Vorgesetzte von Roloff, der als Fischversorgungssachverständiger galt und als solcher im Heeresverwaltungsamt beschäftigt war. Somit schien Ziegelmayr verdächtig nah an den Verschwörern gegen Adolf Hitler zu sein. Reichsleiter Bormann schrieb nach dem Attentat auf Hitler an Reichsamtsleiter und Gauleiter und „verbot, dienstlich, mit Dr. Ziegelmayr zu verkehren bzw. zu verhandeln“.⁶⁴

Es ist erstaunlich, dass sowohl Ziegelmayrs „Bindung zum Judentum“ wie auch seine Nähe zu den Verschwörern gegen Hitler einzig zu einer Verhinderung seiner Beförderung und Verbeamtung, einer zwangsweisen Beurlaubung und zu vier Monaten Haft mit Bewährung führten. Am 15. Oktober 1944 schickte das Oberkommando des Heers im Namen des Chefs der Heeresrüstung und Befehlshaber des Ersatzheeres einen Brief an Ziegelmayr. Der Befehlshaber des Ersatzheeres war zu diesem Zeitpunkt Heinrich Himmler (1900–1945), der auf diesem Posten General Friedrich Fromm (1888–1945) ersetzte, weil Fromm ebenfalls eine Verwicklung in das Attentat am 20. Juli 1944 vorgeworfen wurde. Fromm wurde zum Tode verurteilt. In dem vom Abteilungschef, General der Artillerie Herbert Osterkamp (1894–1970) unterschriebenen Brief stand:

⁵⁹ Es ist bekannt, dass sich Ernst Pieszczyk sehr stark für Ziegelmayr einsetzte.

⁶⁰ Oberst im Generalstab Joachim Meichßner; 4. April 1906 bis 29. September 1944, hingerichtet.

⁶¹ Eduard Brücklmeier; Jurist 8. Juni 1903 bis 20. Oktober 1944, hingerichtet.

⁶² Wilhelm Roloff (1900–1979) gilt als Widerstandskämpfer und „Mitwisser“ des Attentats auf Hitler. Nach dem Attentat wurde er inhaftiert. R. wurde ab dem 01.08.1940 zum Heeresverwaltungsamt beim Oberkommando des Heers (OKH) eingezogen. Er war Sachverständiger auf dem Gebiet der Fischversorgung und Generaldirektor der „Nordsee“, wo auch Brücklmeier angestellt wurde. Ziegelmayr war Roloffs direkter Vorgesetzter beim Heeresverwaltungsamt (Lohmann 2018, S. 107f.).

⁶³ Hellmuth Stieff (1901–1944); Widerstandskämpfer, hingerichtet in Berlin-Plötzensee.

⁶⁴ BLHA Rep. 465 ZfE, Nr. 193, Bl. 8.

Aus gegebenem Anlass⁶⁵ wird Ihnen mitgeteilt, dass Sie auf Grund der zahlreichen politischen Verfahren betr. Ihre Einstellung zum nationalsozialistischen Staat auch in Zukunft mit einer Beförderung zum Ministerialrat bzw. Ministerialdirigenten nicht rechnen können.⁶⁶

Diese Anordnung beruhte auf einer Abmachung zwischen Bormann, Keitel und dem Chef des Allgemeinen Wehrmachtsamtes General Hermann Reinecke (1888–1973). Im selben Schreiben wurde Ziegmayer mitgeteilt, dass im Falle Ziegmayers „tadelloser Führung und nach Zustimmung der NSDAP“, Keitel ihn nach Beendigung des Krieges dem Führer zur Amnestie vorschlagen wird. Generalfeldmarschall Keitel wurde jedoch nach Kriegsende selbst als einer der Hauptkriegsverbrecher am 16. Oktober 1946 hingerichtet.

Die Dokumente zeigen, dass Ziegmayers Beförderung auf den höchsten Ebenen der Reichsleitung verhindert wurde, vor allem durch Reichsleiter Bormann persönlich. Dies wird auch kurz nach dem Tod Ziegmayers in einem Schreiben, von seinem Dienstherrn und Koautor⁶⁷ Ernst Pieszczyk, bestätigt.⁶⁸ Pieszczyk war seit 1941 Generalstabsintendant im Oberkommando des Heeres⁶⁹ und damit Ziegmayers Vorgesetzter. Schon nach dem Krieg und nach dem Tod von Ziegmayer, schrieb Pieszczyk:

Bei seinen [Ziegmayers] überragenden Leistungen auf allen Gebieten der Ernährung, wissenschaftlich, insbesondere auch literarisch, sowie praktisch beantragte ich wiederholt seine Beförderung zum Ministerialrat. Diese scheiterte lediglich und allein an den Machenschaften der Instanzen der NSDAP, vor allem des Parteileiters Bormann. Ziegmayer war nicht Mitglied der Partei und lehnte es beharrlich ab solcher zu werden.⁷⁰

Aus dem gleichen Schreiben erfahren wir, wie es dazu kam, dass Ziegmayer trotz Bormanns Intrigen nicht endgültig aus dem Amt entfernt wurde. Pieszczyk bestätigte, dass gegen Ziegmayer von der Partei mehrfach ein politisches Verfahren eingeleitet wurde. Pieszczyk hielt jedoch trotz aller Warnungen treu zu ihm und unterstützte ihn „energisch“. Im Jahr 1943 wurde jedoch Pieszczyk selbst zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, da Bormann und der Staatssekretär SS-Gruppenführer Gerard Klopfer (1905–1987) ebenfalls gegen ihn intrigierten.⁷¹ Nach dem Krieg gab Ziegmayer an, dass er seit 1939 „laufend schwerster politischer Bedrohungen ausgesetzt und fast ununterbrochen in – durch das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS veranlasste – Untersuchungsverfahren verwickelt“ war, „wobei der Fall Feix

⁶⁵ Im Brief wird der Anlass nicht genau genannt.

⁶⁶ Ebd., Bl. 9.

⁶⁷ Z. B. E. Pieszczyk; W. Ziegmayer (1943) Ernährung der Wehrmacht. Steinkopf, Dresden [u. a.]. Kursiv d. d. Autor.

⁶⁸ „Bescheinigung“ von Generalstabsintendant a.D. Ernst Pieszczyk vom 17. August 1951. BLHA Rep. 465 ZfE, Nr. 193, Bl. 17.

⁶⁹ https://www.bundesarchiv.de/aktenreichskanzlei/1919-1933/0000/adr/adrmr/kap1_4/para2_76.html.

⁷⁰ BLHA Rep. 465 ZfE, Nr. 193, Bl. 17.

⁷¹ Ebd., Nr. 943, Bl. 000003.

eine besondere Rolle spielte“. Er meinte damit seine Versuche, Feix aus dem KZ zu befreien bzw. dessen Haftbedingungen zu lockern.⁷²

Eine mögliche Erklärung für die verhältnismäßig milden Strafen für Ziegmayer ist in seiner Qualifikation als Ernährungsexperte zu sehen. Zu Zeiten des Zweiten Weltkriegs genoss Ziegmayer eine hohe Reputation bei seinen Kollegen – Ernährungsforscher und Mediziner. Viele von herausragenden Ernährungsforschern schrieben Gutachten für ihn. So z.B., berichtete Ludolph Brauer (1865–1951) (Forschungsinstitut für Arbeitsgestaltung, Altern und Aufbrauch e.V.) Ende November 1942 in einem vertraulichen Brief an Pieszczyk, dass er „von dem besonderen Wert der Bestrebungen und Erfolge des Herrn Oberreg. Rat Ziegmayer“ überzeugt war.⁷³ Noch stärker hat sich der berühmte Vitaminforscher Wilhelm Stepp (1882–1964) in einem Brief an Pieszczyk ausgedrückt:

Wenn ich bei der Würdigung der Verdienste des Herrn Ziegmayer besonders eingehend das letzte Buch⁷⁴ in den Vordergrund gerückt habe, so erklärt sich das daraus, dass Ziegmayer in ihm zurückgreifen konnte, auf die Ergebnisse seiner früheren Arbeiten, und dass es schließlich die Frucht seiner langjährigen intensiven Beschäftigung mit dem Gegenstand ist. Ich möchte meinen das Werk lobt den Meister. Ein solches Buch kann nur von jemand geschrieben werden, der einen ganz großen souveränen Überblick über das gewaltige Gebiet der Volksernährung und ihre Grenzgebiete hat, und über die nötige Sachkenntnis im Einzelnen verfügt.⁷⁵

Es gibt ein Dutzend solcher Briefe, die vermuten lassen, dass Pieszczyk eine Kampagne zur Unterstützung von Ziegmayer organisierte, die ihn schützen sollte. Diese Kampagne hat Ziegmayer jedoch nicht geholfen seine Karriere fortzusetzen. Trotz seiner hervorragenden Leistungen ist sie ins Stocken geraten. Die gegen ihn gerichteten Intrigen wurden von der Parteispitze initiiert und führten zur Ablehnung seiner Beförderung und letztendlich zu einer Freiheitsstrafe. Da seine fachliche Kompetenz außer Zweifel stand, kann diese Kampagne nur durch sein aus der Sicht der NSDAP zweifelhaftes politisches Verhalten und innerparteilichen Intrigen erklärt werden. Seine Weigerung der NSDAP beizutreten, soll dabei ebenfalls eine Rolle gespielt haben.

⁷² Ebd., Nr. 949, Bl. 000027

⁷³ BLHA, Rep.465, AdW, ZfE Rehbrücke, 193, Bl. 000060, Brief vom 29.11.42.

⁷⁴ Gemeint ist das Buch „Rohstofffragen der deutschen Volksernährung“.

⁷⁵ BLHA, Rep.465, AdW, ZfE Rehbrücke, 193, Bl. 000058-59. Ein Brief vom 23.11.42.

W. Ziegelmayr

Rohstoff-Fragen

der

deutschen Volksernährung

4., verbesserte und erweiterte Auflage

Nach kurzer Zeit liegt wieder eine Neuauflage des Buches vor, das auf dem Gebiete der Rohstoff-Fragen der Ernährung wertvolle Pionierarbeit geleistet hat und auch weiter leistet. Die 4. Auflage bringt viele Verbesserungen und Ergänzungen. Sie beschränkt sich nicht mehr auf den Raum „Großdeutschland“, sondern bietet einen Ausblick auf die Großraumwirtschaft durch Einbeziehung einer Reihe wichtiger Nachbarländer.



**VERLAG VON THEODOR STEINKOPFF
DRESDEN UND LEIPZIG**

Abb. 5: Ziegelmayers Buch Rohstoff-Fragen der deutschen Volksernährung (4. Auflage, 1941)

5 Ziegmayer und die Blockade von Leningrad

Als Leningrader Blockade bezeichnet man die fast 900-tägige Belagerung der Stadt Leningrad durch Truppen des Dritten Reiches in der Zeit vom 8. September 1941 bis zum 27. Januar 1944, die geschätzt bis zu 1,5 Millionen Menschen das Leben kostete (zu Beginn der Blockade befanden sich 2.544.000 Menschen in der Stadt), obwohl die Zahlen in verschiedenen Quellen stark auseinander gehen.⁷⁶ Lizzie Collingham spricht in ihrem ernährungshistorischen Buch „The Taste of War“ von einer Million Verstorbenen: „One million people died in the siege of Leningrad“ (2011, S. 195). Jörg Ganzenmüller schrieb ebenfalls: „Infolge der deutschen Belagerung Leningrads starben rund eine Million Menschen“ (Ganzenmüller 2011). In der neusten „offiziellen“, vom russischen Verteidigungsministerium herausgegebenen und sehr detaillierten zwölfbändigen „Geschichte des Vaterländischen Krieges“ werden folgende Zahlen genannt: Der Massenhunger begann am 22. November 1941 und zum Höhepunkt der Blockade litten 88,6% der Bevölkerung an der alimentären Dystrophie (Zolotarev et al. 2015, S. 302). Dadurch verhungerten 1,053 Millionen Menschen innerhalb der Stadt, 360.000 Menschen starben im Laufe der Evakuierung als Folge der starken Dystrophie. Insgesamt starben 1,413 Millionen Bewohner an den Hungerfolgen; das waren 57,6% der Stadtbevölkerung (ebd.). Die Leningrader Blockade ist somit ohne Zweifel eine der größten Tragödien in der Menschheitsgeschichte und einer der größten Verbrechen des Nazi-Regimes gegen die Menschlichkeit. Die Mutter des Autors war in der belagerten Stadt und weiß aus erster Hand, wie katastrophal die Lage der Bevölkerung war.

Mit der angeblichen Rolle Ziegmayers in der Leningrader Blockade haben sich auch Götz Aly und Susanne Heim in ihren Publikationen auseinandergesetzt. Sie haben auch in ihrem Buch „Vordenker der Vernichtung“ (Aly & Heim 2013) die Rolle Ziegmayers während der Blockade von Leningrad erwähnt. Aly und Heim beschreiben die Hintergründe dieser gezielten Vernichtung der Bevölkerung durch den Hungertod. Sie überschreiben das Unterkapitel zu ihrer Analyse der Leningrader Blockade mit „Massenmord als Konsens“, da

der Hungertod von Millionen Menschen in der Sowjetunion für die deutschen Kriegsstrategen nicht nur eine ‚notwendige‘ Begleiterscheinung ihres Krieges war, sondern eine bevölkerungspolitische Maßnahme, die sie als Ergänzung zu anderen Vernichtungsmethoden ansahen [...] (Aly & Heim 2013, S. 357).

So zitieren sie die Rede des führenden Ideologen des Dritten Reiches Alfred Rosenberg (1894–1946) vom 20. Juni 1941, zwei Tage vor dem Überfall auf die Sowjetunion:

⁷⁶ Das sind viel mehr als die Zahl der Menschen, die zwischen 1939 und 1945 durch sämtliche Luftangriffe auf Deutschland umkamen: <https://www.zeit.de/2019/07/blockadebuch-leningrad-krieg-ales-adamowitsch-daniil-granin>.

Die deutsche Volksernährung steht in diesen Jahren zweifellos an der Spitze der Deutschen Forderungen im Osten, und hier werden die Südgebiete und Nordkaukasien einen Ausgleich für die deutsche Volksernährung zu schaffen haben. Wir sehen durchaus nicht die Verpflichtung ein, aus diesen Überschussgebieten das russische Volk mit zu ernähren (Aly & Heim 2013, S. 353).

Hitler waren diese Ideen bekannt und er billigte diese Überlegungen, die durch die Versorgungsschwierigkeiten in Deutschland gleich am Anfang des Krieges ebenfalls eine breite Unterstützung bekamen. Hitlers Expansionspläne sahen nicht die „Einverleibung“ fremder Völker vor (Ganzenmüller 2005, S. 43). Bei einer Sitzung der Naziführung Mitte Juli 1941 notierte sich Göring, dass zunächst an die Sicherung der Ernährung der Deutschen gedacht werden muss, „alles andere könne doch erst viel später kommen“ (Aly & Heim 2013, S. 354). Die landwirtschaftlichen Produkte in den Ostgebieten sollten ausschließlich für die deutsche Bevölkerung verwendet werden. Am 16. September 1941 zeichnete Generalmajor Hans Nagel Görings Anweisung auf: „Aus wirtschaftlichen Gründen ist die Eroberung großer Städte unerwünscht. Ihre Einschließung ist vorteilhafter“ (ebd., S. 356). Im November 1941 war auch den Führungskreisen des Dritten Reiches die katastrophale Lage in Leningrad bekannt. Gerade zur Erarbeitung dieser Vernichtungsmethode, die den Hungertod von hunderttausenden Menschen zum Ziel hatte, wurde laut Aly und Heim, Wilhelm Ziegmayer instrumentalisiert. Aly und Heim beziehen sich u. a. auf das Dokumentarbuch der Schriftsteller Ales Adamovitsch und Daniil Granin „Blockadebuch“ (Blokadnaja kniga), das zu den bedeutendsten Büchern des Genres „Oral History“ gehört. In dem Buch erinnert sich der Stalinpreisträger Alexei Bezzubov⁷⁷, der zur Kriegszeit als Konsultant der Sanitätsverwaltung der Leningrader Front tätig war, an Ziegmayer. Bezzubov war Ernährungs- und Vitaminforscher, der u. a. für die Erarbeitung des Vitamin-C-Präparates für die Einwohner Leningrads bekannt wurde (Bezzubov, Devyatnin 1943). Zu Beginn der Blockade war er Leiter der Chemisch-Technologischen Abteilung des Allunions-Forschungsinstitutes der Vitamin-Industrie und als solcher nahm er auch an den Sitzungen des Exekutivkomitees der Leningrader Parteiorganisation teil (Bezzubov 1985). Über die Versorgungslage der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und Vitaminen in der Stadt war Bezzubov bestens informiert. Gegen Kriegsende wurde Bezzubov nach Deutschland abkommandiert (Adamovitsch, Granin 2018, S. 71, vgl. auch die Originalausgabe in Russisch: Adamovitsch, Granin 1984). Laut Adamovitsch und Granin war er viel in Universitätslaboren und Forschungsinstituten unterwegs und traf so auch eines Tages Ziegmayer. Im Laufe des Gesprächs zwischen den zwei Fachkollegen erfuhr Bezzubov, dass Ziegmayer während des Krieges eine sehr hohe Position als stellvertretender Armeintendant innehatte.⁷⁸ Da Ziegmayer ein herausragender Experte auf dem Ge-

⁷⁷ In der deutschen Ausgabe als Bessubow transliteriert: Das Blockadebuch, Verlag Volk und Welt Berlin, 1987.

⁷⁸ Der Autor folgt hier dem Text von Adamovitsch und Granin.

biet der Ernährung war, wurde er in die Lösung des „Problems der Leningrader Blockade“ eingebunden. Ein direkter Angriff auf die Stadt scheiterte und so käme „Hitlers Generalstab“ auf die Idee, Ziegmayer solle klären, wie man die Stadt schnellstmöglich durch die Blockade vernichten könnte: „Der [Ziegmayer] dachte nach und sagte was zu tun sei, um Leningrad so rasch wie möglich auszuhungern“ (ebd., S. 71). Wenn Goebbels am 10. September 1941 in sein Tagebuch schrieb, so Adamowitsch und Granin, dass Leningrad mit einer „fast wissenschaftlich anmutenden Methode“ vernichtet werden soll, meinte er Ziegmayers Berechnungen dazu, wie lange eine Blockade gehalten werden muss, um eine komplette Vernichtung der gesamten Bevölkerung durch Verhungern zu erreichen:

Ziegmayer rechnete aus, wie lange die Blockade bei den vorhandenen Rationen dauern könne, wann die Menschen anfangen würden zu verhungern, wie dieser Prozess ablaufen könnte und zu welchem Zeitpunkt alle verhungert [im russischen Original: ausgestorben] wären (ebd. S. 71–72).

Ziegmayer erzählte mir, so Bezzubov, dass sie genau wussten wieviel Lebensmittel wir noch hatten und wieviel Menschen in Leningrad waren (ebd. S. 72, deutsche Auflage, S. 50). Bezzubov erklärte Ziegmayer jedoch, dass die Lage noch schlimmer war als Ziegmayer annahm, da mit dem Rückzug der Armee auch noch die Zivilbevölkerung aus dem Gebiet Novgorod und dem Leningrader Großgebiet in die hungernde Stadt flüchtete. Laut Bezzubov war Ziegmayer sehr erstaunt und hat ihn immer wieder gefragt:

Wie haben Sie nur durchgehalten? Wie haben Sie durchgehalten? Wie ist Ihnen das gelungen? Das ist doch völlig unmöglich! Ich habe ein Gutachten verfasst, wonach Menschen bei solch einer Ration physisch nicht überleben können (Adamowitsch und Granin, 2018, S. 72).

Ziegmayer könne nicht verstehen, an welcher Stelle seine Berechnungen falsch lagen und konnte es dem Generalstab nicht erklären. Bezzubov, so die Autoren, versuchte dem deutschen Professor zu erklären, was ein Glaube an den Sieg und geistige Reserven in Leningrad bewirkten.

Die von Adamowitsch und Granin beschriebenen Erinnerungen werfen Fragen auf. Warum sollte ein ehemaliger nationalsozialistischer Verantwortungsträger im Gespräch mit einem hochrangigen russischen Offizier sich selbst für schuldig am Massenmord erklären zu einer Zeit, als in Deutschland die Entnazifizierungsprozesse und Verhaftungen⁷⁹ stattfanden und jedes seiner Worte gegen ihn verwendet werden konnte? Ziegmayer wurde gleich nach dem Krieg zu einer Autorität in Ernährungsfragen in der Ostzone. Warum sollte er seine Position riskieren? Er wusste doch, dass Bezzubov für die Sowjetische Militäradministration arbeitete.

⁷⁹ Allein im Sowjetischen Lager Nr. 2 in Buchenwald (1945–1950) waren 28.000 Deutsche, vorrangig NSDAP Funktionäre, interniert: <https://www.buchenwald.de/73/>.

Zusätzlich wirft aber Ziegmayers rascher Aufstieg nach dem Krieg auch einige Fragen auf. Man würde die sowjetischen Geheimdienste komplett unterschätzen, wenn man annimmt, dass eine Beteiligung am Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Leningrad völlig unbeachtet bliebe. Aus den Archivunterlagen geht hervor, dass sowohl Ziegmayer als auch seine Kollegen nach dem Krieg von der SMAD verhört wurden.⁸⁰ Er hat 1945 sofort nach Kriegsende seine Schlüsselposition in Berlin bekommen, da er offensichtlich politisch weniger belastet war als viele seiner Amtskollegen. Später wurde er jedoch offensichtlich gründlich überprüft, da er gleichzeitig mehrere wichtige Ämter bekleidete. Es ist unwahrscheinlich, dass die SMAD einem Mann, der an der Massenvernichtung beteiligt war, erlaubt hätten, ungestraft zu entkommen.

Auf der anderen Seite war Ziegmayer als parteiloser und als „judenfreundlich“ beschuldigter Wissenschaftler keine Vertrauensperson für die NSDAP, die man mit strenggeheimen strategischen Informationen zur Städtebelagerung vertraut machen würde. Außerdem klingt die in Granins „Blockadebuch“ verwendete Sprache von Ziegmayer und Bezzubov zu literarisch und pathetisch, um eine echte Auseinandersetzung zweier Fachmänner zu schildern. Doch Aly und Heim bestätigen die beschriebene Episode:

Entgegen allen Annahmen und wissenschaftlich fundierten Vorausberechnungen dauerte die Blockade von Leningrad 900 Tage. Zuständig für diese Berechnungen war der Ernährungsexperte des Oberkommandos der Wehrmacht, Professor Wilhelm Ziegmayer. Am 10. September schrieb er in sein Tagebuch: „Wir werden uns auch künftig nicht mit Forderungen nach einer Kapitulation Leningrads belasten. Es muss durch eine wissenschaftlich begründete Methode vernichtet werden.“⁸¹ Dazu kalkulierte Ziegmayer die in der Stadt vorhandenen Nahrungsmittelvorräte, die Zahl der dort lebenden beziehungsweise dorthin geflüchteten Menschen, die er sogar unterschätzte (Aly & Heim 2013, S. 358).

Aly und Heim machen jedoch keine Angaben zu Archivquellen, was in dem sonst sehr gut durch Quellen belegten Buch eher erstaunt.⁸² Die These von Aly und Heim wiederholte auch ein Spezialist für Wirtschafts- und Sozialpolitik der DDR Dierk Hoffmann in einem veröffentlichten Vortrag (Hoffmann 2016): „[...] Ziegmayer [war] vor 1945 für das Oberkommando des Heeres beratend tätig. Er hatte beispielsweise Gutachtenexpertisen für die Belagerung und Aushungerung Leningrads erstellt“. Diese Information war den sowjetischen Offizieren bekannt,

⁸⁰ Unterlagen aus dem Nachlass Ziegmayer beinhalten z.B. „Unterredungen“, die wie ein Verhör aussehen, mit einem „Major Barkan“, der auch von Ziegmayer als „Link“ zu Kooperationspartnern in der UdSSR erwähnt wird und der anscheinend nicht nur mit Ziegmayer selbst sprach, sondern auch seine engsten Mitarbeiter als „Zeugen“ betreffs seiner Tätigkeit in der Heeresverwaltung befragte.

⁸¹ Dieses Zitat ist ebenfalls sowohl in russischen als auch deutschen Medien zu finden; z.B. <https://www.cicero.de/kultur/75-jahrestag-befreiung-leningrad-gedenkentag-voelkermord-russland-deutschland-genozid>.

⁸² In einer persönlichen Kommunikation konnte Götz Aly die Quellen für diese Information nicht benennen.

so Hoffmann, sie haben ihn jedoch trotzdem 1945 mit Verwaltungsaufgaben in Berlin betraut. So ist Ziegmayer in der SBZ „stellvertretender Direktor“ der Deutschen Verwaltung für Handel und Versorgung geworden und „war somit ein Ernährungsexperte, der auch wissenschaftlich stark auf dem Feld gearbeitet hat, indem er nach 1945 neben dieser Funktion fleißig publiziert und Lehrbücher aufgelegt hat“ (Hoffmann 2016). Zwei Jahre später wiederholte Hoffmann die These, dass Ziegmayer „wissenschaftliche Gutachten für die systematische Aushungierung Leningrads“ erstellte (Hoffmann 2018, S. 121). Jörg Ganzenmüller erwähnte in seinem fundamentalen Werk „Das belagerte Leningrad“ den von Ziegmayer implementierten Begriff „Ernährungskrieg“ ohne auf Ziegmayers Rolle in der Blockade einzugehen (Ganzenmüller 2005, S. 44).⁸³ Auch die englischsprachige Literatur bringt Ziegmayer mit der Blockade von Leningrad in Verbindung. Frederick Taylor verurteilt bezugnehmend auf Götz Alys Publikation Ziegmayers zynische ernährungswissenschaftliche Berechnungen zur Belagerung der hungernden Stadt (Taylor 2012, S. 155).

Enigmatisch bleibt jedoch die scheinbare Leichtsinnigkeit der sowjetischen Administration, die angesichts der in der UdSSR damals herrschenden fast paranoiden Angst vor Sabotage einen ‚Verbrecher‘ zum „Haupternährungsexperten“ der SBZ ernannte. Auch, wenn man berücksichtigt, dass die sowjetische Administration die ostdeutschen Kader ziemlich „nachsichtig“ behandelte, so betraf das jedoch nicht die an Kriegsverbrechen Beteiligten. Ziegmayers Tätigkeitsprofil im Heeresverwaltungsamt des Oberkommandos des Heeres passt ebenfalls nicht zur Aufgabe, die Sterberate in Leningrad zu berechnen. Sein Umfeld im Heeresverwaltungsamt spricht auch gegen seine aktive Beteiligung an einer Planung solcher wichtigen militärischen Operationen. Sein Institut in Frankfurt war auch nicht dafür primär geeignet. Es liegen momentan keine Originalquellen zur Beantwortung all dieser Fragen und für eine eindeutige Belastung von Ziegmayer zu seiner Beteiligung an dem Massenmord in Leningrad vor.

6 Die Gründung zweier „Ziegmayerscher Institute“ nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Ende des Weltkrieges macht Ziegmayer schnell beruflich Karriere. Im Unterschied zu vielen anderen Wissenschaftlern, gab es bei ihm nach dem Krieg keine schwierige Übergangsphase. Am 17. Mai 1945 wurde der neue Magistrat von Großberlin gegründet und eine „Abteilung für Ernährung“ gebildet. Leiter dieser Abteilung und Stadtrat war zunächst bis zum 31. Juli 1945 Andreas Hermes, anschließend Gustav Klimpel und ab dem 29. Mai 1946 kommissarisch Josef Orlopp.⁸⁴ Ziegmayer leitete (von Anfang an) beim Magistrat in der Abteilung Er-

⁸³ In einer persönlichen Mitteilung informierte Prof. Ganzenmüller den Autor, dass er keine Information zur angeblichen Rolle Ziegmayers an der Planung der Leningrader Blockade hat.

⁸⁴ <http://www.content.landesarchiv-berlin.de/php-bestand/>.

nährung das Referat (Sektion) 10 „Ernährungswissenschaft“ (Gassmann et al. 1996). Am 1. September 1945 hatte er die Leitung des Referats abgegeben. Ziegmayer beschrieb die ersten Tage der Abteilung wie folgt:

In die ehemalige Reichsstelle für Getreide am Febrbelliner Platz, noch angefüllt von Staub, Trümmern und Brandgeruch, zogen wir ein als unsere eigenen Bauarbeiter, Transportarbeiter und Putzfrauen. Drei Autos und zehn Fahrräder erhielten wir von der Besatzungsmacht. Schnell kamen einige auf der Straße liegende Wehrmachtsautos hinzu, die wir notdürftig instand setzten, und die „Abteilung Ernährung und Landwirtschaft“ stand, nachdem wir das halb zerstörte Gebäude innerhalb von zwei Tagen so weit in Ordnung gebracht hatten, daß bereits am 13. Mai die erste Schreibmaschine klapperte (Ziegmayer 1948, S. 7).

Ab September 1945 (bis 1. April 1948) war Ziegmayer schon Vizepräsident der *Deutschen Verwaltung für Handel und Versorgung* (DVHV), dessen Errichtung die sowjetische Besatzungsmacht veranlasst hatte. Gleichzeitig (ab 1945) war er Direktor des von ihm gegründeten *Instituts für Ernährung und Verpflegungswissenschaft in Berlin-Dahlem* (ohne Besoldung, auf die er freiwillig verzichtete⁸⁵) und ab 25. Mai 1946 Ordinarius an der HU Berlin, landwirtschaftliche Fakultät. Außerdem war er ab 1946 Honorarprofessor an der der britischen Militärregierung unterstehenden *Technischen Universität Berlin Charlottenburg* (ebenfalls ohne Gehalt). Darüber hinaus war Ziegmayer ab April 1948 im Sekretariat der Deutschen Wirtschaftskommission (DWK) als Leiter für Forschung und Wissenschaft beschäftigt. Das war eine bedeutende Position, da er in dieser Funktion praktisch alle der DWK unterstellten Forschungsinstitute betreute.⁸⁶ Er war in der DWK bis Ende September 1949 beschäftigt, bis mit der Gründung der DDR die Aufgaben der „Kommissionen“ von den neu eingerichteten Ministerien übernommen wurden.⁸⁷ Danach wurde er Sonderbeauftragter beim Ministerium für Planung und betreute die Belange der wissenschaftlichen Forschungsarbeit. Die Stelle eines Sonderbeauftragten bot jedoch keine sichere Zukunft für Ziegmayer, deshalb sollte auf Anregung von Arthur Scheunert und anderen Ernährungswissenschaftlern im Ministerium für Ziegmayer eine planmäßige Stelle geschaffen werden, verbunden mit der Funktion, alle DDR-Institute auf dem Gebiet der Lebensmittel zu betreuen. Der Antrag wurde jedoch abgelehnt und die vorgeschlagene Panstelle nie geschaffen.⁸⁸

Wie schon erwähnt, gründete Ziegmayer in seiner Zeit beim Magistrat von Großberlin⁸⁹ im Juni 1945 das *Institut für Ernährung und Verpflegungswissenschaft*⁹⁰ in

⁸⁵ Ebd., Bl. Nr. 943, 000074.

⁸⁶ BLHA, Rep. 465, AdW, ZfE Rehbrücke, Nr. 361, Bl. 000446.

⁸⁷ Abschrift des Schreibens an die Deutsche Verwaltung für Volksbildung der SBZ. 24.09.1949 Personalakte Ziegmayer HU Berlin.

⁸⁸ BLHA, Rep. 465, AdW, ZfE Rehbrücke, 361, Bl. 000446-8.

⁸⁹ Am 19.05.1945 gegründete Stadtverwaltungs- und Regierungsorgan.

Berlin-Dahlem (Thielallee 69/73), im Gebäude des ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Instituts für Biochemie, welches unter der Leitung des Nobelpreisträgers Adolf Butenandt gestanden hatte⁹¹, mit den Kochanlagen im Harnackhaus (Meiser 2013, S. 91).⁹² Die Räume des früheren Instituts für Biochemie standen leer,⁹³ „fast ohne Einrichtungsgegenstände“⁹⁴ und Ziegmayers Institut musste komplett neu aufgebaut und ausgestattet werden. Später, mit der Zweigstelle in Potsdam-Rehbrücke, erweiterte Ziegmayer die Forschungsthemen. Ziegmayers ständiger Vertreter im Dahlemer Institut war der Patentanwalt Dipl.-Ing. Dr. Dr. Joseph Reitstötter. Aus den wöchentlichen Protokollen und anderen internen Unterlagen des Instituts wird deutlich, dass Reitstötter der tatsächliche Institutsleiter vor Ort war und schon bald nach der Gründung die operative Verwaltung des Instituts übernahm.⁹⁵

Das Institut in Berlin-Dahlem war *de facto* eine Umgründung des 1941 in Frankfurt a.M. ebenfalls von Ziegmayer geleiteten *Instituts für Kochwissenschaft (IfK)*. Ziegmayer legte großen Wert auf die genetische Verbindung zwischen diesen beiden Institutionen. In einem Bericht, der höchstwahrscheinlich für die Alliierten von Ziegmayer in zwei Sprachen verfasst wurde (English und Deutsch), stand eindeutig, dass das *Institut für Ernährung und Verpflegungswissenschaft* „ursprünglich seinen Sitz in Frankfurt/Main“ hatte.⁹⁶ Der Wert der wissenschaftlichen Ausstattung des Instituts in Frankfurt betrug nach Ziegmayers Einschätzung 500.000 RM. Während der Zeit der Bombenangriffe wurde das Institut zunächst von den deutschen Behörden nach Schlitz (Oberhessen) verlegt. Am Ende des Krieges wurde das Institut von den amerikanischen Besatzungsbehörden beschlagnahmt, die Instrumente wurde in Kisten verpackt und nach einem nicht bekannten „Bestimmungsort“ abtransportiert: „Beim Zusammenbruch [d.h. am Ende des Krieges] wurde dieses hervorragend eingerichtete Institut [IfK] aus Hessen⁹⁷ – dem Evakuierungsland – als Reparationsgut abtransportiert“.⁹⁸ Dabei waren zumindest Teile der Institutsausstattung spurlos verloren gegangen, erinnerte sich Ziegmayer-

⁹⁰ Das Institut wurde nach einem Magistratsbeschluss gegründet. Im Sommer 1945 wurden sämtliche ehemaligen Reichsinstitute in die Deutsche Zentralverwaltung überführt, lediglich das IfE blieb beim Magistrat von Groß-Berlin: BLHA, Rep. 465, ZfE, Nr. 943; Bl. 000076.

⁹¹ Später, nach der Gründung der Freien Universität, zog im Jahr 1950 das Institut für Pharmakologie in diesen Gebäuden ein: <https://www.fu-berlin.de/sites/abt-3/campus/bauprojekte/Pharmakologisches-Institut-und-Hoersaal-Thielallee-69-73/index.html>.

⁹² Am 1. Januar 1946 wurden die bisher dem Magistrat Berlin unterstellten Institute von den Zentralverwaltungen in der SBZ übernommen (Ziegmayer 1948, S. 117).

⁹³ BLHA, Rep. 465, Nr. 1535, Bl. 000035.

⁹⁴ LAB, Rep. 010-02, Nr. 400-402.

⁹⁵ Z. B. LAB, B. Rep. 010-02, Nr. 402; B Rep. 014, Nr. 2847.

⁹⁶ BLHA, Rep. 465, AdW, Nr. 1535, Bl. 000035.

⁹⁷ Schlitz/Oberhessen, BLHA, Rep.465, AdW, ZfE Rehbrücke, Nr. 941, Bl. 000347 und Nr. 943, Bl. 000076.

⁹⁸ BLHA Rep. 465, ZfE, Nr. 977, Bl. 000255. Vortrag von Ziegmayer zum Presseempfang im Institut am 10.04.1946.

er im Jahre 1949 (Ziegelmayer 1949). Im Frühsommer 1945 wurde das Institut dann in Berlin-Dahlem neu eingerichtet.⁹⁹

Im Jahresbericht 1945 des neuen Instituts wurde unterstrichen, dass das Institut in Berlin-Dahlem auf Initiative von Ziegelmayer durch Magistratsbeschluss und in enger Anlehnung an die Sektion A10 des Magistrats „unmittelbar nach der Kapitulation in den letzten Maitagen 1945“ ins Leben gerufen wurde.¹⁰⁰ Das Institut war damals „als die Fortführung“ des Instituts für Kochwissenschaft in Frankfurt geplant, das sich an diesen Tagen immer noch in Schlitz (Hessen) befand. Erst während der ersten Arbeitstage im Dahlemer Institut hat Ziegelmayer das Forschungskonzept weiterentwickelt und ein praktisch neues Institut gegründet.

Zu den Aufgaben des neuen Dahlemer Instituts notierte Ziegelmayer:

*Mein Institut hat nun die Aufgabe, nicht nur die Ernährungswissenschaft zu fördern, sondern auch praktisch an der Sicherung der gegenwärtigen Ernährung der uns anvertrauten Bevölkerung sowie an der zukünftigen Entwicklung und Verbesserung der deutschen Lebensmittelwirtschaft zur Erweiterung der Nahrungsmittelkapazität Deutschlands mitzuarbeiten.*¹⁰¹

Es wurde dabei jedoch vielen bewusst, dass das Dahlemer Institut kein reines Forschungsinstitut sein konnte, es musste sich auch mit drängenden „Tagesfragen“ beschäftigen. Auf der rein praktischen Ebene gehörte zu den Aufgaben des Instituts z. B. die fachliche Beratung der Großküchen und die Durchführung von Lehrgängen in der Gemeinschaftsverpflegung.¹⁰² Ziegelmayer sprach in diesem Zusammenhang von einer „doppelten Ausrichtung des Instituts“: Die wissenschaftliche Forschung (Abteilung II) und das Verpflegungswesen (Abteilung I), die „einander unterstützen und nebeneinander gepflogen werden sollen.“¹⁰³ Unter „wissenschaftlicher Forschung“ verstand er tatsächlich eine Grundlagenforschung: „Das Institut war, ist und wird stets bemüht bleiben, zu den Wurzeln der Erkenntnis hindurchzudringen, um dadurch bleibende Werte zu schaffen [...]“.¹⁰⁴

Ziegelmayer bemühte sich, das Institut von Anfang an international zu besetzen. Im Institut in Berlin-Dahlem arbeiteten auch russische Wissenschaftler, da Ziegelmayer „als Gutmachung“ eine Zusammenarbeit zwischen Deutschland und der UdSSR zu organisieren versuchte.¹⁰⁵ Am 22. März 1946 wurde das Dahlemer Institut zum Außeninstitut der Technischen Hochschule Berlin, jedoch überwie-

⁹⁹ Die Absicht ein Institut für Ernährungs- und Kochwissenschaft (wie das Vorgängerinstitut in Frankfurt a. M.) zu gründen wurde vom Magistrat am 26. Mai 1945 bekannt gegeben (Meiser 2013, S. 91).

¹⁰⁰ LAB B. Rep. 010-02, Nr. 401.

¹⁰¹ BLHA Rep. 465, ZfE, Nr. 977, Bl. 000255.

¹⁰² LAB, B. Rep. 010-02, Nr. 402.

¹⁰³ LAB, Rep. 010-02, Nr. 400-402, Jahresbericht des Instituts 1946.

¹⁰⁴ Ebd.

¹⁰⁵ BLHA Rep. 465, ZfE, Nr. 940, Bl. 000323.

gend aus dem Etat der Abteilung „Ernährung“ des Magistrats finanziert und weiterhin ehrenamtlich geleitet von Ziegmayer.¹⁰⁶

Ziegmayers Funktion als Vizepräsident der DVHV ermöglichte ihm den Ausbau und Erhalt des neuen Instituts für Ernährung (Gassmann 1996). Ein Teil der Finanzierung des Dahlemer Instituts konnte Ziegmayer aus den Haushaltsmitteln der DVHV zur Verfügung stellen (Linow et al. 1996). Seine Tätigkeit im Magistrat spielte dabei selbstverständlich ebenfalls eine Rolle. Seine Beweggründe für die Gründung der Institute in Dahlem und später in Rehbrücke erläuterte Ziegmayer 1949 in seiner Laudatio zum 70. Geburtstag Scheunerts. Sein Ziel war schon immer, so Ziegmayer,

die Errichtung eines Instituts für Ernährungsforschung, das [...] verhindern sollte, was wir während und nach dem ersten und zweiten Weltkrieg erleben und das verhindern sollte, dass nie wieder die Millionenbevölkerung eines Landes ohne wissenschaftliche Lenkung versorgt wird. [...] Diese Schäden können nur beseitigt werden, wenn nach den Ergebnissen der Ernährungsforschung die Nahrung mengen- und gütemäßig vollwertig ist (Linow et al. 1996).

Man kann mit Recht behaupten, dass Ziegmayer nach dem Krieg seine Visionen aufgrund seiner hohen Position in der Ostzone verwirklichen konnte. Noch vor dem Krieg formulierte er das fundamentale Problem, mit dem das Land konfrontiert war: „Deutschland ist das typische Veredelungsland. Mehr als die Hälfte seiner Einfuhr machen die industriellen Rohstoffe aus, drei Viertel seiner Ausfuhr sind Fertigwaren“ (Ziegmayer 1937, S. 1). Sein Programm, das aus drei Hauptpunkten bestand, sollte zur Lösung dieses fundamentalen Problems beitragen. Erstens schlug er vor, den Rohertrag in der Landwirtschaft zu steigern. Zweitens, die Weiterentwicklung der Lebensmittelindustrie mit der Betonung auf „Verwertung anfallender, bis heute ungenutzter oder nicht voll ausgewerteter Nebenprodukte“ und darüber hinaus die „Schaffung neuer, für Binnenmarkt und Export wichtiger Stoffe“ (ebd.) voranzutreiben. Damit strebte Ziegmayer an, eine auf Grundlagenforschung basierte Ernährungswissenschaft zu etablieren, die in der Lage ist, deutsche (oder andere nationale) Ernährungsstrategie zu steuern. Diese Ernährungswissenschaft sollte allerdings an die bestimmten von der Natur vorgegebenen Umstände eines Landes angepasst sein, um auf die schnell sich verändernden sozialen Umstände reagieren können. Ziegmayers Ansatz in der Ernährungsforschung stand in gewissem Sinne im Gegensatz zu Arthur Scheunerts Ansatz, der vom Vitaminbedarf einer Einzelperson ausging und eine darauf ausgerichtete Experimentalkultur entwickelte. Für Ziegmayer waren die Landwirtschaft in einer bestimmten geographischen Landschaft und die sozial-politischen und gelangte hiervon zum Individuum; Scheunerts Herangehen kann man als „bottom-up“ und Ziegmayers als „top-down“ bezeichnen.

¹⁰⁶ BLHA Rep. 465, ZfE, Nr. 943, Bl. 000083.

Neben seiner Funktion als Direktor der Institute in Berlin Dahlem und Rehbrücke war er ebenfalls Direktor des *Instituts für landwirtschaftliche Gewerbeforschung und Vorratspflege* (Invalidenstraße 42, Berlin).¹⁰⁷ Als am 1. August 1946 das Hauptreferat für die Forschungsinstitute des Magistrats seine Tätigkeit begann, wurde eine Bestandsaufnahme der Institute veranlasst. Die organisatorischen Vorarbeiten unter ständigen Verhandlungen mit der SMAD und Landes- sowie städtischen Behörden „führten allmählich zur Herauskristallisierung, Neugründung bzw. Teilung einiger lebensfähiger Institute“, die auch aus Zuständigkeitsgründen umorganisiert werden mussten. So wurde, laut Ziegmayer, am 1. Oktober 1946 aufgrund des SMAD-Befehls Nr. 163 (in anderen Quellen oft als Befehl Nr. 168 erwähnt) vom 10. Juni 1946¹⁰⁸ das *Institut für Ernährungs- und Verpflegungswissenschaft, Potsdam-Rehbrücke* gegründet und von der DVHV (Deutsche Verwaltung für Handel und Versorgung) übernommen (Ziegmayer 1948, S. 118).¹⁰⁹ Das ursprüngliche Ziel der Gründung einer Filiale in Potsdam war die

wirtschaftliche Ausnutzung der örtlichen Rohstoffvorräte und zur Unterstützung der Betriebe der Lebensmittelindustrie in der sowjetischen Besatzungszone sowie zur Auffindung von Ersatzstoffen und neuen Arten von Lebensmittelprodukten [...]

beizutragen.¹¹⁰ Eine ganze Reihe sowjetischer Dienststellen erhielten Anweisungen den Ausbau des Institutes „nach jeder Richtung hin zu unterstützen und zu sichern“ (Ulmann 1971). Laut Gassmann entstand das Institut aus Raumnot vorerst in Berlin-Dahlem. Ziegmayers „Umtriebigkeit“ sollte dabei auch eine Rolle gespielt haben (Gassmann 1996). Die ständige thematische Erweiterung des Instituts und die Idee möglichst viele ernährungswissenschaftlich relevante Gebiete abzudecken, waren sicherlich auch ein Grund für die Eröffnung der Filiale in Rehbrücke. Nicht zuletzt sorgte das neue Institut auch dafür, dass mehr Wissenschaftler ihre Existenz sichern konnten. Der Befehl (Nr. 163)168 verwies ausdrücklich darauf, dass den 30 leitenden Wissenschaftlern (d.h. promovierten bzw. habilitierten) des Instituts eine zusätzliche Ernährung gewährt wurde. Außerdem bekamen die Mitarbeiter des Instituts in Deutsch und in den Sprachen der Besatzungsmächte aus-

¹⁰⁷ BArch „Nachlass Dietrich“, Bestand 1004, N461, Bl. 24.

¹⁰⁸ Befehl Nr. 168 des Obersten Chefs der Sowjetischen Administration – des Oberbefehlshabenden der Gruppe der Sowjetischen Besatzungstruppen in Deutschland vom 10. Juni 1946: „Über die Organisation einer Zweigabteilung in Potsdam des wissenschaftlichen Forschungs-Institutes für Ernährung“, gez. Von Marschall der UdSSR W. Sokolowski und Gen.-Leut. F. Bokoff (Ernährungsforschung 1956, 1: 18–19).

¹⁰⁹ Der eigentliche Originalbefehl in russischer Sprache vom 10. Juni 1946 hatte die Nr. 163: „Приказ Главного начальствующего Советской Военной Администрации – Главного командующего группой советских оккупационных войск в Германии“. Содержание: об организации филиала Научно-Исследовательского Института Питания в г. Потсдам. Uns liegt eine beglaubigte Kopie dieses Befehls vom 17.06.46 vor. Die erste deutsche Übersetzung des Befehls trägt ebenfalls die Nr. 163. Quelle: BLHA, Rep. 465, AdW, ZfE, 727, Bl. 000424-5. Warum in allen späteren Quellen der Befehl die Nr. 168 trägt, ist nicht bekannt. Ziegmayer schrieb, dass das Institut am 01.10.1946 geöffnet war. Es ist davon auszugehen, dass der 10. Juni 1946 formal als Gründungsdatum genannt werden kann, obwohl das Institut tatsächlich erst ab 1. Oktober 1946 geöffnet war.

¹¹⁰ LAB, B. Rep, 010-02, Nr. 402, Tätigkeitsbericht des IfEV Nr. 7 vom 03.08.1946.

gestellten Dienstausschüsse, die ihren Alltag erleichterten. Diesen Dienstausschüssen können wir auch die offizielle englischsprachige und russischsprachige Bezeichnung des Instituts entnehmen: *Institute for Food and Nutrition Science, Branch-Office Potsdam-Rehbrücke* und *Научно-Исследовательский Институт Питания и Продовольствия, Отделение Потсдам-Рехрюке* (Linow et al 1996). Die Errichtung eines neuen Instituts hatte auch eine ganz herausragende Bedeutung für die Ortschaft „Bergholz-Rehbrücke“, wo nach Zeitzeugen-Aussagen „ein ganz neues Leben für die Einwohner begann“, da viele wieder eine neue Arbeit fanden und auch neue gebildete Bürger nach Rehbrücke zogen.¹¹¹

Die „Ziegmayer Institute“ wurden unter vielen anderen Forschungseinrichtungen, die sich unmittelbar mit der Ernährung beschäftigten, eingegliedert. Das *Institut für Ernährung* war jedoch das einzige Institut in Großberlin, das sich mit allgemeinen grundlegenden Fragen der Ernährung beschäftigte und gleichzeitig im „Osten“ und „Westen“ lag. Zu Ziegmayers Verdiensten nach dem Krieg gehört auch sein Versuch, als „Verbindung“ zwischen West und Ost zu agieren: „Zu keiner Zeit Mitglied einer Partei, von großer Zivilcourage und noch zu Ende des Krieges mit einem Kriegsgerichtsverfahren belastet, hat er stets versucht, zwischen Ost und West zu vermitteln. Niemand hat ihm das recht gedankt“ (Gaßmann 1996).

7 Epiloge und Fazit

Nach einer steilen Karriere nach dem Ende des 2. Weltkriegs wendete sich Ziegmayers Schicksal am Ende der 1940er Jahre noch einmal. Nach und nach verlor er an Einfluss auf die von ihm gegründeten Institute.

Ab 1. April 1948¹¹² übernahm Arthur Scheunert die Leitung des Zweiginstituts in Rehbrücke, auch wenn er hier formal noch zwei Jahre nur als „zweiter Direktor“ agierte, da Ziegmayer nicht von seinem Direktorposten zurückgetreten war, sondern als „erster Direktor“ *de Jure* dem Institut weiterhin vorstand. Scheunerts „rechte Hand“ im Institut wurde Kurt Täufel. Das Auftreten Scheunerts nach der Leitungsübernahme zeigte gleich Auswirkungen auf die Institutsentwicklung: „Hierdurch war eine stetige und ruhigere Entwicklung des Aufbaues des Institutes angebahnt“, schrieb Täufel im gleichen Jahr.¹¹³

Am 18. Januar 1950 trat Ziegmayer vom Posten des Direktors des Dahlemer Instituts zurück. Das Institut selbst wurde auf Beschluss der Stadtverordnetenversammlung zum 30. September 1950 aufgelöst; ein Teil des Instituts wurde als „Institut für Lebensmittelchemie und Lebensmitteltechnologie“ der TU Berlin angegliedert.¹¹⁴ Am 15. August 1950 trat Ziegmayer ebenfalls offiziell von seiner

¹¹¹ Erinnerungen von Wolfgang Adam in „Der Nuthe Bote“, 2011, 21. Jahrgang, S. 11.

¹¹² Von Januar bis April 1948 war Kurt Täufel offiziell Leiter des Instituts.

¹¹³ BLHA Rep. 465, ZfE, Nr. 716, Bl. 000074.

¹¹⁴ LAB, B. Rep. 014, Nr. 2847.

Funktion als 1. Direktor des Instituts für Ernährung in Potsdam-Rehbrücke (dieses war seit Februar 1947 ein eigenständiges Institut) zurück und überließ damit Arthur Scheunert die Institutsleitung.¹¹⁵ Seinen Posten als Vizepräsident der Deutschen Verwaltung für Handel und Versorgung verließ er schon im März 1948. Am 28. September 1950 bat er den Volksbildungsminister Paul Wandel, ihn als Lehrstuhlinhaber an der Humboldt Universität zu entbinden. Als Grund für seinen Rücktritt kann man die wissenschaftspolitische Entwicklung in der DDR vermuten, mit der er nicht einverstanden war. So schrieb er:

*Nachdem ich aber in den letzten beiden Jahren erfahren musste, dass sich meine Grundsätze nicht mit der Entwicklung, der auch die Universität ausgesetzt ist, in Einklang bringen lassen, habe ich mich schweren Herzens entschlossen, Sie zu bitten, mich als Ordinarius an der Humboldt-Universität zu entpflichten.*¹¹⁶

Sein rascher Rücktritt von allen Posten kann aber auch durch seinen vermutlich schnell verschlechternden Gesundheitszustand als Folge eines Unfalls erklärt werden. Nach einem schweren Autounfall (Zusammenstoß mit einem LKW)¹¹⁷ auf einer Dienstfahrt zum Institut für Ernährung (Westzone, Berlin-Dahlem) am 9. Februar 1950 wurde Ziegmayer sofort zur stationären Behandlung im Martin-Luther-Krankenhaus (Berlin-Grünwald, Westsektor)¹¹⁸ mit der Diagnose Schädelbruch, *Commotio cerebri* (Gehirnerschütterung), Fleischwunden an der rechten Hand, parietalen Schnittwunden im Gesicht, Verwundung am linken Bein für zunächst vier Wochen aufgenommen.¹¹⁹ Vier Wochen danach, am 6. März, berichtete er immer noch aus dem Krankenhaus, dass sein Schädelbruch und die Verletzungen mit allen Folgen „langsam verheilen“. Von diesem schweren Autounfall erholte er sich scheinbar nur sehr langsam. Obwohl er nirgendwo angab, dass sein Gesundheitszustand ein Grund für seine Kündigungen von allen Posten war, spielte dieser sicherlich eine Rolle. Elf Monate nach dem Unfall, am 4. Januar 1951, verstarb Wilhelm Ziegmayer in Berlin (Gaßmann 1996).

Ziegmayer erscheint in der Geschichte der Ernährungswissenschaft als ein Gelehrter, der in der Zeit des Nationalsozialismus und im Nachkriegsdeutschland versuchte, seine Forschung voranzutreiben, ohne dabei in politische und repressive Handlungen involviert zu werden. Er versuchte in allen Lebensumständen politisch neutral zu bleiben. In einem „Notiz“ der Personalabteilung der Humboldt Universität aus dem Jahre 1950 hieß es: „Politisch hat er sich jedoch noch nicht

¹¹⁵ Ebd., Nr. 940-2, Bl. 000231, Zieglmayers Schreiben an das Amt für Wissenschaft und Forschung vom 30.08.1950.

¹¹⁶ Ebd., Brief an den Minister für Volksbildung Paul Wandel vom 28.09.1950.

¹¹⁷ In einem Brief artikulierte Ziegmayer eine andere Version: Sein Fahrer habe ihn an einen Mast gefahren. BLHA, Rep.465, AdW, ZfE Rehbrücke, Nr. 949, Bl. 000004.

¹¹⁸ Nach dem Krieg war Ziegmayer im Westsektor wohnhaft: Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Str. 99: BLHA, Rep. 465, AdW, ZfE Rehbrücke, 941, Bl. 000348.

¹¹⁹ Ärztlicher Aufnahmebericht. Martin-Luther-Krankenhaus. 09.02.1950. S. auch Schreiben von Angela Ziegmayer an Rektor der HU Berlin vom 18.02.1950. Personalakte HU Berlin.

festgelegt.¹²⁰ Sein Unwille, die Nazi-Ideologie voll zu akzeptieren und Parteimitglied zu werden, führte dazu, dass er sich während des Krieges stets rechtfertigen musste und von den nationalsozialistischen Behörden gerichtlich verfolgt wurde. Ziegmayer erwähnte acht politische Prozesse, die gegen ihn im Dritten Reich geführt wurden.¹²¹ Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte er eine kurze Blütezeit seiner Forschungsideen im besetzten Deutschland. Als einer der wenigen Ernährungswissenschaftler und Mediziner, die in die Machenschaften der NSDAP nicht direkt involviert waren und weder der NSDAP noch weiterer nationalsozialistischer Organisationen angehörten, bekam Ziegmayer eine einmalige Chance, mehrere wichtige Funktionen parallel wahrzunehmen. Dass er viele dieser Ämter faktisch ehrenamtlich ausübte (z.B. als Leiter des Instituts für Ernährung verzichtete er auf eine Besoldung), spricht für seinen Idealismus. In der Euphorie der Nachkriegszeit bemühte er sich um gute Forschungsmöglichkeiten für Ernährungswissenschaftler in verschiedenen „Sektoren“ Deutschlands. Seine Bemühungen Wissenschaftler aus den verschiedenen Besatzungszonen zusammenzubringen und z.B. „interzonale“ Kongresse zu initiieren¹²², fanden auf keiner Seite Unterstützung. In seinem Institut in Berlin-Dahlem (Westzone) wurde Ziegmayer angeblich Opfer von Intrigen. Seine Idee, als ein verbindender Wissenschaftler zwischen der West- und der Ostzone zu agieren, war gescheitert, nicht zuletzt, weil die „Zonen“ politisch immer weiter auseinanderdrifteten. Ziegmayer kündigte alle seine Ämter und Funktionen in der Hoffnung, eine passende besoldete Stelle in der westlichen Welt finden zu können. Die Menschen „aus dem Ostsystem“ waren allerdings in Westdeutschland nicht besonders willkommen, wie sein Freund Ernst L. Bauer ihm zwei Wochen vor seinem Tode schrieb.¹²³ Sein ehemaliges Institut in Berlin-Dahlem wurde aufgelöst und das neue, stark reduzierte und an der TU Berlin angegliederte Institut konnte ihm keine bezahlte Stelle anbieten. Ziegmayer empfand dies als „Raub meines Dahlemer Instituts“.¹²⁴ Somit blieb der Mann, der viel für die Institutionalisierung der Ernährungswissenschaft gemacht hat, am Ende seines Lebens ohne institutionelle Anbindung.

Was Ziegmayers angebliche Rolle betreffs der Blockade-Planung (Leningrad) betrifft: Dem Autor liegen zum gegenwärtigen Zeitpunkt keine Dokumente vor, die die Hypothese eindeutig belegen, dass Ziegmayer aktiv an der Konzeption der Blockade von Leningrad beteiligt gewesen war. Sein politisches Profil, seine aktive Ablehnung der Mitgliedschaft in der NSDAP, die politisch motivierten Prozesse gegen ihn und seine relativ bescheidene Position im Heeresverwaltungsamt sprechen gegen diese Hypothese. Darüber hinaus geht aus den Archivunterlagen

¹²⁰ Personalakte Ziegmayer, HU Berlin, Notiz der Personalabteilung vom 20.06.1950.

¹²¹ BLHA, Rep.465, AdW, ZfE Rehbrücke, Nr. 943, Bl. 000081; Ziegmayer an Prof. Heinrich Frank, vom 22.09.1949.

¹²² BLHA, Rep.465, AdW, ZfE Rehbrücke, Nr. 940, Bl. 000208.

¹²³ Ebd. Sein langjähriger Freund Ernst L. Bauer berichtete: „Leider besteht eine Aversion gegen Menschen, die aus Berlin oder gar aus dem Osten kommen“. Bauer an Ziegmayer am 20.12.1950.

¹²⁴ BLHA, Rep.465, AdW, ZfE Rehbrücke, Nr. 940, Bl. 000209.

hervor, dass sowohl Ziegmayer als auch seine Kollegen nach dem Krieg von der SMAD verhört wurden. Es ist unwahrscheinlich, dass die SMAD einen Mann, der an der Massenvernichtung beteiligt war, ungestraft entkommen lassen und ihm strategisch wichtige Ämter während der Hungersnot in Deutschland nach dem Krieg in der SBZ übertragen hätte.

Danksagung

Ich danke Dr. Jörg Pittelkow (Jena) und Dr. Wladislaw Hedeler (Berlin) für die kritische Durchsicht einer früheren Version des Manuskripts. Herrn Prof. Dr. Tilman Grune (DIfE) danke ich für die wissenschaftliche Beratung und umfangreiche Unterstützung bei der Recherche zu diesem Thema. Mein ganz besonderer Dank gilt Frau Dr. Judith Schäfer (DIfE) und ihrem unermüdlichen Einsatz für dieses Projekt.

Ich danke ferner den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern folgender Archive für die Unterstützung bei der Sichtung der benötigten Dokumente:

- Brandenburgisches Landeshauptarchiv (BLHA), Rep. 465: Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Ernährung;
- Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (AB-BAW);
- Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin (Archiv HU Berlin);
- Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg im Breisgau (BArch);
- Landesarchiv Berlin (LAB).

Literatur

- Adamowitsch A., Granin D. 1984. *Blokadnaja Kniga*. Leningrad: Lenizdat [auf Russisch].
- Adamowitsch A., Granin D. 2018. *Blockadebuch*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Aly G., Heim S. 2013. *Vordenker der Vernichtung*. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag.
- Bezzubov A.D., Devyatnin V.A. 1943. *Wildwachsende Pflanzen als zusätzliche Vitaminquellen*. Moskau: Mosk. Bolschewik [auf Russisch].
- Bezzubov A.D. 1985. *Vitamine für die Blockadestadt*. Khimia i Zhizn Nr.1. [auf Russisch].
- Collingham L. 2017. *The human fuel: Food as global commodity and local scarcity*. In: Mawdsley E. (ed.) *The Cambridge History of the Second World War*. Cambridge University Press, S. 149–173.
- Dieckmann F.A. 1951. *In Memoriam: Zum Tode von Prof. Dr. Wilhelm Ziegmayer*. Die Stärke, Nr. 5, S. 128.

- Drews J. 2002. *Die „Nazi-Bohne“: Anbau, Verwendung und Auswirkung der Sojabohne im Deutschen Rein und Südeuropa*. Münster: LIT Verlag.
- Ganzenmüller J. 2011. *Nebenkriegsschauplatz der Erinnerung. Die Leningrad-Blockade im deutschen Gedächtnis*. Osteuropa, 61. Jg., 8–9, S. 7–21.
- Ganzenmüller J. 2005. *Das belagerte Leningrad 1941-1944*. Paderborn et al.: Verlag Ferdinand Schöningh.
- Gassmann B., Lewerenz H.-J., Linow F. 1996. *Zur Geschichte der institutionalisierten Ernährungsforschung in Deutschland*. Ernährungs-Umschau 43 (6), S. 208–214.
- Gohrbandt E. 1936. *Die Einwirkung der Pektine auf die Blutgerinnung*. Dtsch. Med. Wochenschr. 62(40), S. 1625–1629.
- Hoffmann D. 2016. *Beitrag zum 5. Rosenberg-Symposium am 26.04.2016*. Bundesministerium der Justiz und Verbraucherschutz.
- Hoffmann D. 2018. *Lasten der Vergangenheit?* In: Creuzberger S., Geppert D. (Hrsg.) *Die Ämter und ihre Vergangenheit: Ministerien und Behörden im geteilten Deutschland 1949–1972*. Paderborn et al.: Verlag Ferdinand Schöningh, S. 109–122.
- Koop V. 2014. *„Wer Jude ist, bestimme ich“: „Ehrenarier“ im Nationalsozialismus*. Weimar, Wien: Böhlau.
- Linow F., Lewerenz H.-J., Möhr M. 1996. *Zur Geschichte des Instituts für Ernährungsforschung in Potsdam-Rehbrücke*. Ernährungsforschung, 41, S. 1–25.
- Lohmann H. 2018. *Der Bremer Fichtenhof und seine Bewohner: Ein wenig bekanntes Kapitel aus dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus*. Bremen: Edition Falkenberg.
- Maier H. 2015. *Chemiker im „Dritten Reich“: die Deutsche Chemische Gesellschaft und der Verein Deutscher Chemiker im NS-Herrschaftsapparat*/Helmut Maier; im Auftrag der Gesellschaft Deutscher Chemiker. Wiley-VCH.
- Meiser I. 2013. *Die Deutsche Forschungshochschule (1947–1953)*. Veröffentlichungen aus dem Archiv der Max-Planck-Gesellschaft. Bd. 23. Berlin.
- Taylor F. 2012. *Exorcising Hitler: The Occupation and Denazification of Germany*. London et al.: Bloomsbury.
- Ulmann M. 1971. *25 Jahre „Zentralinstitut für Ernährung“ in Potsdam-Rehbrücke*. Ernährungsforschung, XVI (1), S. 3–32.
- Ziegelmayr W. 1937. *Rohstoff-Fragen der deutschen Volksernährung*. Dresden und Leipzig: Verlag von Theodor Steinkopf.
- Ziegelmayr W. 1948. *Drei Jahre Ernährungswirtschaft in der Ostzone*. Berlin: Deutscher Zentralverlag GmbH.

Ziegmayer W. 1949 *Arthur Scheunert 70 Jahre alt*. In: Ernährung und Verpflegung. 1, S. 65–70.

Zolotarev V.A. (Hg.) 2015. *Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges in 12 Bd.* Vorsitzender des Redaktionskomitees der Schriftenreihe: Armeegeneral S. Schoigu. Bd. 1. Moscow: Kuchkovo Pole [auf Russisch].

Address for Correspondence

PD Dr. Georgy S. Levit
Deutsches Institut für Ernährungsforschung Potsdam-Rehbrücke
Arthur-Scheunert-Allee 114–116
14558 Nuthetal
Deutschland
E-Mail: georgy.levit@dife.de

Porträts von interessanten Personen: A new look at J. F. Blumenbach's typological labels and the exemplars he discussed in his anthropological research

*John S. Michael*¹

Abstract: In 1794, Johann Blumenbach asserted that humanity consisted of five racial varieties he labeled 'American', 'Caucasian', 'Ethiopian', 'Malay', and 'Mongolian'. Blumenbach selected eleven individuals as exemplars for his racial varieties. An analysis of the life histories of these individuals indicates that most of them found success in a new environment far from their ancestral homeland. This analysis indicates that Blumenbach selected his exemplars to demonstrate the transformative power of environment, which was also why he jointly chose the labels 'Caucasian' and 'Mongolian'. It was not his aesthetic bias which inspired him to label Europeans as 'Caucasians', as some have proposed.

Keywords: J. F. Blumenbach, racial typology, human skulls, anthropology, aesthetics

¹ I would like to thank Wolfgang Böker, Projekt Johann Friedrich Blumenbach – Online an der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen for his insightful editorial and translation assistance; Janet Monge, The University of Pennsylvania Museum of Archaeology and Anthropology; Paul Wolff Mitchell, University of Pennsylvania; Ann Michael, DeSales University; Nicolaas Rupke, Washington and Lee University; Kordula Segler-Stahl, West Chester University; Judith Michael; and Carolyn Conwell.

1 Blumenbach's legacy and the skull of the Georgian Woman

Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840) was a German racial theorist, whom anthropologists and historians now recognize as a pivotal figure in the early development of physical anthropology. Blumenbach was a renowned professor of medicine at Göttingen University and spent over 60 years active in curating the university's museum. His most unique claim to fame was the extensive collection of human skulls which he personally acquired. Today, Blumenbach is best known for having developed a five part classification system, or typology, to describe human racial variation.² Spencer insightfully referred to Blumenbach's five classifications of humanity as 'racial varieties' rather than 'races', because Blumenbach described them using the German or Latin equivalents of the English words 'race' and 'variety'.³

Soon after Blumenbach's death, hagiographic obituaries celebrated him as not only an internationally renowned scholar, but also an egalitarian who held that all peoples of earth had the same capacity for intellectual excellence.⁴ Since the 1990s, a number of publications have argued that, although Blumenbach was more of an egalitarian than many of his peers, key elements of his anthropological research still exhibited a clear pattern of Eurocentric ethnic bias. A common theme of these recent studies is that Blumenbach regarded the peoples of the Caucasus Mountains to be humanity's most beautiful ethnic group. Another repeated narrative is that Blumenbach was inspired to select the name 'Caucasian' as a label for the peoples in and around Europe because he was especially enamored of a skull in his collection, a Georgian woman from the Caucasus Mountain region, which he regarded as the epitome of female beauty.⁵

These recent interpretations of Blumenbach echo those offered in the 1860s by the biologist Thomas Henry Huxley (1825–1895), the philologist Robert Gordon Latham (1812–1888), and the zoologist Isidore Geoffroy-Saint-Hilaire (1805–1861). Huxley wrote that Blumenbach chose the 'handsomest skull in his collection', that of a Georgian woman, as 'model exemplar' – an ideal specimen against which all other less well-formed human skulls could be compared.⁶ Latham asserted that the supposed 'beautiful symmetry' of this same Georgian skull led Blumenbach to present it as representative of the Caucasian race.⁷ Geoffroy-Saint-Hilaire claimed that Blumenbach had 'deduced from the conformation of the head' that each race was distinct and unequal, with Caucasians ranked the highest and most

² Brace, 2005: 44–46; Rupke and Lauer, 2019: 3–10.

³ Spencer, 1997: 185.

⁴ Bendyshe, 1865: 3–63.

⁵ Schiebinger, 1993: 126–134; Gould, 1996: 410; Bindman, 2002: 201; Dain, 2002: 59–61; Painter, 2010: 72–90; Sussman, 2014: 19.

⁶ Huxley, 1865: 273.

⁷ Latham, 1863: 295.

beautiful.⁸ In the following paper, I will revisit these claims which asserted that Blumenbach's studies of skulls, his racial theory, and his sense of beauty were intertwined.

Blumenbach never specifically stated the criteria he employed for 1) selecting 'Caucasian' as a racial label, or 2) for selecting the Georgian Woman's skull as an exemplar. This essay will endeavor to discern his criteria by examining a broad selection of his publications and personal letters. It will focus on the five skulls he selected as exemplars, with the goal of determining whether he selected them based on a uniform set of criteria, or if he selected the Georgian Woman's skull using a methodology that differed from the others. It will also investigate the six highly successful individuals from around the world whom Blumenbach presented as representatives of his five racial varieties, so as to shed light on his views regarding the relationship between skull shape and intelligence. Lastly, this essay will examine the historical origins of two of his racial labels: 'Caucasian' and 'Mongolian'.

2 Blumenbach's racial typology: From four racial classifications to five

Blumenbach's theories regarding human racial variation evolved throughout his career, as did the way he described and graphically illustrated his five-part racial typology. A chronological summary of Blumenbach's anthropological studies is therefore useful to provide context essential to understanding why he selected his exemplars and his typological labels.

In Blumenbach's first anthropological study, *De generis humani varietate nativa liber* (1776), he asserted that there were just four racial varieties. He described them in somewhat vague terms that followed a numbering system. He wrote that the 'first' racial variety was that of Europe and 'Asia this side of the Ganges'. The second included 'that part of Asia beyond the Ganges', while 'Africa makes up the third'. The fourth was to be found in the Americas.⁹ In 1779, Blumenbach published his *Handbuch der Naturgeschichte* (*Handbook of Natural History*), within which he proposed that there was also a fifth racial variety which consisted of '*Die Australasien und Polynesen* (Australasians and Polynesians)', along with Moluccans, Filipinos, and other peoples from in and around the South Pacific.¹⁰ In 1781, Blumenbach published a second, modestly revised edition of *De Generis* which, like the first edition, lacked any labels.¹¹ *De Generis* of 1781 did not include a detailed discussion

⁸ Geoffroy-Saint-Hilaire, 1860–1863:130; Bendyshe, 1865: x–xi.

⁹ Bendyshe, 1865: 99; Blumenbach, 1776: 41–42.

¹⁰ Blumenbach, 1799: 63–64.

¹¹ Blumenbach, 1781.

of the skulls in Blumenbach's collection, which at that time was likely quite small. Prior to 1784, Blumenbach's skull collection consisted of only three individuals.¹²

In 1790, Blumenbach published *Beyträge zur Naturgeschichte (Contributions to Natural History)* in which he again proposed that there were five 'varieties of mankind (*Menschenvarietät(en)*)'.¹³ He did not label these five racial varieties, but instead presented them using a numbered listing which was: 1) the peoples in and around Europe; 2) the peoples in and around China; 3) non-Mediterranean Africans; 4) Native Americans; and 5) Polynesians, Australians, and South Pacific peoples.¹⁴ Blumenbach illustrated his five racial varieties with engravings drawn by the artist Daniel Niklaus Chodowiecki (1726–1801) (see Figure 1). Blumenbach described these illustrations as 'vignettes (*Vignetten*)' of the five 'varieties (*Spielarten*)'.¹⁵

According to Hünninger, the five vignettes combined 'various textual and pictorial sources' such that the people depicted are not actual individuals, but rather composites.¹⁶ Hünninger noted that the Middle Eastern and Chinese serving girls have the same foot and head position, an indication that they represent Chodowiecki's own design.¹⁷ As Figure 2 shows, the Polynesian woman, when reversed, also matches the other women's dimensions.¹⁸ Clearly, these stylized illustrations were not drawn from life.

1790 was also when Blumenbach began to publish journal articles and stand-alone papers that presented drawings and anatomical descriptions of some of the skulls in his collection, which by then had increased to 36 individuals.¹⁹ Many of these papers were based on lectures Blumenbach presented to the Göttingen Academy of Sciences. He published them as articles in the proceedings of the Academy, *Commentationes Societatis Regiae Scientiarum Göttingensis*, and also as stand-alone off prints. From 1790 until 1828, Blumenbach published six stand-alone papers, each of them describing ten skulls, and one stand-alone paper describing five skulls. In 1873, five more skulls were addressed in a posthumous stand-alone paper. Today, these eight stand-alone papers are jointly known as the *Decades Craniorum*, which translates to *Skulls in Groups of Ten*, even though two of the papers addressed five skulls each.²⁰ Whenever Blumenbach published one of his stand-alone papers, all of which were written in Latin, he also published a corresponding article in German in the journal *Göttingische gelehrte Anzeigen* (or *GGA*).²¹ These German articles, essentially summaries of lectures given by Blumenbach, more or

¹² Böker, 2019: 81–82.

¹³ Blumenbach, 1790: v–viii.

¹⁴ Blumenbach, 1790: vii–viii.

¹⁵ Blumenbach, 1790: vi.

¹⁶ Hünninger, 2018: 66.

¹⁷ *Ibid.*, 71.

¹⁸ Blumenbach, 1790: iii, v, 126.

¹⁹ Böker, 2019: 81–82.

²⁰ Blumenbach, 1790, 1792, 1795, 1800, 1808, 1820, and 1828; 1873.

²¹ For *GGA*, see bibliography.

less cover the same information presented in his stand-alone Latin papers, which are now known as the eight ‘volumes’ of *Decades Craniorum*.

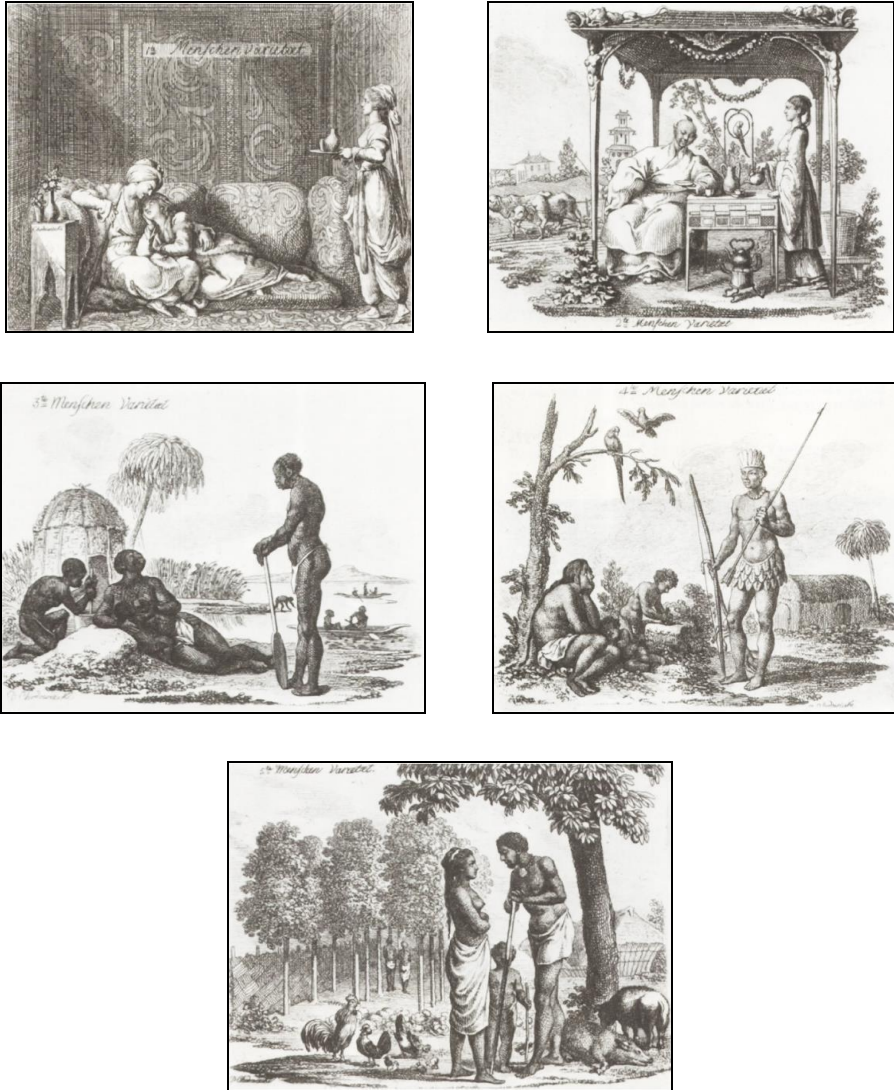
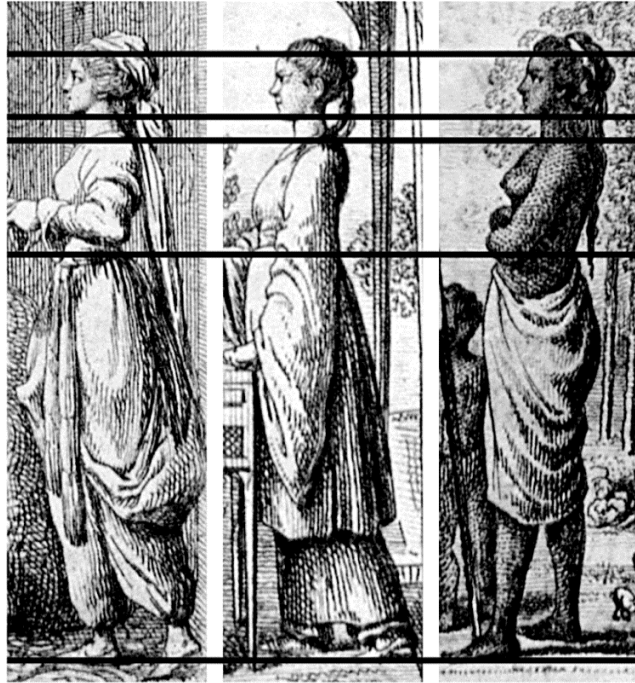


Fig. 1: Blumenbach’s five vignette drawings, each of which was on a separate page, presented in their original order.²² Public Domain. Image courtesy of the Göttingen Academy of Sciences and Humanities, Project ‘Johann Friedrich Blumenbach – Online’

²² Blumenbach, 1790: iii, v, viii, ix, 126.

Fig. 2: Close-up insets of women from three of Blumenbach's five vignettes in their original order, enlarged to all be of matching height, with the far-right image reversed.²³ Public Domain. Image courtesy of the Göttingen Academy of Sciences and Humanities, Project 'Johann Friedrich Blumenbach – Online'



By 1792, Blumenbach had published the first two volumes of *Decades Craniorum*.²⁴ Thus, he had published a thorough description of just 20 of the dozens of skulls he possessed at the time. One year later, in 1793, Blumenbach penned a draft manuscript, the earliest known document in which he labeled his five racial varieties.²⁵ In 1794, he finally published these labels – ‘American’, ‘Caucasian’, ‘Ethiopian’, ‘Malay’, and ‘Mongolian’ – in one of his few English language publications.²⁶ Blumenbach’s ‘Malay’ racial variety consisted of Pacific Islanders along with the peoples from both within and around Australia.²⁷

By 1795, Blumenbach’s skull collection had grown to circa 83 individuals.²⁸ During this year he also published the third volume of *Decades Craniorum*, which meant that he had published a description and illustration for only 30 of the skulls in his collection.²⁹

²³ Blumenbach, 1790: iii, v, 126.

²⁴ Blumenbach, 1790–1828, Vol. 1 and 2.

²⁵ Vermeulen, 2015: 506.

²⁶ Blumenbach, 1794: 193.

²⁷ Blumenbach, 1795: 320–321.

²⁸ Böker, 2019: 82.

²⁹ Blumenbach, 1790–1828, Vol. 3.

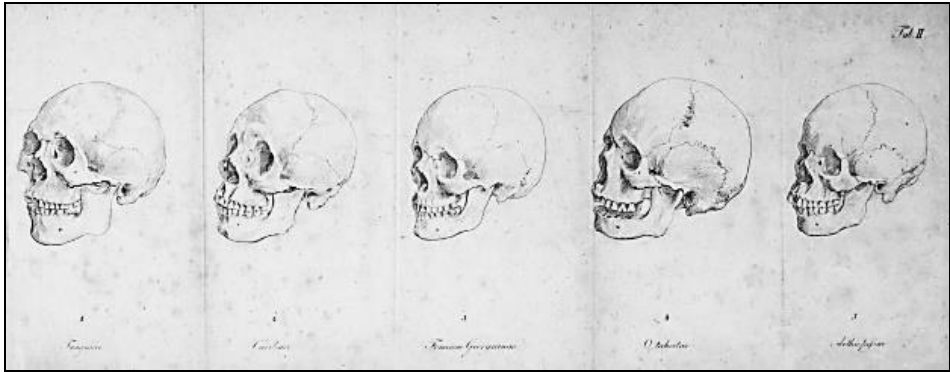


Fig. 3: Blumenbach's skull exemplar drawings of his (left to right) Mongolian, American, Caucasian, Malay, and Ethiopian racial varieties.³⁰ Public Domain. Image courtesy of the Göttingen Academy of Sciences and Humanities, Project 'Johann Friedrich Blumenbach – Online'

1795 was also when Blumenbach labeled his racial varieties in Latin as '*Americana*', '*Caucasia*', '*Ethiopica*', '*Mongolica*', and '*Malaica*'.³¹ These terms appeared in Blumenbach's anthropological masterwork, *De generis humani varietate*, 3rd edition, which also included an illustration, credited to Ernst Ludwig Riepenhausen (1765–1840), depicting a set of five skulls (see Figure 3). Blumenbach presented these five skulls as diagnostic examples – or *exemplars* – representing each of his five racial varieties. In 2018, I viewed these five skulls at the Centre for Anatomy and Embryology, University of Göttingen Medical School. I can attest that they generally conform to the 1795 drawings, which suggests that the artist who drew them was reasonably accurate.

In 1796, Blumenbach published *Abbildungen naturhistorischer Gegenstände* (*Illustrations of Natural History Specimens*), in which he included a set of portraits depicting five men, each of whom, like the skull exemplars, represented one of the five racial varieties (see Figure 4).³² He noted that these five portrait exemplars 'can be compared' with the five skull drawings he previously published in *De Generis* of 1795.³³ In *Abbildungen* he labeled his racial varieties as '*Aethiopische*', '*Americanische*', '*Caucasische*', '*Malayische*', and '*Mongolische*'.³⁴

³⁰ Blumenbach, 1795: end plate.

³¹ *Ibid.*, 303–319.

³² Blumenbach, 1796: [9–25].

³³ *Ibid.*, [6].

³⁴ *Ibid.*, [7].

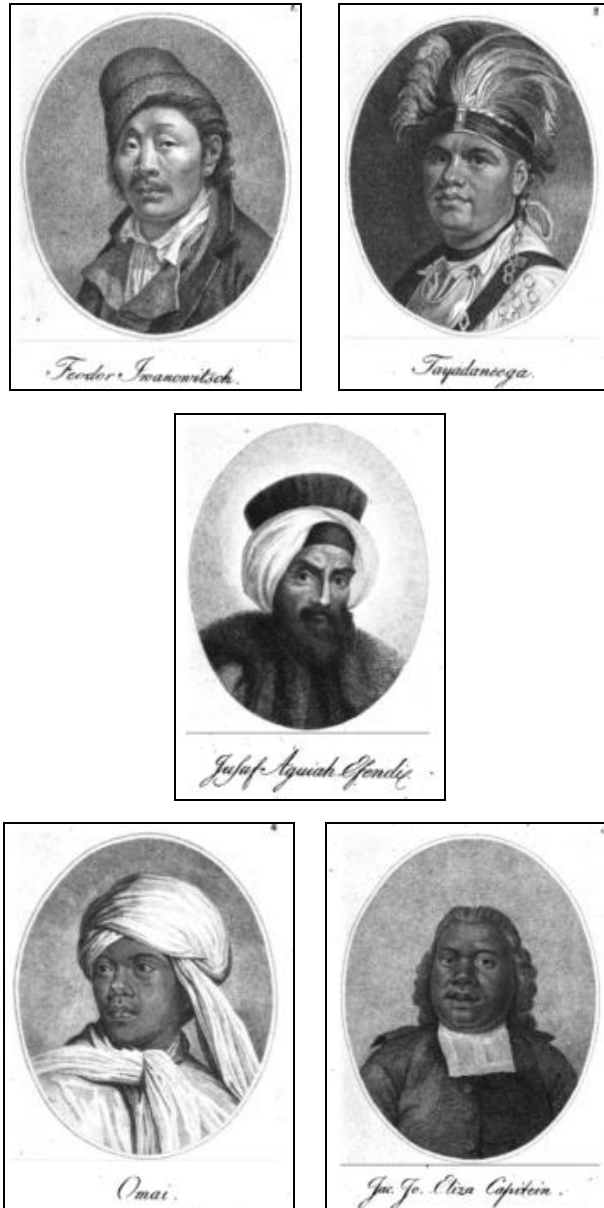


Fig. 4: Blumenbach's original five portrait exemplar drawings, each of which was on a separate page, in their original order, Public Domain. Image courtesy of the Göttingen Academy of Sciences and Humanities, Project 'Johann Friedrich Blumenbach – Online'³⁵

³⁵ Blumenbach, 1796: [9–25].

3 Blumenbach's skull exemplars: Complete anatomical specimens with a story to tell

The following section will present an analysis of the five skull exemplars which Blumenbach offered as visual evidence that supported the key arguments he presented in the text of *De Generis* of 1795. The goal of this analysis is to document, where possible, the criteria he used when selecting his five skull exemplars, and to determine whether he selected the Georgian Woman as an exemplar based on multiple criteria, or just one criterion: beauty.

It appears that one of the basic criteria Blumenbach used to select his exemplars was that they all came from the pool of 30 skulls which he had already described, or was about to describe, in print.³⁶ Although Blumenbach had the option of choosing exemplars from skulls he had not yet described in print, or skulls from outside his collection, he clearly did not do that. Instead, he selected from his collection those five skulls which best served as evidence supporting the racial theories he was presenting in *De Generis* of 1795. A central theme of *De Generis* of 1795 was that the racial varieties of humankind were not separate, unrelated subgroups with clearly distinct physical features and mental attributes. Rather, they were a spectrum of types that gradually changed across the landscape.³⁷ In the nomenclature of modern zoology, Blumenbach's racial spectrum would be called a 'phenotypic cline'.³⁸ In 1776, Blumenbach wrote that the human racial varieties 'all flow together (*ita omnes inter se confluere*)' with no clear boundaries.³⁹ Later on, he reiterated that 'all people of every time and every climate' had originated from 'one common stock (*einer gemeinschaftlichen Stammrasse*)'.⁴⁰

De Generis of 1795 also emphasized that human anatomy could, over generations, be transformed by the climate in which a given population of human beings lived.⁴¹ Blumenbach wrote that '*clima* (climate)', '*victus* (diet)', and '*vitae genus* (mode of life)' were the primary causes of environmentally driven transformation.⁴² Blumenbach even asserted that intangible human traits like 'speech and reason' were the result of 'external assistance (*durch fremde Hülfe*)', cultivation, and education'.⁴³ However, Blumenbach never proposed that the environment could cause one species to transform into a new species. His views were therefore divergent from evolutionary theory as we know it today.⁴⁴

³⁶ Blumenbach, 1790–1828: Vol. 1, Vol. 2, Vol. 3.

³⁷ Jahoda, 1999: 64–65; Richards, 2019: 146.

³⁸ Templeton, 2006: 470.

³⁹ Bendyshe, 1865, 98–99; Blumenbach, 1776: 40–41.

⁴⁰ Blumenbach, 1825: 35; Blumenbach, 1821: 67; Vermeulen, 2015: 376.

⁴¹ Augstein, 1999: 106; Bertoletti, 1994: 113.

⁴² Blumenbach, 1795: 88, 93, 96.

⁴³ Blumenbach, 1825: 35; 1821: 55.

⁴⁴ Blumenbach, 1795: 82; Bendyshe 1865: 194.

Blumenbach described the process of environmentally driven transformation using the Latin word, '*degenerare*', commonly translated as 'to degenerate'.⁴⁵ Blumenbach defined 'degenerate' much as it was presented in a 1583 Latin-English dictionary: 'to be unlike to his ancestours in maners. It may be said of fruites which ware wylde'.⁴⁶ In 1825, Richard Gore (1799–1881) noted that Blumenbach used 'degeneration' in its 'literal meaning, to express a deviation in breeding from any given standard, without any reference to inferiority or superiority'.⁴⁷ Similarly, Spencer has written that 'Blumenbach made no effort to rank' the five racial varieties.⁴⁸ Blumenbach proposed that the very first human population originated in Caucasian Mountain region, and had the same anatomical features, like pale skin, as the modern peoples of the Caucasus region. This ancient founding Caucasian population, so Blumenbach postulated, eventually transformed into the other four racial varieties.⁴⁹ On these principles, Blumenbach presented his five part typology to describe what he called '*generis humani varietates quinae principes, species vero unica* (five principal varieties of human kind, but one species)'.⁵⁰ For Blumenbach, all humans were part of one unit which had multiple interconnected parts. A geographical metaphor would be the world's oceans, which have all been assigned distinctive labels, but in reality are just one interconnected body of water whose parts literally 'all flow together'.

By presenting these five skull exemplars in but one drawing, Blumenbach offered his readers the opportunity to compare and contrast all five of the skulls. The function of this graphic is therefore two-fold: it presents each skull as an individual specimen with a characteristic shape, while simultaneously presenting the five skulls as a set of related objects, or parts, which when viewed together create an even larger entity, the human racial spectrum. An analogy would be a map of the earth which details the outlines of each continent, but also shows where each continent lies in relation to the others as part of an even larger entity, the surface of the earth.

When selecting which skulls to present as his exemplars, Blumenbach chose those skulls which, 1) he had published; 2) had skull features which made them diagnostic examples of a given racial variety; and 3) would be ideal elements of a set of skulls that illustrated his racial spectrum theory. However, there is also evidence that he used a fourth criterion: Blumenbach endeavored to select skulls – from his pool of 30 published skulls – that were anatomically complete, as opposed to skulls that were missing a jawbone or had lost most of their teeth. Figure 5 shows four skulls – three adults who are anatomically incomplete and one child – which Blumenbach had published as of 1795, but did not select as exemplars.

⁴⁵ Blumenbach, 1795: 88, 93, 96.

⁴⁶ Elyot, 1538: fol. XXXv.

⁴⁷ Gore, 1825: 15.

⁴⁸ Spencer, 1997: 185.

⁴⁹ Blumenbach, 1795: 303.

⁵⁰ *Ibid.*, 284.

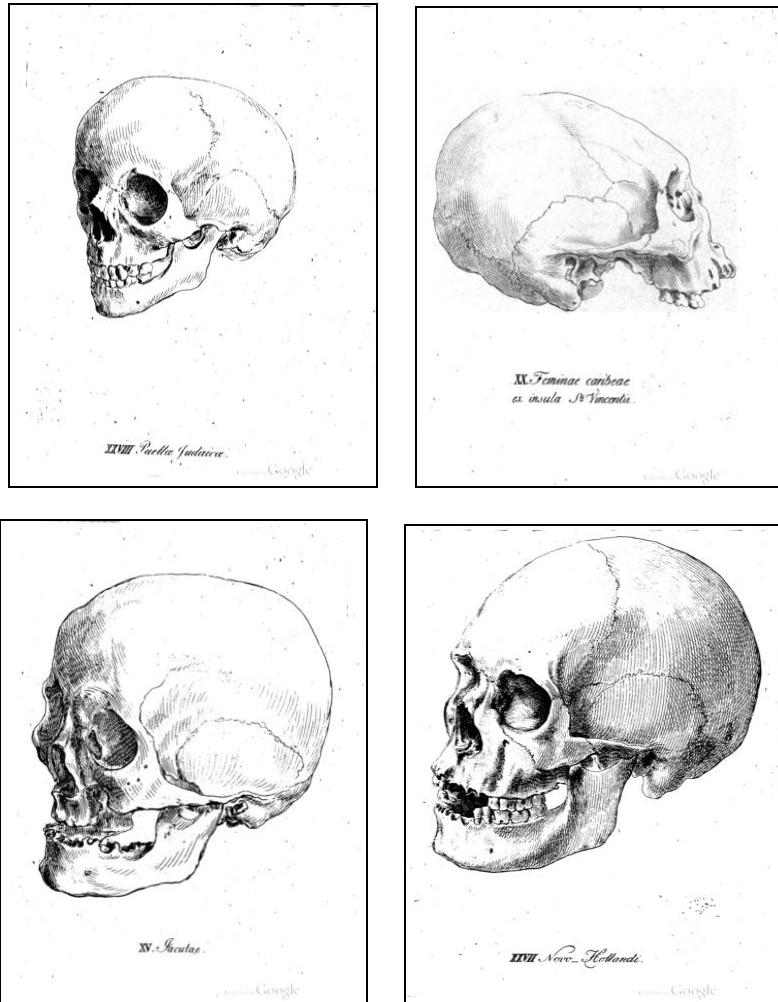


Fig. 5: Many of the thirty skulls which Blumenbach published as of 1795 were either children or were anatomically incomplete, such as a Jewish girl (upper left), a jawless Carib woman (upper right), a toothless Yakut-Sakha man (lower left), and an Australian man missing many teeth (lower right).⁵¹ Public Domain. Image courtesy of the Göttingen Academy of Sciences and Humanities, Project ‘Johann Friedrich Blumenbach – Online’

Blumenbach selected a complete skull, rather than one with missing parts, when he chose his American skull exemplar: a ‘Carib chief (*ducis Caribaei*)’ from what is now the island nation of Saint Vincent and the Grenadines. Blumenbach described the

⁵¹ Blumenbach, 1790, 1792, 1795: Plates 28, 20, 15, and 27.

Carib man as an American ‘*Heerführer* (army commander)’, suggesting that Blumenbach was aware that the Caribs had a history of military conflicts with European soldiers.⁵² From the 1620s until the 1790s, the Caribs fought against French and English forces.⁵³ As of 1795, Blumenbach had only described three American skulls in his *Decades Craniorium*. Of these, one (see Figure 5) lacked a lower jaw, and one was missing many teeth.⁵⁴ Blumenbach’s selection was the Carib, his only complete American skull.

Blumenbach’s five skull exemplars, as graphically illustrated in *De Generis* of 1795, all possessed a full set of teeth, with the exception of his Malay exemplar, who was partially toothless.⁵⁵ This exemplar was an unnamed Tahitian male about whom Blumenbach had little information.⁵⁶ This skull was sent to Blumenbach by the British maritime explorer Joseph Banks (1743–1820), who reported that it was rare because it included a lower jaw, which Banks claimed was often removed during Tahitian funerary practices.⁵⁷

By 1795, Blumenbach had only published the descriptions of two skulls he classified as the Malay racial variety, and both were missing roughly half of their teeth. The skull which Blumenbach did not select was the male Australian or ‘*Nova Holland?*’ (see Figure 5) who died in an English settlement on Botany Bay.⁵⁸ When discussing this Australian, Blumenbach wrote that the two ‘main races (*Hauptrasen*)’ of the Malay variety were the Malayan ‘main race’ – meaning the people from the Malay Peninsula – and the Australian ‘main race’. He further noted that the ‘Tahitian resembles the Malayan more, while the New Hollander more closely resembles the Negro (*mehr dem Neger*)’.⁵⁹ It seems likely that Blumenbach chose the Tahitian because he more closely resembled what Blumenbach regarded as the founding population of both Tahitians and Australians. Clearly, Blumenbach’s selection criteria were not simply based on the condition of a given skull; completeness was not the sole criterion, though it played a role.

Blumenbach’s selection of a Tahitian as his Malay exemplar is also consistent with the reports of the Pacific explorer Johann Reinhold Forster (1729–1798). According to Forster, Tahitians either shared a common ancestry with, or were directly descended from, Malays. Forster asserted that a population from the Malay Peninsula gradually migrated by sea to Borneo and the Philippines, from there to ‘the Ladrone Islands, the New-Carolines and the Pescadores’, and finally to ‘the Friendly-Islands, the Society Islands, the Marquesas, and Easter Island’ and south-

⁵² *GGA*, 1790: 28.

⁵³ Lafleur, 1993: 3–4.

⁵⁴ Blumenbach, 1790–1828: Vol. 1, 24, Vol. 2, 15.

⁵⁵ Blumenbach, 1795: end plate.

⁵⁶ *Ibid.*, 325–326.

⁵⁷ Dougherty, 2012: 301.

⁵⁸ Blumenbach, 1790–1828: Vol. 3, 13–14.

⁵⁹ *GGA*, 1795: 603.

ward to New Zealand.⁶⁰ Vermeulen wrote that ‘mostly likely, Blumenbach consulted Forster’ when choosing the label ‘Malay’.⁶¹

Blumenbach possessed seven West African skulls, all with jaws, from which he selected his ‘Ethiopian’ exemplar. One skull was an infant, while another was a Congolese male who was largely toothless.⁶² The other five individuals still possessed all or most of their teeth. Four of them were simply described as ‘Ethiopians’, an indication that their specific ethnic identity was unknown.⁶³ The only ‘Ethiopian’ skull that had a full set of teeth and a well-documented provenance was a 28-year-old woman born in Guinea.⁶⁴

Blumenbach reported that the Guinean Woman was the ‘concubine of a Dutchman (*Batavi cujusdam concubinae*)’ who died in Amsterdam.⁶⁵ While Blumenbach’s description suggests she was a sex slave or a prostitute, Dougherty described her as the ‘mistress of a Dutchman’.⁶⁶ However, it was not uncommon for Dutch sailors to marry former prostitutes they met overseas.⁶⁷ The fact that someone had paid to sail the Guinean Woman from Africa to the Netherlands suggests that she had become a Dutchman’s wife, even though Blumenbach never described her that way. Blumenbach had a number of anatomically complete Ethiopian variety skulls, yet he selected as his exemplar the one with the best provenance. He knew the life story of the Guinean Woman more than the others. This finding suggests that he had yet another skull selection criterion: the intangible life history of the individual from whom a skull was extracted.

When it came to selecting his Mongolian exemplar, Blumenbach also chose one that was complete and had the most detailed provenance of all the viable candidates. He had a pool of seven East Asian skulls from which to select his ‘Mongolian’ exemplar. One of these skulls had no jaw and was simply described as that of a ‘large headed Asian (*Asiatae marcecephali*)’.⁶⁸ One skull was a child. Two skulls, a ‘Yakut’ of Siberia (see Figure 5) and a ‘Calmuck’ of Mongolia, were toothless. One skull, a ‘Tungus’ of Siberia, had but a few teeth. The remaining two skulls were a Calmuk and Tungus, both of whom were only missing a few teeth.⁶⁹ Blumenbach selected the Tungus as his exemplar, but why?

Although the Calmuck and the Tungus were comparable when it came to anatomical completeness, Blumenbach knew nothing about this Calmuck’s personal

⁶⁰ Forster, 1778: 358.

⁶¹ Vermeulen, 2015: 372–373.

⁶² Blumenbach, 1790–1828, Vol. 3, 14–16, Vol. 2, 13–14.

⁶³ *Ibid.*, Vol. 1, 21–23, Vol. 2, 13, Vol. 3, 14.

⁶⁴ Dougherty, 2010: 253; 2012: 437.

⁶⁵ Blumenbach, 1795: 326.

⁶⁶ Dougherty, 2010: 253.

⁶⁷ Boxer, 1957: 128–130.

⁶⁸ Blumenbach, 1790–1828: Vol. 2, 10, Vol. 1, 16–17.

⁶⁹ *Ibid.*, Vol. 1, 19, Vol. 2, 9, Vol. 3, 7–8.

life history.⁷⁰ Conversely, Blumenbach knew that the Tungus was a 'reindeer Tungus' named '*Tschewin Amureen*', which is 'Чевин Амуреев' in Russian or 'Chevin Amureyev' in English.⁷¹ In 1780, Georgi reported that the Tungus called themselves 'Euveuinikis', and were divided into 'Dog Tungus' who hunted, and 'Reindeer Tungus' who herded reindeer.⁷² Today, the Tungus are called the Evenki.⁷³

Amureyev's skull was mailed to Blumenbach in 1792 with a letter noting that Amureyev had lived 350 versts (370 kilometers) outside of 'Bargusin', a town near Lake Baikal now called Barguzin (Баргузин). The letter reported that in 1791, Amureyev committed suicide. He was autopsied at a Russian garrison stationed in the city of 'Werchne-Udinks', which is present day Ulan-Ude (Улан-Удэ), located 320 kilometers south of Barguzin.⁷⁴ It is therefore likely that Amureyev came from near Ulan-Ude, which at the time was only some 240 kilometers north of the Mongolian-Russian border.⁷⁵

The skull which Blumenbach selected as his Caucasian exemplar was a female whom he described as a 'young Georgian woman (*feminae juvenis Georgiana*)'.⁷⁶ It is this skull has led generations of scholars to interpret Blumenbach's main criterion as beauty. However there is ample evidence that Blumenbach followed the same set of criteria in selecting in Georgian Woman as he did with his other four exemplars. To begin with, he selected her from a pool of six skulls which he had classified as members of Caucasian racial variety. The five skulls he did not select were 1) a very 'pretty (*hübsche*)' Jewish girl as shown in Figure 5; 2) a Lithuanian; 3) a Turk killed in a combat zone in Ochakov; 4) a 'genuine Gypsy who died in prison at Clausenberg'; and 5) the skull of a '13th century Tatar' from Kazan.⁷⁷ All these skulls had jaws, but the 'genuine Gypsy' was missing half its teeth. The Jewish girl was a child.

In terms of anatomical completeness, the Turk, the Tatar, and the Georgian were all equal, but Blumenbach selected the Georgian. When it came to provenance, all that Blumenbach knew about the Tatar was his ethnic identity and that he came from the city of Kazan. All Blumenbach knew about the Turk was that he died during the 1788 siege of Ochakov, Ukraine, which occurred during the Russo-Turkish War of 1787–1792.⁷⁸ The Georgian Woman's skull, however, was delivered to Blumenbach with a letter providing some details regarding her life history.

Blumenbach described the skull of the Georgian Woman as '*Feminae juvenis Georgiamae quae nuperiore bello Turcico a Russis capta et Moscoviam translata* (A young

⁷⁰ *GGA*, 1793: 322.

⁷¹ Blumenbach, 1795: 324; Dougherty, 2012: 201.

⁷² Georgi, 1780: Vol. 3, 70, 88.

⁷³ Mamontova, 2016: 44.

⁷⁴ Dougherty, 2012: 201–202.

⁷⁵ L'Isle, 1745.

⁷⁶ Blumenbach, 1795: 325.

⁷⁷ Blumenbach, 1790–1828: Vol. 1, 14–15, Vol. 2, 3–7, Vol. 3, 5–6, 14; *GGA*, 1793: 322; 1795: 604.

⁷⁸ Tucker, 2010: 959.

female Georgian, who was captured during the latest war between Turkey and Russia, and [was then] transferred to Moscow)'. Blumenbach added that while in Moscow, she 'succumbed there to a sudden and unexpected death (*morte subitanea obitusse*)'.⁷⁹

The skull of the Georgian Woman had been collected in Moscow and sent to Georg Thomas von Asch (1729–1807) in St. Petersburg. Asch was a Russian of German ancestry who served as the physician-general to the Russian Army during the Russo-Turkish War of 1768–1774.⁸⁰ In 1793, Asch mailed her skull to Blumenbach along with a letter explaining that the skull came from a 'Grusinerin', which was the Germanized version of Грузия (Gruziya), the Russian word for Georgians.⁸¹ Asch stated that the Georgian Woman suffered from venereal disease and died suddenly in Moscow after having been captured by Russian forces. Her corpse was autopsied by an anatomist and then sent to Asch.⁸²

Blumenbach wrote that the Georgian Woman was transported to Russia during the Russo-Turkish War of 1787–1792, which took place at various combat zones located in the Ukraine, Romania, Moldavia, Serbia and Turkey.⁸³ Since Georgian expatriates lived throughout the Ottoman Empire, and were often slaves trafficked far away from their homeland, the Georgian Woman could have been captured in one of the above war zones.⁸⁴ Or, she could have been captured in Georgia. At the very beginning of the Russo-Turkish War, Russian troops were stationed in Georgia, but soon after were redeployed to other locations.⁸⁵

Asch's and Blumenbach's brief descriptions of the Georgian Woman do not provide enough details to present an in-depth biography of her. Nonetheless, it has been speculated that she died in a prison, was held as a sex slave in Moscow, or was raped to death.⁸⁶ However, it is equally plausible that she was captured by the Russians, but never imprisoned or enslaved by them. According to Khodarkovsky, it was a traditional 'standard practice' for Russians to take hostages, usually 'one of a chief's male heirs,' to secure the loyalty of non-Christians in the North Caucasus frontier.⁸⁷ The Georgian Woman could have been the governess or servant of a boy captured as a diplomatic hostage.

Blumenbach selected the Georgian Woman as the Caucasian skull exemplar based on multiple criteria including: 1) her skull was one of the 30 he had previously published; 2) her skull was anatomically complete; 3) her life story was somewhat known; and 4) her skull was well suited as a component part of his set

⁷⁹ Blumenbach, 1795: 325.

⁸⁰ Vermeulen, 2015: 382.

⁸¹ Sjögren, 1844: 502; Coene, 2016: 93.

⁸² Dougherty, 2012: 256.

⁸³ Tucker, 2010: 959–966.

⁸⁴ Finkel, 2005: 547; Smiley, 2018: 87–89.

⁸⁵ Mikaberidze, 2010: 26.

⁸⁶ Richards, 2019: 143; Painter, 2010: 83–84; Painter quoted in Kuryla, 2015.

⁸⁷ Khodarkovsky, 2011: 24.

of five skulls. These were the same criteria that he also used in selecting his four non-Caucasian skull exemplars, which indicates that he did not select her as an exemplar largely or exclusively due to an aesthetic attraction, as asserted by Latham and Huxley. Although Blumenbach may have regarded her or her skull as especially beautiful, he nonetheless employed the same *de facto* selection methodology with her as he did with his five other exemplars.

4 Beauty everywhere: Blumenbach's use of aesthetic terms

Latham, Huxley, and Geoffroy-Saint-Hilaire were clearly familiar with Blumenbach's *De Generis* of 1795. In this book, Blumenbach included discussions of cranial anatomy, of women, and of Caucasians that sometimes employed aesthetic terms. Yet, as I will demonstrate in this section, Latham, et al. were either unaware of, or chose to ignore, Blumenbach's writings in which he expressed an aesthetic appreciation for men or non-Caucasians.

Geoffroy-Saint-Hilaire wrote that for Blumenbach, the Caucasian racial variety was 'the most beautiful and that to which the pre-eminence belongs'. Geoffroy-Saint-Hilaire further claimed that Blumenbach was 'more or less aware of three truths' namely, the 'plurality of races of man; the importance of the characteristics deduced from the conformation of the head; and the necessity of not placing in the same rank all the divisions of mankind'.⁸⁸ The first and third of these claims were brazen falsehoods.

Latham wrote that the term 'Caucasian' was 'incorrect' and 'one of the most imperfect inductions on record'. He stated:

*A particular skull in Blumenbach's collection had the characteristics, real or supposed, of the Greek, Latin, and German families in the highest degree of perfection. It was the skull of a sculptor's model rather than that of an ordinary human being. On the strength of its beautiful symmetry it was taken as a type; and as it belonged when in the flesh, to a Georgian female, it was held to represent all Georgia, just as Georgia was held to represent all Caucasus. Neither assumption was legitimate.*⁸⁹

Latham's claim that the Georgian Woman was an artist's model is unsupported by the historical record. In 1865, Huxley described Blumenbach in a way quite similar Latham's, writing:

Of all the odd myths that have arisen in the scientific world, the 'Caucasian mystery', invented quite innocently by Blumenbach is the oddest. A Georgian woman's skull was the handsomest in his collection. Hence it became his model exemplar of human skulls from which all others might be regarded as deviations; and out of this by some strange intellec-

⁸⁸ Geoffroy-Saint-Hilaire, 1860–1863: 131; Bendyshe, 1865: ix.

⁸⁹ Latham, 1863: 295.

*tual hocus-pocus, grew up the notion that the Caucasian man is the prototypic 'Adamic' man.*⁹⁰

Undeniably, the claims of Latham, Huxley, and Geoffroy-Saint-Hilaire are at least partially supported by some of Blumenbach's writings. For example, Blumenbach once glowingly compared the skull of the Georgian Woman to a famous white marble bust of a Greco-Roman woman known as 'Townley's Clytie' as seen in Figure 6.⁹¹ This statue, which at the time was thought to be that of the Greek nymph, was the favorite possession of Charles Townley, a British 'gentleman of large fortune' who collected ancient marbles.⁹² After viewing Townley's collection in London, Blumenbach reported that the 'symmetrical proportion and attractiveness (*symmetrica proportio et venustas*)' of the Georgian Woman's skull (see Figure 6) was comparable to 'another female figure of the divine works of ancient Greek art... the marble bust of Clytie of inexpressible conspicuous beauty (*Clyties ineffabili pulcritudine conspicuae*)'.⁹³ Klatt proposed that Blumenbach, who lacked any drawings of Georgian women, presented Clytie as a fleshed out version of the Georgian Woman's skull.⁹⁴

Furthermore, when discussing the Georgian Woman, Blumenbach once described her skull as '*bildschön-proportionir[t]* (picture-perfect proportioned)'.⁹⁵ Similarly, he wrote that her skull was 'an ideally picture-perfect skull of mankind's most beautiful blood (*ein idealisch bildschöner Schedel vom schönsten Blute im Menschengeschlechte*)'.⁹⁶ In a personal letter in which he discussed the Georgian Woman's skull, Blumenbach used the mixed German and English phrase '*unberührte Beauty*', or 'untouched beauty'.⁹⁷ In this letter, Blumenbach is explaining that the skull was stored in a box in his museum to keep it from being damaged. Thus, the specimen was well protected and 'untouched'. Indeed, some of Blumenbach's discussions of the Georgian Woman would seem to support the claims that he held her as the epitome of not just beauty, but a form of beauty only found in women or only in women from the Caucasus Mountains.

⁹⁰ Huxley, 1865: 273–274.

⁹¹ Blumenbach, 1790–1828: Vol. 3, 5.

⁹² Channing, 1851: 148; Dyson, 2008: 136.

⁹³ Blumenbach, 1790–1828: Vol. 3, 5.

⁹⁴ Klatt, 2008: 98–99.

⁹⁵ Blumenbach, 1794–1795: [2], Demel, 2012: 80.

⁹⁶ *GGA*, 1795: 60.

⁹⁷ Dougherty, 2012: 256.

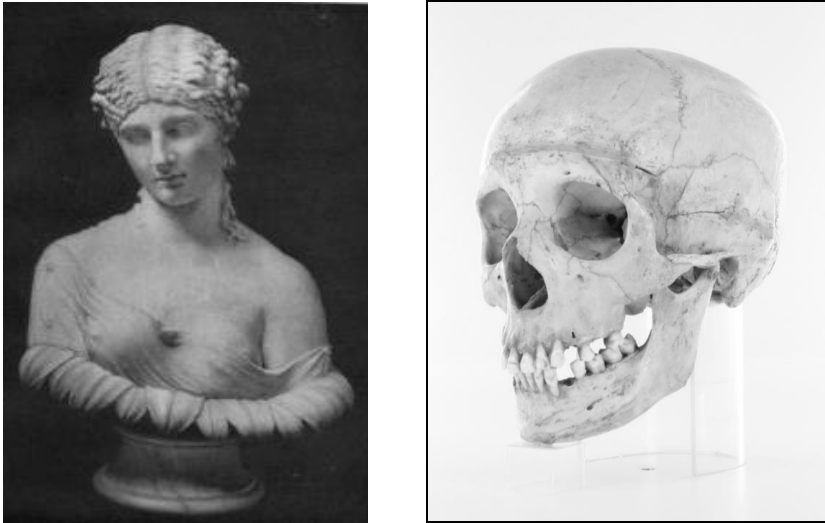


Fig. 6: The marble bust of Clytie (left), which Blumenbach asserted had an analogous anatomical symmetry to the skull of the Woman of Georgia (right). Image of Clytie, 1912 photogravure print photographed and engraved by Emory Walker and sold by Marsell and Co., from the author's personal collection. Image of the skull courtesy of the Göttingen Academy of Sciences and Humanities, Project 'Johann Friedrich Blumenbach – Online'

However, Blumenbach also praised the beauty of men and non-Caucasians. He described a Turkish man who had a '*schön-proportionirte[n]* Schedel (beautifully proportioned skull)', and wrote that the skull of Raphael was '*bildschön geform[t]* (picture-perfectly formed)'.⁹⁸ Blumenbach wrote about a Tatar man whose skull had 'a noble, beautiful form (*eine edle, schöne Form*)'.⁹⁹ He also discussed skulls from Tahiti and Australia which were both examples of '*ein idealisch bildschöner Schedel*' 'an ideally picture-perfect skull'.¹⁰⁰ Blumenbach deemed skulls from Malaysia to be '*bildschön*'.¹⁰¹ Furthermore, he described Marquesas islanders as cannibals who were warlike 'but beautifully formed (*aber an Wuchs wunderschö[n]*)'.¹⁰² In 1794, Blumenbach noted, in English, how there were 'handsome negroes'.¹⁰³

When writing in Latin, Blumenbach wrote that the skull of the Georgian Woman had an elegant form (*formae elegantiam*), wording which may appear to be a celebration of her refined feminine beauty.¹⁰⁴ However, it is not. According to

⁹⁸ *Ibid.*, 303, 203.

⁹⁹ *GGA*, 1793: 322.

¹⁰⁰ *GGA*, 1795: 601.

¹⁰¹ *GGA*, 1816: 2,085.

¹⁰² *GGA*, 1806: 1,566.

¹⁰³ Blumenbach, 1794: 7.

¹⁰⁴ Blumenbach 1795: 325.

Klatt ‘elegant (*elegans*)’ was one of Blumenbach’s ‘favorite words’; he used it to describe the skulls of Calmucks, Eskimos, Jews, Negros, and Tartars.¹⁰⁵ The word ‘elegant’ was a technical term used by early anatomists to describe skull symmetry. In 1555, the Belgian anatomist Andreas Vesalius (1514–1564) asserted that there was a ‘natural norm’ for human skulls; an ideally symmetrical design which most human skulls did not possess due to illness, injury, or benign asymmetrical growth. Vesalius used the Latin word ‘*elegans*’ when he claimed that Greek and Turkish skulls exhibited the ‘natural norm’.¹⁰⁶ In *De Generis* of 1776, Blumenbach refuted Vesalius’s claim. Blumenbach reported that he had observed non-spherical Greek and Turkish skulls which were of a ‘less elegant shape (*minus elegantis formae*)’, than those of a typical German.¹⁰⁷

Blumenbach also addressed the reported beauty of the peoples of the Caucasus when he wrote about a Turk who was (with his emphasis) a member of ‘the Caucasian race, to which the best formed humans – according to *our* concepts of beauty (*nach unserm Begriffen von Schönheit*) – belong’.¹⁰⁸ In this passage, Blumenbach was emphasizing that he regarded Caucasians as beautiful, but only by the standards of his own northern European culture. This opinion, which he published in 1796, was one he had previously expressed in 1779.¹⁰⁹ In 1816, Blumenbach wrote that the skulls of a Papuan and a Pacific islander were ‘both in their way picture-perfect (*beide in ihrer Art bildschön*)’.¹¹⁰ Through these texts, Blumenbach was indicating that he regarded beauty as culturally relative, a fact which Latham, Huxley, and Geoffroy-Saint-Hilaire never mentioned.

When viewed as a whole, Blumenbach’s discussions of beauty do not support the claims of Latham, Huxley, and Geoffroy-Saint-Hilaire. Even Blumenbach’s above noted contention that the Georgian Woman was as beautiful as the statue of Clytie is not as straightforward as it might seem. For example, Blumenbach wrote that the Georgian Woman, whom he equated with Clytie, possessed a form (*Form*) that was comparable with ‘the feminine ideals (*den weiblichen Idealen*) in the art of the ancient world’.¹¹¹ And yet, when the 1836 museum catalogue of Townley’s collection described Clytie, it noted that she had ‘features not being conformable to the model of ideal beauty’.¹¹² This 1836 catalogue also documented that Townley’s collection included four bare-breasted statues of Venus, the Goddess of Beauty.¹¹³ But if Blumenbach’s aim was to equate the Georgian Woman with the epitome of female beauty, then why did he not choose one of Townley’s statues of Venus?

¹⁰⁵ Klatt, 2008: 82–83.

¹⁰⁶ Hast and Garrison, 2000: 313.

¹⁰⁷ Blumenbach, 1776: 61: See also Blumenbach, 1790–1828: Vol. 1, 15–16.

¹⁰⁸ Blumenbach, 1796: [18].

¹⁰⁹ Blumenbach, 1779: 63.

¹¹⁰ *GGA*, 1816: 2,085.

¹¹¹ *GGA*, 1795: 602.

¹¹² Ellis, 1836: 9.

¹¹³ *Ibid.*, 169, 205, 260, 268.

In 2010 Painter wrote that the odalisque – a type of idealized artistic image depicting a beautiful, helpless Caucasian slave girl, nude save for some chains – was a popular artistic motif in the 19th century Orientalist movement.¹¹⁴ Painter documented that in *De Generis* of 1795, Blumenbach quoted the travel narratives of Jean (later “John”) Chardin (1643–1713), who was one of the earliest authors to set into print the concept of the stereotypical beautiful Caucasian harem girl.¹¹⁵ Thus, Painter proposed that Chardin’s odalisque-like vision of Caucasian womanhood influenced Blumenbach’s decision to select the Georgian Woman as his Caucasian exemplar.¹¹⁶ Blumenbach’s 1790 vignette of a Turk in a harem would seem to support this interpretation (see Figure 1). Yet when Blumenbach actually selected a work of art as comparable to his skull exemplar, he chose Clytie – who was clothed, free of chains, and, as a supernatural being, not helpless.

5 Successful expatriates: Blumenbach’s evidence for human racial equality

Latham and Huxley both commented that Blumenbach chose the label ‘Caucasian’ because he regarded the skull of the Georgian Woman as being the most beautiful in his collection. Geoffroy-Saint-Hilaire commented that Blumenbach’s craniological studies led him to conclude that ‘Caucasians’ outranked all other racial varieties in terms of beauty and overall superiority. All three of these commentators stressed the ways in which Blumenbach described differences between his five racial varieties, which was indeed one of the many facets of his research. In *De Generis* of 1795, Blumenbach both discussed and graphically illustrated the anatomical differences which characterized his five racial varieties.¹¹⁷

However, in 1796, Blumenbach published his portrait exemplars, which, as I shall document below, was a means for him to illustrate that all five of his racial varieties had equal intellectual abilities, even though their skulls exhibited different forms. When viewed as a set, Blumenbach’s portrait images illustrated both differences and similarities for the reader to contrast and compare. This was the same approach he took with the drawings of his set of five skull exemplars. When Latham, Huxley, and Geoffroy-Saint-Hilaire interpreted Blumenbach’s research, they focused only on the differences, overlooking the similarities.

Latham, Huxley, and Geoffroy-Saint-Hilaire were all presumably attempting to understand Blumenbach’s racial theory, especially as it related to skull anatomy. Yet they never mentioned Blumenbach’s portrait exemplars, which is a significant oversight. Blumenbach explicitly stated that each portrait exemplar could be com-

¹¹⁴ Painter, 2010: 52–58.

¹¹⁵ Painter, 2010: 45–47; Blumenbach, 1795: 30; Chardin, 1686: 267.

¹¹⁶ Painter, 2010: 88.

¹¹⁷ Blumenbach, 1795: 284–326.

pared with a corresponding skull exemplar.¹¹⁸ Thus, to fully understand Blumenbach's craniological research, it is necessary to study his portrait exemplars: successful men who shared many similarities in terms of their life stories.

Blumenbach published his portrait exemplars in 1796, the same year in which he published the fifth edition of his *Handbuch der Naturgeschichte* (*Manual of Natural History*). This book, which had no graphic illustrations of humans, addressed a wide range of topics relating to the natural world. In 1796, Blumenbach also published a complementary picture book (or 'atlas') mostly illustrating specimens from the Göttingen University's museum.¹¹⁹ This atlas included engraved images of five individuals (Figure 4) whom Blumenbach selected as his portrait exemplars.¹²⁰ Blumenbach described these as portraits of 'interesting people (*interessanten Personen*)' each of whom displayed the 'characteristic model heads (*characteristische Musterköpfe*)' of his five racial varieties, respectively.¹²¹ Clearly, Blumenbach sought to emphasize that the overall craniofacial anatomy of these five exemplars were demonstrably different.

According to Eigen, Blumenbach's 'primary medium of communication' was 'the textbook' and thus his atlas of drawings permitted him to visually – rather than verbally – document his anthropological theories.¹²² She argued that although Blumenbach's portrait exemplars were not idealized composites, they were still somewhat ideal representations because they all depicted noteworthy individuals.¹²³ Reill asserted that Blumenbach selected portraits of 'real people' and 'made it clear that all of these people were highly intelligent, capable and worthy of equal respect'.¹²⁴ Stieglitz wrote that Blumenbach placed great value on selecting persons whose 'artistic talents, importance, education, military skill, or manners met European requirements'.¹²⁵ For Richards, these were 'individuals of conspicuous talents' who had been 'raised in Europe or spent a significant time there', and who exercised their talents 'in European pursuits'.¹²⁶ There is a clear consensus that Blumenbach's portrait exemplars were individuals of uncommon achievement.

Blumenbach also wrote that his five examples were all persons who had traveled to Europe and had been observed in person by Europeans. Thus, he had reliable primary sources who could testify that his five examples were genuinely as impressive as he claimed. He wrote that he chose examples of people who were currently in Europe, or had recently been there, so that 'the striking similarities of these images (*die vollkommen getroffene Ähnlichkeit dieser Abbildungen*) can be attested by

¹¹⁸ Blumenbach, 1796: [6].

¹¹⁹ Eigen, 2007: 277–279.

¹²⁰ Blumenbach, 1796: [4–27].

¹²¹ *Ibid.*, [4–5].

¹²² Eigen, 2007: 279, 281.

¹²³ *Ibid.*, 281–283.

¹²⁴ Reill, 2019: 179.

¹²⁵ Stieglitz, 2018: 138.

¹²⁶ Richards, 2019: 161.

valid judges who knew these people themselves'.¹²⁷ In general, Blumenbach was skeptical of reports written by rank-and-file world travelers like sailors or European colonists. He emphasized the need to seek out the observations of 'capable and credible witnesses (*von fähigen und glaubwürdigen Zeugen*)'.¹²⁸ As Marx noted, Blumenbach 'took special pains to shed light on doubtful questions'.¹²⁹

The individual Blumenbach selected as the Mongolian portrait exemplar was a talented European-trained artist named Feodor Iwanowitsch (1765–1832).¹³⁰ Iwanowitsch was born to the Calmuck people, now known as the Oirats, who were the western-most population of Mongols. As a child, Iwanowitsch was enslaved by Cossacks, who sold him to a family of means in European Russia. His Russian mistress freed and adopted him.¹³¹ In 1795, Blumenbach wrote that Iwanowitsch was fortunate to have 'studied the classics' in Rome. Dougherty has documented that as far back as 1776, Blumenbach knew of Iwanowitsch's artistic achievements.¹³²

Blumenbach's American portrait exemplar was Thayendanegea (or '*Tayadaneega*') (1743–1807), also called Joseph Brant.¹³³ Thayendanegea was born in British Ohio territory to Christian Mohawk parents, and was educated in Connecticut at a school that would later become Dartmouth College. In 1775, he travelled to England and met with the King.¹³⁴ Thayendanegea fought for the Crown against General Washington's Army, and in 1780 became a commissioned officer in the British Army. Decades later, when he had become a resident of Canada, Thayendanegea met with the President of the United States to discuss relations with native nations.¹³⁵

Blumenbach described Thayendanegea as a 'so-called savage (*sogenannte Wilde*)', suggesting Blumenbach knew of Thayendanegea's achievements and intellectual acumen.¹³⁶ Blumenbach once cited a 1786 article published in an English journal which included a letter written by Thayendanegea describing how some Mohawks 'shave with razors in the same manner as Europeans; but they generally pluck out the hairs of the beard by the roots'.¹³⁷ Clearly, Blumenbach was well aware of Thayendanegea's literary eloquence and the ease with which he participated in learned discussions about Native American cultural practices.

¹²⁷ Blumenbach, 1796: [5].

¹²⁸ Blumenbach, 1790: 68; Dougherty, 1990: 98.

¹²⁹ Quoted in Bendyshe, 1864: 12.

¹³⁰ Blumenbach, 1795: [9–11].

¹³¹ Lieber, et al., 1857: 78–79; Eigen, 2007: 285.

¹³² Dougherty, 2012: 224.

¹³³ Blumenbach, 1796: [14].

¹³⁴ Kelsay, 1984: 40, 72, 165.

¹³⁵ *Ibid.*, 290, 470.

¹³⁶ Blumenbach, 1796: [15].

¹³⁷ Quoted in McCausland, 1786: 232; Blumenbach, 1796: [14–15].

Blumenbach selected Thayendanega, a Mohawk who improved his lot in life through education, as his American exemplar. Similarly, Blumenbach selected, as his Mongolian exemplar, a Calmuck educated in Rome. With Thayendanega and Iwanowitsch, Blumenbach was highlighting men from cultures with no writing systems, and no tradition of urbanized living, who adapted with great success to life in the cities and educational institutions of Europe and its New World colonies. Blumenbach continued this trend when he selected for his Ethiopian exemplar Jacobus Elisa Joannes Capitein (c. 1717–1747), a Ghanaian-born former slave who went on to graduate from a Dutch university.¹³⁸

Capitein was shipped to the Netherlands as a child slave, but was eventually freed and adopted by his master. After attending university, Capitein attempted to become a missionary in Ghana, but was unsuccessful in part because he was so culturally Dutch that his ancestral people could not relate to him.¹³⁹ Eigen asserted that Blumenbach chose Capitein to ‘dispel myths about natural racial limitations’.¹⁴⁰

Blumenbach knew about Capitein’s achievements as far back as 1788, when he received a letter mentioning Capitein’s doctoral dissertation of 1742.¹⁴¹ Blumenbach also owned some sermons which Capitein had authored. These may be some of the publications Blumenbach collected in a library which he dedicated to authors from West African nations, or New World ‘Negros’ of African ancestry.¹⁴² This library included books by the Boston poet Phillis Wheatley (c.1753–1784) and the Maryland surveyor Benjamin Banneker (1731–1806). Other books were penned by former slaves who resided in Europe, such as Anton Wilhelm Amo (c.1703–c.1759), Ignatius Sancho (1729–1780), and Olaudah Equiano (c.1745–1797).¹⁴³ Blumenbach could have selected any one of these gifted authors as his Ethiopian exemplar. However, he chose Capitein, who was trained at university, rather than one of the above-mentioned authors, most of whom were self-educated. It is plausible that Blumenbach selected Capitein because he, like Thayendanega and Iwanowitsch, was born to a non-literate ethnic group, yet thrived when given the chance to learn to read.

Blumenbach’s Malay portrait exemplar was a young Tahitian man named Omai (c. 1751–1780), also known as Mai or O-Mai.¹⁴⁴ Omai sailed from his native Tahiti to Britain with Captain Cook’s flotilla. There, Omai met the King and charmed London society with his exotic ways, his politeness, and his intelligent, inquisitive manner. Blumenbach even acquired a sample of Omai’s hair.¹⁴⁵ Scholars now

¹³⁸ Blumenbach, 1796: [25–27].

¹³⁹ Finkelman, 2009: Vol. 1, 236–237.

¹⁴⁰ Eigen, 2007: 291.

¹⁴¹ Dougherty, 2010: 154–156.

¹⁴² Blumenbach, 1806: 89–94.

¹⁴³ *Ibid.*

¹⁴⁴ Blumenbach, 1796: [22].

¹⁴⁵ Dougherty, 2012: 298.

know that Omai later returned to Tahiti, but died before the age of thirty of an infectious disease.¹⁴⁶ Omai was not university educated, but nonetheless adapted well to urban London even though he was a man of humble origins from a non-literate culture.

Both Omai and Thayendanege met with the King of England. Such was also the case for the man Blumenbach initially selected as his 'Caucasian' exemplar: Yusuf Agah Efendi (1744–1824), whom Blumenbach called '*Jusuf Aguiab Efendi*'.¹⁴⁷ Modern scholars know that Yusuf Agah was born in southern Greece, which was then part of the Ottoman Empire, to an ethnic Turkish family of rank. He spoke Greek, and was the first Ottoman ambassador to Britain, where he periodically met with the Prime Minister and the King.¹⁴⁸ Blumenbach wrote that he selected Yusuf Agah as his Caucasian exemplar even though he could have chosen highly respected European figures, like 'a Milton or a Raphael'. But instead, Blumenbach chose Yusuf Agah because '*seine Heimath dem Caucasus näher liegt* (his homeland lies closer to the Caucasus)'.¹⁴⁹

In 1810, Blumenbach selected a new exemplar for his Caucasian racial variety, Mir Jumla (1591–1663) (see Figure 7), in place of Yusuf Agah. Jumla was the son of an impoverished Persian oil merchant of 'Sayyid' or Saudi Arab ancestry who nonetheless became a general and governor serving the Mughal Empire in India.¹⁵⁰ Blumenbach, who does not appear to have known that Jumla was ethnically Saudi, based his brief biography of Jumla on a book written by Dow.¹⁵¹ According to Dow, Jumla 'arose to the summit of greatness from a low degree'.¹⁵² Jumla's life story, as a man of low social standing who found success as a military officer in the service of a foreign king, parallels that of Thayendanege.

When, in 1810, Blumenbach replaced Yusuf Agah with Jumla, he also revised the introduction describing all five of his exemplars. Blumenbach deleted the above noted text stating that all of his portrait exemplars had traveled to Europe, which was warranted since Jumla never left Asia.¹⁵³ Yet, there is evidence that well-placed Europeans may have interacted with Jumla, who served under the Mughal emperor Aurangzeb (1618–1707). The court physician to Aurangzeb was a François Bernier (1620–1688), a Frenchman and author. In his 1670 book *Travels in the Mogul Empire, A.D. 1656-1668*, Bernier described Jumla as 'a Persian by birth... celebrated throughout Hindustan' whose 'lineage was not noble, but his talents were of the first order'.¹⁵⁴ Bernier is now famous for an 1684 essay in which he

¹⁴⁶ Connaughton, 2007: xv–xvii.

¹⁴⁷ Blumenbach, 1796: [18].

¹⁴⁸ Yalçinkaya, 2010: 48, 72, 143.

¹⁴⁹ Blumenbach, 1796, [18].

¹⁵⁰ Sarkar, 1979: 2; Richards, 1995: 155–158.

¹⁵¹ Blumenbach, 1810: [18].

¹⁵² Dow, 1803: 384.

¹⁵³ Blumenbach, 1810: [4].

¹⁵⁴ Bernier, 1826 (1670): 18.

was the first author to use the term ‘race’ in the modern sense as describing large-scale human populations.¹⁵⁵ Blumenbach is known to have been familiar with Bernier’s writings, and may have read his discussion of Jumla.¹⁵⁶



Fig. 7: Blumenbach’s 1810 Caucasian replacement portrait exemplar drawing of “Mahommed Jumla”.¹⁵⁷ Public Domain. Image courtesy of the Göttingen Academy of Sciences and Humanities, Project ‘Johann Friedrich Blumenbach – Online’

Blumenbach never explained why he replaced Yusuf Agah with Jumla. Stieglitz noted that it may reflect a desire to move the assumed origin of the Caucasian racial variety farther to the east.¹⁵⁸ It is also plausible that Blumenbach selected Jumla because he – like Iwanowitsch, Thayendanega, and Capitein – had humble

origins. By contrast, the high-born Yusuf Agah had achieved his success in his native land prior to living in London.

Blumenbach’s portrait exemplars and their life stories were crucial components of his racial theory, which complemented the physical anatomical evidence provided by his skull exemplars. His portrait exemplars also provided real world evidence, not just theoretical arguments, that supported his contention that the social environment could transform even the intangible features of an individual regardless of racial origins. Such was the case for Iwanowitsch, Thayendanega, and Capitein who thrived in environments far from their native homelands when given the sort of educational opportunities their ancestors never had. Although they were not northern Europeans, they like Omai and Yusuf Agah, adapted to life in northern Europe better than most natives of London or Amsterdam. Jumla’s experience was the same, except his new social environment was India. What unified these exemplars is that they all shared an inherent mental aptitude that permitted them to adapt and succeed. Their skulls, like the skulls that Blumenbach illustrated in *De Generis* of 1795, may have been anatomically different. But their intellects, like those of all humans everywhere, were fundamentally the same and equal, with none ranked above or below the other.

¹⁵⁵ Baum, 2006: 52–53.

¹⁵⁶ Blumenbach, 1790a, 15.

¹⁵⁷ Blumenbach, 1810: [16].

¹⁵⁸ Stieglitz, 2018: 138.

6 The politics of labeling: Blumenbach's reframing of the term 'Caucasian'

Latham's and Huxley's discussions of Blumenbach suggest that they believed Blumenbach had coined the term 'Caucasians' to describe the peoples in and around Europe. However, the term 'Caucasian' was first used as a race descriptor by Christoph Meiners (1747–1810), who was a professor of philosophy at Göttingen University at the same time Blumenbach was teaching there. According to Meiners, Europeans, whom he labelled as 'Caucasians', were more beautiful and intellectually superior to all other peoples of the earth, whom he collectively labelled as 'Mongolians.' Thus for Meiners, the term 'Mongolian' described not only East Asians, but also sub-Saharan Africans and all the native peoples of the Americas.¹⁵⁹ For Meiners, the terms 'Caucasian' and 'Mongolian' were foundational elements underpinning his unabashedly race supremacist theory of human origins and human racial variation.

There is no question that Blumenbach, a man described by his contemporaries as an egalitarian opposed to race supremacy, chose to adopt Meiners's racially charged terms: 'Caucasian' and 'Mongolian'.¹⁶⁰ Adopting Meiners's racial labels does not, however, mean Blumenbach was endorsing Meiners's race supremacist theories. Rather, Blumenbach simultaneously adopted the terms 'Caucasian' and 'Mongolian', in 1795, as a way to refute Meiners's racial theories, which Blumenbach adamantly opposed. In a quiet but pointed scholarly rebuke, Blumenbach reframed Meiners's terms, redefining them to be consistent with Blumenbach's own egalitarian theories. Furthermore, I contend that Blumenbach selected his skull and portrait exemplars, in part, as a refutation of Meiners's race supremacist worldview.

To understand Blumenbach's opposition to Meiners's racial theory, it is useful to briefly examine their competing anthropological theories. Meiners first debuted the typological labels 'Caucasian' and 'Mongolian' in 1785, when he argued that humanity consisted of only two primary divisions, which he called the '*zween Hauptstämmen*' or 'two primary stocks': Caucasian and Mongolian.¹⁶¹ Carhart described Meiners's two-part typology, as 'binary'.¹⁶² Although Meiners was the first scholar to use the typological label 'Caucasian' in print, the concept that humans originated in the Caucasus long predated his writings.¹⁶³ Similarly, the typological label 'Mongolian', initially debuted by Meiners, had long been used by Europeans to describe all East Asians, due to the Mongol incursions into Eastern Europe under Genghis Khan (c. 1162–1227).¹⁶⁴

¹⁵⁹ Vermeulen, 2015: 384; Mazzolini, 2007: 362.

¹⁶⁰ Bendyshe, 1865: 9, 60.

¹⁶¹ Meiners, 1785: [xx].

¹⁶² Carhart, 2007: 255.

¹⁶³ Figal, 2014: 175–177; Baum, 2006: 59.

¹⁶⁴ Demel, 2012: 75; Keevak, 2011: 73–75.

When, in 1785, Meiners argued that humanity consisted of only two divisions, he was brazenly rebuking Blumenbach's 1779 assertion that there were five divisions.¹⁶⁵ And while Blumenbach offered the monogenist theory that all five racial varieties shared a common origin, Meiners offered the effectively polygenist counter-theory that the 'Caucasian' and 'Mongolian' stocks of humanity were each the result of a 'very different creation (*einer ganz andern Schöpfung*)'.¹⁶⁶ Meiners regarded his 'two primary stocks' as a pair of quasi-metaphysically linked opposites, with Caucasians exhibiting lightness, intelligence, and beauty, while the Mongolian stock was dark, stupid, and ugly.¹⁶⁷

As noted above, Blumenbach regarded his five racial varieties as parts of an interrelated racial spectrum with no distinct boundaries, an idea that was anathema to a polygenist. Furthermore, Meiners asserted that West Africans were mentally inferior to Europeans. He argued that the best way to improve West Africans, as a whole, was for them to be enslaved and impregnated by their ethnically European masters.¹⁶⁸ Unlike Meiners, Blumenbach opposed slavery and wrote that 'Negroes' possessed an innate potential for 'perfectibility' and even the capacity for 'scientific cultural capability (*von... wissenschaftlicher Culturfähigkeit*)'.¹⁶⁹

Meiners's anthropological theory held that the Mongolian primary stock originated in Mongolia, and from there migrated outward, giving rise to the peoples of East Asia, South Asia, Africa, and the Americas. Meiners also claimed that the Caucasian primary stock, which consisted of the people of the European Peninsula, originated in the Caucasus region.¹⁷⁰ Thus, for Meiners, the ugly primary stock gave rise to the ugly East Asian, African, and American peoples of the earth, while the beautiful peoples of Europe were descended from the ancient Caucasians who were also beautiful. Meiners argued that the evidence supporting his theory could be found in history books and travel narratives written by Europeans who explored or resided in lands outside of Europe.¹⁷¹

During the late 18th century, Blumenbach and Meiners espoused markedly different racial theories, which was not unusual at the time. Scholars from Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) and Georges-Louis Leclerc Comte de Buffon (1707–1788) to Immanuel Kant (1724–1804) and Johann Georg Zimmerman (1728–1795) each espoused their own unique racial theories and typologies.¹⁷² However, the Blumenbach-Meiners debate led to an intra-campus feud at their shared workplace, Göttingen University. In 1840, K. F. H. Marx (1796–1877), the Göttingen professor who penned Blumenbach's obituary, wrote that Blumenbach was colle-

¹⁶⁵ Blumenbach, 1779: 63–64.

¹⁶⁶ Meiners, 1785: 6.

¹⁶⁷ Painter, 2010: 88; Mazzolini, 2007: 362.

¹⁶⁸ Meiners, 1790: 386, 643.

¹⁶⁹ Blumenbach, 1806: 97.

¹⁷⁰ Meiners, 1785: 18–30; Rupp-Eisenreich, 2014: 72.

¹⁷¹ Mazzolini, 2007: 362–363.

¹⁷² Blumenbach, 1795: 296–300.

gial with all of his university colleagues save one: Meiners.¹⁷³ Vetter and Dougherty noted that the Blumenbach openly faulted Meiners for relying too heavily on travel narratives, while incautiously failing to consider anatomical or zoological evidence.¹⁷⁴

In 1790, Meiners criticized Blumenbach, the skull collector, by opining that it was best to put one's faith in the 'observations from witnesses who have studied hundreds and thousands' of people from all over the world, rather than the study of 'one or even several skulls of uncertain origin'.¹⁷⁵ That same year, Blumenbach penned a pointed critique of Meiners, saying 'My esteemed colleague Mr. Hofr. Meiners has seen many things differently than I do, which I must not withhold from my readers.'¹⁷⁶ Zammito has posited that Blumenbach may have even written his very first anthropological study, *De Generis* of 1776, in part as a response to the race supremacist views that Meiners had been verbally espousing on campus.¹⁷⁷ Similarly, Spencer has proposed that Blumenbach collected books authored by former slaves specifically to refute Meiners's claims of West Africans mental inferiority.¹⁷⁸

Meiners was reported to be an uncompromising, brash man prone to making enemies, including the philosopher Immanuel Kant and the South Sea explorer Georg Forster (1754–1794).¹⁷⁹ In 1821, Philipp Albert Stapfer (1766–1840) wrote that Meiners had the habit of publicly pointing out the flaws in the research of his fellow scholars with 'excessive boldness'.¹⁸⁰ Some of Meiners's contemporaries found his Mongol-centered theory to be so misguided that they gave him the unflattering nickname 'Mongol Meiners'.¹⁸¹ Perhaps due to these critiques, Meiners eventually abandoned both of his binary labels. In 1793, he re-labelled his Caucasians/Europeans as the 'white, or light-colored and beautiful peoples, (*weiße oder hellfarbige und schöne Völker*)', while his Mongolians/non-Europeans became the 'dark-colored and ugly (*dunkelfarbigen und hässlichen*)' peoples.¹⁸² Meiners wrote that this revision was needed to clarify his contention that the Mongolian primary stock did not live exclusively in Mongolia. He also stated that he wanted to clarify that his 'Caucasians' only originated in the Caucasus Mountains, but later on spread into Europe.¹⁸³ It was only a few years later, circa 1795, that Meiners abandoned

¹⁷³ Quoted in Bendyshe, 1865: 23.

¹⁷⁴ Vetter, 1996: 226; Dougherty, 1990: 98, 100–10; See also Blumenbach, 1790:62–78.

¹⁷⁵ Meiners, 1790: 407; Rupp-Eisenreich, 2014: 78–79.

¹⁷⁶ Blumenbach, 1790: 62.

¹⁷⁷ Zammito, 2006: 44–45.

¹⁷⁸ Spencer, 1997: 185.

¹⁷⁹ Stapfer, 1821: 156–165; Encyclopedia Britannica, 1857: 473; Zantop, 1997: 30–31.

¹⁸⁰ Stapfer, 1821: 162.

¹⁸¹ Rupp-Eisenreich, 2014: 75–76.

¹⁸² Meiners, 1793: 5–6.

¹⁸³ *Ibid.*, 3–5.

his anthropological studies altogether. He shifted his career to that of a university administrator.¹⁸⁴

As noted above, Meiners stopped using the labels ‘Caucasian’ and ‘Mongolian’ in 1793, which was the very same year that Blumenbach began using them.¹⁸⁵ Painter noted that ‘Blumenbach may well have borrowed the name ‘Caucasian’ from Meiners’.¹⁸⁶ However, the evidence presented herein suggests that Blumenbach appropriated both of Meiners’s labels – ‘Caucasian’ and ‘Mongolian’ – as a set, to undercut the Meiners’s polygenist race theory. When Blumenbach published his third edition of *De Generis* in 1795, he appropriated Meiners’s two labels so thoroughly that generations of scholars presumed the race label ‘Caucasian’ originated with Blumenbach, not Meiners.¹⁸⁷ It is quite plausible that Blumenbach’s refutation of Meiners’s views in *De Generis* of 1795 was a key factor which led Meiners to give up on his anthropological research program.

There is also reason to suspect that Blumenbach selected his exemplars in part to thwart Meiners’s race theory. Blumenbach’s Mongolian exemplars were a man from a Mongol tribe and another who lived near Mongolia. His Caucasian exemplars were a woman from the Caucasus Mountain region and two men from close to it. It cannot be simple coincidence that Blumenbach selected these five exemplars whose geographic origins so closely match the very same regions – Mongolia and the Caucasus – which were central to Meiners’s binary classification system.

Blumenbach’s opposition to Meiners’s race theory may even explain a key passage from *De Generis* of 1795:

*Nomen huic varietati a Caucaso monte, tum quod vicinia eius et maxime quidem australis plaga pulcherrimam hominum stirpem, Georgianam foveat; tum quod et omnes physiologicae rationes in eo conspirent, in eandem regionem, si uspiam, primos humani generis antochthones verisimillime ponendos esse.*¹⁸⁸

In this passage, Blumenbach stated that he chose the name ‘Caucasian’ to describe the peoples in and around Europe because 1) the peoples of the Caucasus region, especially Georgians, are humanity’s most beautiful peoples, and 2) all physiological considerations indicate that the first population of humans probably originated in the Caucasus region. Through this passage, Blumenbach was refuting Meiners’s claim that there were two distinct founding populations, one which gave rise to ugly peoples and a second which spawned the beautiful. Contra Meiners, Blumenbach argued that there was just one founding population, which was beautiful. Thus, all humans – pale, tan, and brown – are the descendants of beauties.

¹⁸⁴ Dougherty, 1990: 92.

¹⁸⁵ Vermeulen, 2015: 506.

¹⁸⁶ Painter, 2010: 88.

¹⁸⁷ Huxley, 1865: 273; Schiebinger, 1993: 129.

¹⁸⁸ Blumenbach, 1795: 303–304.

Finally, Blumenbach stated that his theory of human origins was based on physiology, not just history books. Blumenbach's desire to present physiological evidence might also explain why he waited until 1795 to reframe the labels Meiners debuted in 1785. It was only in 1795 that Blumenbach had five rigorously-studied, complete skulls representing each of his racial varieties. He needed more than just books to refute Meiners; he needed skulls, the type of evidence that Meiners, who was not an anatomist, would be unqualified to refute.

7 Reassessing the impact of aesthetic bias on Blumenbach's research

The above investigation focuses on Blumenbach's exemplars and typological labels, which were only two aspects of his decades-long anthropological research program. My conclusions are that Blumenbach selected his exemplars, including the Georgian Woman, based on multiple criteria, not just aesthetics, and that he choose to use the terms 'Caucasian' and 'Mongolian' as a set, in order to thwart the polygenist race theory of Meiners. These findings largely refute the claims of Latham, Huxley, and Geoffroy-Saint-Hilaire and weaken the arguments of modern scholars, beginning with Schiebinger, who have argued that aesthetic bias influenced many, if not most, aspects of Blumenbach's studies.¹⁸⁹ While it is plausible that certain aspects of Blumenbach's multi-faceted studies may have been significantly influenced by his aesthetic bias, such was not the case when it came to his exemplars and typological labels.

In recent years, some scholars have critiqued Schiebinger's interpretation, and its de facto reworking by Gould, as an overreach.¹⁹⁰ These critics share a frustration that aesthetic bias has become overused as a boilerplate answer for any and all questions about Blumenbach's research. For example, there is still no clear consensus as to why Blumenbach listed Europeans/Caucasians first when he numerically listed his racial varieties, or why he asserted that the people of the Caucasus were the earliest form of humanity.¹⁹¹ Nonetheless, some modern scholars have interpreted these aspects of his research as being driven by an aesthetic bias.¹⁹² At times, it seems as if every question asked about Blumenbach gets the same answer: aesthetic bias.

The evidence presented herein demonstrates that two aspects of Blumenbach's anthropological research program were not driven by aesthetics, even though luminaries like Huxley argued that they were. Indeed, it is problematic that so many essays written about Blumenbach do not sufficiently reflect the nuance and com-

¹⁸⁹ Schiebinger, 1993: 126–134; Gould, 1996: 410; Bindman, 2002: 201; Dain, 2002: 59–61; Painter, 2010: 72–90; Sussman, 2014: 19.

¹⁹⁰ Junker, 1998: 498–501; Zammito, 2006: 49; Cook, 2006: 32; Demel, 2011: 231.

¹⁹¹ Blumenbach, 1776: 41–42; 1790: vii–viii; 1795: 303.

¹⁹² Gould, 1996: 403–411; Baum, 2006: 89; Dain, 2002: 60.

plexity of his research. Future studies of Blumenbach should therefore seek to determine if other aspects of his research were, or were not, driven by aesthetics. Unquestionably, Blumenbach's aesthetic bias is a topic worthy of investigation. But it should not be the default explanation for every inscrutable decision he made.

References

- Augstein, H. (1999) *James Cowles Prichard's Anthropology*. Amsterdam: Editions Rodolpi, B. V.
- Baum, B. (2006) *The Rise and Fall of the Caucasian Race*. New York: New York University Press.
- Bendyshe, T. (ed.) (1865) *The Anthropological Treatises of Blumenbach and Hunter*. London: Longman, et al.
- Bertoletti, S. (1944) 'The Anthropological Theory of Johann Friedrich Blumenbach', in Poggi, S. and Bossi, M. (eds.) *Romanticism in Science: Science in Europe, 1790–1840*. Dordrecht, Netherlands: Kluwer Academic Publishers, pp. 103–125.
- Bernier, F. (1826, 1670) Brock, I. (trans.) *Travels in the Mogul Empire, A.D. 1656–1668*. Vol. 1. London: W. Pickering.
- Bindman, D. (2002) *Ape to Apollo*. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Blumenbach, J. (1776) *De generis humani varietate nativa liber*. Göttingen: Vandenhoeck.
- (1779) *Handbuch der Naturgeschichte: mit Kupfern*, Teil 1. Göttingen: Bey Johann Christian Dieterich.
- (1781) *De generis humani varietate nativa*, 2nd ed. Göttingen: Vandenhoeck.
- (1790, 1792, 1795, 1800, 1808, 1820, and 1828) *Decades Collectionis Suae Craniorum*, Vols. 1–8. Göttingen: Johann Christian Dieterich.
- (1790) *Beyträge zur Naturgeschichte*, Erster Theil. Göttingen: Bey Johann Christian Dieterich.
- (1790a) 'Unterredung mit dem Habessinier Abram über die Stadt Gwender und über die Quellen des Nils', *Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils*, Erster Band. Leipzig: In der Weidmannschen Buchhandlung.
- (1794) 'Observations on some Egyptian mummies opened in London', *Philosophical Transactions of the Royal Society of London*, trans. Planta, J. 84: 177–195.

- (1794–1795) Kataloge von Blumenbachs Sammlungen, Schädelverzeichnisse, Staats- und Universitätsbibliothek, Göttingen, Cod. Ms. Blumenbach I, Nr. 2, [2].
- (1795) *De generis humani varietate nativa*, 3rd ed. Göttingen: Vandenhoeck et Ruprecht.
- (1796) *Abbildungen naturhistorischer Gegenstände*, 1tes Heft, Nro 1–10. Göttingen: Johann Christian Dieterich.
- (1806) *Beyträge zur Naturgeschichte*, Erster Theil, Zweyte Ausgabe. Göttingen: Heinrich Dieterich.
- (1810) *Abbildungen naturhistorischer Gegenstände*, Nro 1–100. Göttingen: Heinrich Dieterich.
- (1821) *Handbuch der Naturgeschichte*, Zehnte Ausgabe. Göttingen: Dieterichsche Buchhandlung.
- (1825) *A Manual of the Elements of Natural History*, 10th ed. trans. Gore, R. London: W. Simpkin & R. Marshall.
- Blumenbach, J., Jhering, H. (ed.) (1873) *Jo. Frid. Blumenbachii nova pentas collectionis suae cranium diversarum gentium tamquam complementum priorum decadum*. Göttingen: Dieterich.
- Böker, W. (2019) ‘Blumenbach’s collection of human skulls’, in Rupke, N. and Lauer, G. (eds.) *Johann Friedrich Blumenbach: Race and Natural History, 1750–1850*. London: Routledge, pp. 80–95.
- Boxer, C. (1957) *The Dutch in Brazil*. Oxford: Oxford University Press.
- Brace, C. (2005) *“Race” is a Four Letter Word: The Genesis of the Concept*, New York: Oxford University Press.
- Carhart, M. (2007) *The Science of Culture in Enlightenment Germany*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Channing, W. (1851) *New and Old*. Boston [Assumed]: No Publisher Listed.
- Chardin, J. (1686) *Journal du Voiage du Chevalier Chardin*. Amsterdam: Wolters and Haring.
- Coene, F. (2016) *Euro-Atlantic Discourse in Georgia*. Abingdon, UK: Routledge.
- Connaughton, R. (2007) *Omai: The Prince Who Never Was*. London: Timewell Press Limited.
- Cook, D. (2006) ‘The Old Physical Anthropology and the New World’, in Buikstra J. and Beck, L. (eds.) *Bioarcheology: The Contextual Analysis of Human Remains*. Amsterdam: Elsevier, pp. 27–71.

- Dain, B. (2002) *A Hideous Monster of the Mind*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Demel, W. (2011) 'Review: Michael Keevak, *Becoming Yellow*', *East Asian Science, Technology, and Medicine* 34: 231–233.
- (2012) 'How the 'Mongoloid Race' Came into Being: Late Eighteenth-Century Constructions of East Asians in Europe', in Rotem K. and Demel, W. (eds.) *Race and Racism in Modern East Asia*, Vol. 2. Leiden: Brill, pp. 55–76.
- Dougherty, F. (1990) 'Christoph Meiners und Johann Friedrich Blumenbach im Streit um den Begriff der Menschenrasse', in Mann, G. and Franz, F. (eds.) *Die Natur des Menschen: Probleme der Physischen Anthropologie und Rassenkunde (1750–1850)*. Stuttgart: Gustav Fischer Verlag, pp. 89–111.
- (2010) *The Correspondence of Johann Friedrich Blumenbach Vol. 3, 1786–1790*. Göttingen: Norbert Klatt Verlag.
- (2012) *The Correspondence of Johann Friedrich Blumenbach Vol. 4, 1791–1795*. Göttingen: Norbert Klatt Verlag.
- Dow, A. (1803) *The History of Hindostan, Translated from the Persian*, Vol. 3. London: B. McMillan.
- Dyson, S. (2008) *In Pursuit of Ancient Pasts: A History of Classical Archaeology in the Nineteenth and Twentieth Centuries*. New Haven, CT: Yale University Press.
- Eigen, S. (2007) 'Self, Race, and Species; J. F. Blumenbach's Atlas Experiment', *The German Quarterly* 78: 277–299.
- Ellis, H. (1836) *The British Museum: The Townley Gallery*, Vol. 1. London: Charles Knight.
- Elyot, T. (1970 [1538]) *Dictionary, Thomas Elyot's*. Menton, UK: The Scholar Press Ltd.
- Encyclopedia Britannica: Or Dictionary of Arts, Sciences, and General Literature* 8th Ed. Vol. 14 (1857) "Meiners, Christoph." Edinburgh: Adam and Charles Black, p. 273.
- Figal, S. (2014) 'The Caucasian Slave Race: Beautiful Circassians and the Hybrid Origin of European Identity', in Lettow, S. (ed.) *Reproduction, Race, and Gender: In Philosophy and the Early Life Sciences*. Albany, NY: SUNY Press, pp. 163–186.
- Finkel, C. (2005) *Osman's Dream: The History of the Ottoman Empire*. New York: Basic Books.
- Finkelman, P. (ed.) (2009) *Encyclopedia of African American History*, Vol. 3. Oxford, UK: Oxford University Press.
- Forster, J. (1778) *Observations Made During a Voyage Round the World*. London: G. Robinson.

- Geoffroy-Saint-Hilaire, I. (1860–1863) ‘Sur la classification anthropologique ... du genre humain,’ *Mémoires de la Société d’Anthropologie de Paris* 1: 125–144.
- Georgi, J. (1780) *Russia: Or, a Compleat (sic) Historical Account of All the Nations which Compose that Empire*, Vols. 1–3. London: Nichols, et al.
- GGA (*Göttingische gelehrte Anzeigen*) (1790) ‘3. Stück. Den 4. Januar 1790’, 1: 25–29.
- (1793) ‘33. Stück. Den 28. Februar 1793’, 1: 321–324.
- (1795) ‘60. Stück. Den 13. April 1795’, 1: 601–604.
- (1806) ‘157. Stück. Den 2. October 1806’, 2: 1,561–1,566.
- (1816) ‘209. Stück. Den 30. December 1816’, 2: 2,081–2,085.
- Gore, R. (1825) ‘Translators Note’ in Blumenbach, J. *A Manual of the Elements of Natural History*, 10th ed. trans. Gore, R. London: W. Simpkin & R. Marshall, p. 15.
- Gould, S. (1996) *The Mismeasure of Man*; Revised and Expanded. New York: Norton.
- Hast, M. and Garrison, D. (2000) ‘Vesalius and the Variability of the Human Skull: Book I Chapter V of *De humani corporis fabrica*’, *Clinical Anatomy* 13: 311–320.
- Hünig, D. (2018) ‘Bilder machen – Charaktere, Stereotype und die Konstruktion menschlicher Varietät bei Johann Friedrich Blumenbach’, in Eudell, D. and Hünig, D. (eds.) *Lichtenbergs MenschenBilder: Charaktere und Stereotype in der Göttinger Aufklärung*. Göttingen: Göttinger Verlag der Kunst, pp. 65–77.
- Huxley, T. (1865) ‘On the Methods and Results of Ethnology’, *The Fortnightly Review* 1: 257–277.
- Jehoda, G. (1999) *Images of Savages: Ancient Roots of Modern Prejudice in Western Culture*. London: Routledge.
- Junker, T. (1998) ‘Blumenbach’s Racial Geometry’, *Isis* 89: 498–501.
- Khodarkovsky, M. (2011) *Bitter Choices: Loyalty and Betrayal in the Russian Conquest of the North Caucasus*. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Keevak, M. (2011) *Becoming Yellow: A Short History of Racial Thinking*. Princeton: Princeton University Press.
- Kelsay, I. (1984) *Joseph Brant, 1743–1807: Man of Two Worlds*. Syracuse, NY: Syracuse University Press.
- Klatt, N. (2008) ‘Klytia und die “schöne Georgianerin” – Eine Anmerkung zu Blumenbachs Rassentypologie’, *Kleine Beiträge zur Blumenbach-Forschung*, Vol. 1. Göttingen: Norbert Klatt Verlag.

- Kuryla, P. (2015) 'Nell Irvin Painter talks with Chapter 16 about The History of White People', *Chapter 16, A Community of Tennessee Writers, Readers & Passersby*. Available at <https://chapter16.org/skin-deep/> (accessed 24 February 2015).
- L'Isle, J. de (1745) *Mappa Generalis Totius Imperii Russici*. St. Petersburg, Russia: St. Petersburg Academy of Sciences.
- Lafleur, G. (1993) 'The Passing of a Nation: The Carib Indians of the Lesser Antilles', in Lafleur, G. and Branson, S. (eds.) *Amerindians, Africans, Americans : Three Papers in Caribbean History*. Kingston, Jamaica: Canoe Press, pp. 3–20.
- Latham, R. (1863) *The Nationalities of Europe*, Vol. 1. London: W. H. Allen and Co.
- Lewis, B. (1982) *The Muslim Discovery of Europe*. New York: Norton.
- Lieber, F., et al. (eds.) (1857) *Encyclopaedia Americana*, Vol. 5. Philadelphia: Blanchard and Lea.
- Mamontova, N. (2016) 'From 'Clan' to Speech Community: Administrative Reforms, Territory, and Language as Factors of Identity Development among the Ilimpii Evenki in the Twentieth Century', *Sibirica* 15: 40–72.
- Mazzolini, R. (2007) 'Las Castas: Interracial Crossing and Social Structure, 1770–1835', in Müller-Wille, S. and Rheinberger, H. (eds.) *Heredity Produced: At the Crossroads of Biology, Politics and Culture, 1500–1870*. Cambridge, MA: The MIT Press, pp. 349–373.
- McCausland, R. (1786) 'Particulars Relative to the Nature and Customs of the Indians of North-America', *Philosophical Transactions of the Royal Society of London*, 76: 229–235.
- Meiners, C. (1785) *Grundriß der Geschichte der Anthropologie*. Lemgo, Germany: Verlag der Meyerschen Buchhandlung.
- (1790) 'Ueber die Natur der afrikanischen Neger und die davon abhängende Befreyung, oder Einschränkung der Schwarzen', *Göttingisches historisches Magazin*, 6: 385–456.
- (1793) *Grundriß der Geschichte der Anthropologie*, 2nd ed. revised. Lemgo, Germany: Verlag der Meyerschen Buchhandlung.
- Mikaberidze, A. (2015) *Historical Dictionary of Georgia*. Lanham, MD: Rowman and Littlefield.
- Painter, N. (2010) *The History of White People*. New York: Norton.
- Reill, P. (2019) 'Ethnographic Exploration in the Blumenbachian Tradition', in Rupke, N. and Lauer, G. (eds.) *Johann Friedrich Blumenbach: Race and Natural History, 1750–1850*. London: Routledge, pp. 177–196.

- Richards, J. (1995) *The Mughal Empire*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Richards, R. (2000) 'Kant and Blumenbach on the Bildungstrieb: A Historical Misunderstanding', *Studies in History and Philosophy of Science* 31: 11–32.
- (2019) 'Beautiful Skulls of Schiller and the Georgian Girl: Quantitative and Aesthetic Scaling of the Races, 1770–1850', in Rupke, N. and Lauer, G. (eds.) *Johann Friedrich Blumenbach: Race and Natural History, 1750–1850*. London: Routledge, pp. 142–176.
- Rupke, N. and Lauer, G. (2019) 'Introduction: A Brief History of Blumenbach Representation', in Rupke, N. and Lauer, G. (eds.) *Johann Friedrich Blumenbach: Race and Natural History, 1750–1850*. London: Routledge, pp. 3–17.
- Rupp-Eisenreich, B. (2014) 'Christoph Meiners' 'New Science' (1747–1810)', in Bancel, N. and Thomas, D. (eds.) *The Invention of Race: Scientific and Popular Representations*. New York: Routledge, pp. 68–83.
- Sarkar, J. (1979) *The Life of Mir Jumla, the General of Aurangzeb*. New Delhi: Rajesh Publications.
- Schiebinger, L. (1993) *Nature's Body: Gender in the Making of Modern Science*. Boston: Beacon Press.
- Sjögren, A. (1844) *Ипѳн Ѳбзѳражѳн, das ist, Ossetische Sprachlehre*. St. Petersburg, Russia: Gedruckt bei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
- Smiley, W. (2108) *From Slaves to Prisoners of War: The Ottoman Empire, Russia, and International Law*. Oxford, UK: Oxford University Press.
- Spencer, F. (ed.) (1997) 'Blumenbach, Johann Friedrich (1752–1840)', in F. Spencer (ed.) *The History of Physical Anthropology: An Encyclopedia*. New York: Garland Publishing, pp. 183–186.
- Stapfer, P. (1821) 'Christopher Meiners', in *Biographie universelle, ancienne et modern*, Vol. 1. Paris, Chez L. G. Michaud, pp. 156–165.
- Stieglitz, J. (2018) 'Johann Friedrich Blumenbach: 'Chartacteristische Musterköpfe von Männern aus den 5 Hauptrassen im Menschengeschlechte'', in Eudell, D. and Hünninger, D. (eds.) *Lichtenbergs MenschenBilder: Charaktere und Stereotype in der Göttinger Aufklärung*. Göttingen: Göttinger Verlag der Kunst, pp. 137–138.
- Sussman, R. (2014) *The Myth of Race*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Templeton, A. (2006) *Population Genetics and Microevolutionary Theory*. NJ: Wiley-Liss.
- Tucker, S., ed. (2010) *A Global Chronology of Conflict: From the Ancient World to the Modern Middle East*. Santa Barbara, CA: ABC-CLEO.

- Vermeulen, H. (2015) *Before Boas: The Genesis of Ethnography and Ethnology in the German Enlightenment*. Lincoln, NE: University of Nebraska Press.
- Vetter, S. (1996) *Wissenschaftlicher Reduktionismus und die Rassentheorie von Christoph Meiners*. Aachen: Verlag Mainz.
- Yalçinkaya, M. (2010) *The First Permanent Ottoman Embassy in Europe: The Embassy of Yusef Agah Efendi to London (1793–1797)*. Istanbul: Isis Press.
- Zantop, S. (1997) 'The Beautiful, the Ugly, and the German: Race, Gender, and Nationality in Eighteenth-century Anthropological Discourse', in Herminghouse, P. and Mueller, M. (eds) *Gender and Germanness: Cultural Productions of Nation*. Providence: Berghahn, pp. 21–35.
- Zammito, J. (2006) 'Policing Polygeneticism in Germany, 1775: (Kames,) Kant, and Blumenbach', in Eigen S. and Larrimore, M. (eds.) *The German Invention of Race*. Albany, NY: SUNY Press, pp. 35–54.

Address for correspondence

John S. Michael
Independent Scholar/Penn Museum Consulting Scholar
501 Summit House
West Chester, PA 19382
USA
Email: jmichael@hugh.org

„Sofort reiste ich nach Jena“ Die gescheiterte Promotion von Karl Kautsky bei Ernst Haeckel

Stefan Wogawa

Abstract: To this day, biographies of the influential social democratic theorist and politician Karl Kautsky indicate that a doctorate he sought in 1882 with the eminent zoologist Ernst Haeckel failed due to the resistance of the Philosophical Faculty of the University of Jena. This tradition goes back to Kautsky's autobiographical writings. However, it does not stand up to an analysis of the correspondence between Kautsky and Haeckel.

Keywords: Darwinism, Ernst Haeckel, evolutionary thought, German Empire, German Social Democrats (party), Karl Kautsky, socialist theory, University of Jena

1 Einleitung

Bis heute findet sich in Biographien des einflussreichen sozialdemokratischen Theoretikers und Politikers Karl Kautsky (1854–1938) der Hinweis, eine von ihm angestrebte Promotion bei Ernst Haeckel (1834–1919) sei am Widerstand der Jenaer Philosophischen Fakultät gescheitert.

Diese Überlieferung geht auf autobiographische Schriften Kautskys zurück. Eine wissenschafts- oder politikhistorische Überprüfung gab es bisher nicht. In der Haeckel-Forschung ist es überhaupt zu keiner Befassung mit dem Thema gekommen.

Bei Karl Kautsky handelt es sich um einen der bedeutendsten Vordenker der deutschsprachigen Sozialdemokratie. Schon früh rezipierte er auch den naturwissenschaftlichen Materialismus und die Evolutionstheorie, die sich für die sozialdemokratische Bewegung als eminent erweisen sollten.

Eines der wichtigsten Themen, die in der SPD und SDAP vor dem Ersten Weltkrieg [...] am intensivsten diskutiert wurden, ging aus der Frage hervor, wie sich die damals größten und am besten organisierten Arbeiterbewegungen der Welt gegenüber der Herausforderung der Evolutionstheorie [...] positionierten sollten, die Charles Robert Darwin [...] konzipiert hatte,

fasst der Politikwissenschaftler Richard Saage zusammen.¹

Im Folgenden soll zunächst Kautskys Biographie skizziert und dann die Bedeutung Ernst Haeckels für die Sozialdemokratie im deutschsprachigen Raum dargestellt werden. Anschließend werden aus den zwei wichtigsten autobiographischen Texten Kautskys die jeweiligen Passagen zur gescheiterten Promotion vorgestellt. Der dortigen Darstellung wird der kurze Briefwechsel zwischen Kautsky und Haeckel zur Promotion, der bisher nicht editiert worden ist, gegenübergestellt. Aus den daraus gewonnenen Schlussfolgerungen wird das Fazit gezogen, dass Kautskys Darstellung einer Überprüfung nicht standhält.

2 Karl Kautsky

Der in Prag geborene und dort sowie in Wien aufgewachsene Karl Kautsky fand bereits als Student zur sozialdemokratischen Partei Österreichs.² Er entwickelte sich später zu einem führenden Theoretiker der deutschsprachigen Sozialdemokratie und hatte als Publizist eine immense Wirkung auf die Programmatik der SPD und auf deren innerparteiliche Debatten.

Kautsky hatte in Wien Geschichte, Rechtswissenschaft, Philosophie und Politische Ökonomie studiert.³ Er lebte danach in Zürich und arbeitete journalistisch (Redakteur einer sozialdemokratischen Zeitschrift), dann in London, wo er Karl Marx (1818–1883) und auch Friedrich Engels (1820–1895) kennenlernte, mit dem er sich später anfreundete und als dessen Privatsekretär er tätig war – sowie ab 1890, nach dem Ende des „Sozialistengesetzes“, in Deutschland.

¹ Saage, Richard (2012): *Zwischen Darwin und Marx. Zur Rezeption der Evolutionstheorie in der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie vor 1933/34*, Wien/Köln/Weimar, S. 17.

² Zur Biographie Kautskys siehe Anonym (1965): Kautsky, Karl, in: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950*, Bd. 3, Wien, S. 274f., Leser, Norbert (1977): Kautsky, Karl, in: *Neue Deutsche Biographie*, Elfter Bd., Berlin, S. 373–375; Franz, Günther (1995): Kautsky, Karl, in: *Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte*, Bd. 2, Augsburg, S. 1466f., Arndt, Martin (1992): Kautsky, Karl, in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*, Bd. 3, Herzberg, Sp. 1252–1264, Koth, Harald (1993): „Meine Zeit wird wieder kommen...“ *Das Leben des Karl Kautsky*, Berlin; hierzu vgl. Anonym (1965), S. 274.

³ Vgl. Leser (1977), S. 373.

Von 1883 bis 1917 gab er die wichtigste wissenschaftliche sozialdemokratische Zeitschrift heraus, die „Neue Zeit“ (Stuttgart). Kautsky verfasste den theoretischen Teil des „Erfurter Programms“ der SPD (1892), dem er den Stempel seiner Interpretation des Marxismus aufdrückte.⁴ Nach Engels Tod war er der bedeutendste marxistische Theoretiker der deutschen Sozialdemokratie. Innerparteilich wandte er sich sowohl gegen den u.a. von Eduard Bernstein (1850–1932, ein Freund Kautskys aus der Züricher Zeit) vertretenen Revisionismus, der davon ausging, eine Verbesserung der Situation der Arbeiter sei nur durch Sozialreformen innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise zu erreichen, als auch gegen Linke wie etwa Rosa Luxemburg (1871–1919).

Nach dem Ersten Weltkrieg schloss Kautsky sich, obwohl erklärter Gegner der russischen Oktoberrevolution, kurzzeitig der USPD an, wurde nach der deutschen Novemberrevolution 1918 Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt (Herausgeber der deutschen „Dokumente zum Kriegeausbruch“). Zudem war er Vorsitzender der Sozialisierungskommission.

Kautsky trat dann für die Wiedervereinigung der deutschen Sozialdemokratie ein, die er programmatisch und publizistisch unterstützte („Die proletarische Revolution und ihr Programm“, 1919). Er lebte wieder in Wien, floh von dort vor dem Nationalsozialismus nach Prag und starb im Exil in Amsterdam.

Durch Haeckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ angeregt, rezipierte er schon früh auch den naturwissenschaftlichen Materialismus Ludwig Büchners (1824–1899) und den Darwinismus. Er schrieb bereits 1876 den „Entwurf einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit“ (veröffentlicht erst 1927). Kautsky selbst sagt: „Früher noch als zum Marxismus war ich zum Darwinismus gekommen, ihn studierte ich mit Feuereifer, als ich Marx noch kühl, ja ablehnend gegenüberstand.“⁵ Sein frühes Schaffen kennzeichnet er rückblickend sogar als vom „Streben getragen, Darwinismus und Sozialismus miteinander zu vereinigen“. Kautsky war noch bis in die 1880er Jahre hinein von der Faszination der Darwinschen Entwicklungstheorie als Möglichkeit einer materialistischen Erklärung der Herausbildung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft beeinflusst.⁶ In diese Phase fällt auch die Abfassung einer ethnologischen Schrift, die er einer Universität als Dissertation vorlegen wollte. Er entschied sich für die Universität Jena.

In Kautsky-Biographien wird indes darauf hingewiesen, dass „ein Versuch, bei Haeckel zu promovieren, am Widerstand der Fakultät gescheitert“ ist.⁷ Gemeint ist die Philosophische Fakultät der Universität Jena, zu der Haeckels Professur für Zoologie gehörte.

⁴ Vgl. Franz (1995), S. 1466.

⁵ Kautsky, Karl (1910): Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft, Stuttgart, S. V.

⁶ Vgl. Mende, Hans-Jürgen (1985): Karl Kautsky. *Vom Marxisten zum Opportunisten. Studie zur Geschichte des historischen Materialismus*, Berlin (DDR), S. 22ff.

⁷ Leser (1977), S. 373. Vgl. auch Arndt (1992) und Koth (1993).

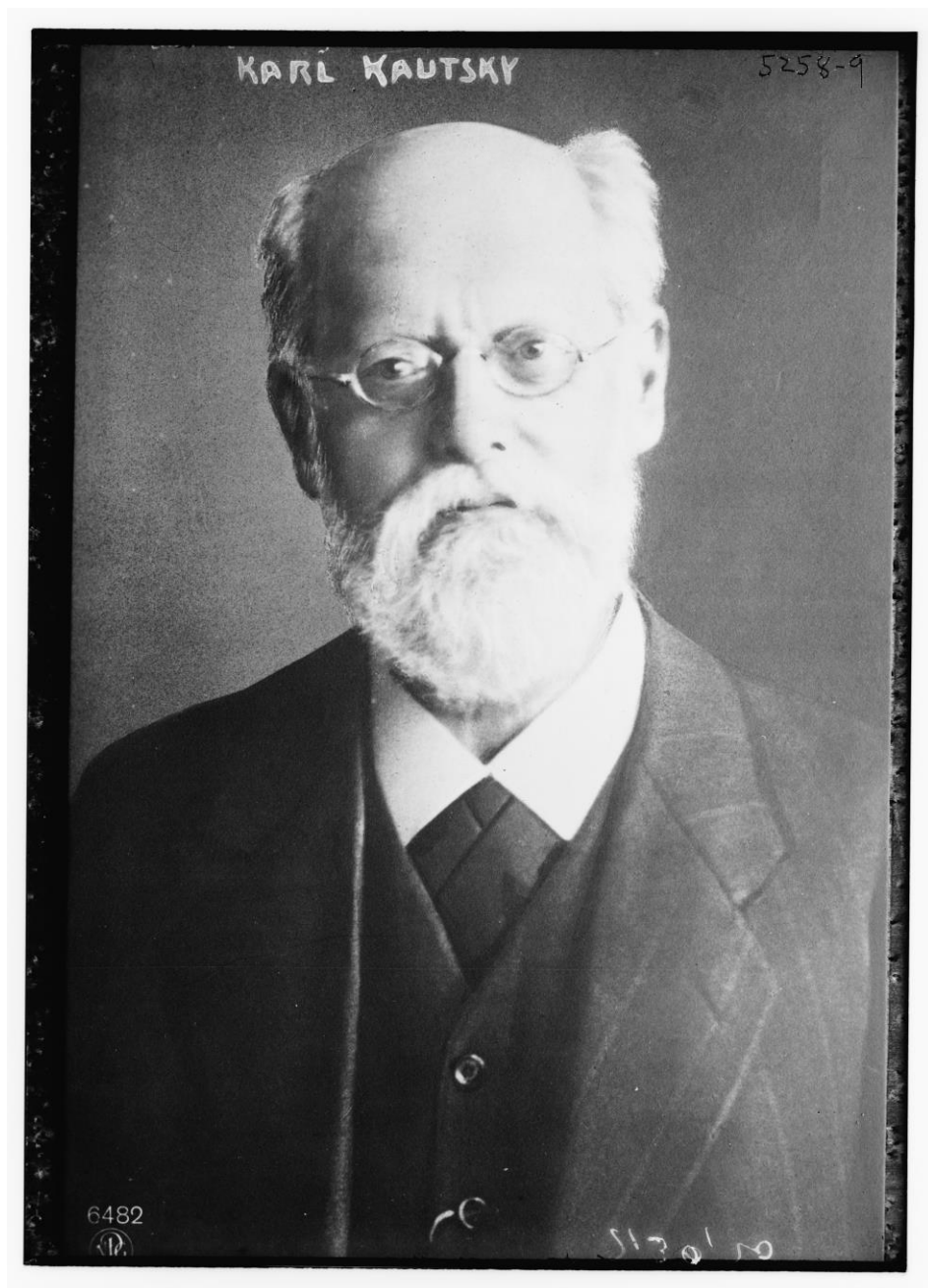


Abb. 1: Porträt von Karl Kautsky, undatiert (1915-2), Library of Congress

3 Ernst Haeckel und die Sozialdemokratie

Bei dem Biologen Ernst Haeckel handelt es sich um den wohl wichtigsten Vorkämpfer des Darwinismus im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert in Kontinentaleuropa.⁸ Die wissenschaftliche Lehrtätigkeit (er wird 1862 Professor für Zoologie an der Universität Jena) und die publizistische Wirksamkeit Haeckels und deren gesellschaftliche Relevanz fallen dabei politikhistorisch in eine Zeit, in der für das hier behandelte Thema so bedeutsame Geschehnisse wie die Entstehung politischer Parteien, die Säkularisierung und das „Sozialistengesetz“ zu verorten sind.

Der Zoologe Haeckel ist zu den bekanntesten und vielseitigsten, aber auch umstrittensten Naturforschern seiner Zeit zu zählen.

Haeckel ist dabei aber nicht nur aus biologiehistorischer Sicht von herausragender Bedeutung, sondern mit seiner weit über den engeren Bereich seines Fachs hinaus reichenden Wirkung zugleich eine der bedeutendsten Gestalten des europaweiten intellektuellen Diskurses um 1900,

so der Wissenschaftshistoriker Uwe Hoßfeld.⁹

Nicht nur im Bürgertum erlangte Bildung in dieser Periode eine immer stärkere Reputation, sondern ebenso die Wissenschaft. In einer geradezu „wissenschaftsgläubigen“ Zeit hoch angesehen, wirkten Wissenschaftler – vor allem Professoren wie Haeckel – generell immer stärker deutend und damit richtungsweisend auf Gesellschaft und Politik ein.¹⁰ Die gesellschaftliche Bedeutung der Wissenschaftsdisziplinen änderte sich hierbei, außer der Nationalökonomie und Soziologie gewannen die Naturwissenschaften direkt oder indirekt Einfluss auf die Deutung der Welt.¹¹ Diese Beeinflussung gilt auch und insbesondere für die Sozialdemokratie. Daran änderte nichts, dass sich die Mehrheit der Professoren, die meist national eingestellt waren, sowie der bürgerlichen Mitte oder der Rechten zuneigten, als unpolitisch verstanden.¹² Das traf geradezu idealtypisch auf Haeckel zu.¹³

Die deutsche Sozialdemokratie entstand als Teil eines europaweiten Emanzipationsprozesses der Arbeiterschaft, ihre Gründung erfolgte aber früher als in ande-

⁸ Vgl. Porges, Karl/Stefan Wogawa/Uwe Hoßfeld (2019): „Der Herr mit dem Schöpferhut“ – Ernst Haeckels Erbe im DDR-Sozialismus, Teil 1, in: *Naturwissenschaftliche Rundschau*, 72. Jahrgang, Heft 6, S. 295–304, hier: S. 295. Neuere Haeckel-Biographien sind Di Gregorie, Mario A. (2005): *From Here to Eternity. Ernst Haeckel and Scientific Faith*, Göttingen, Richards, Robert J. (2008): *The Tragic Sense of Life. Ernst Haeckel and the Struggle over Evolutionary Thought*, Chicago/London, Hoßfeld, Uwe (2010): *absolute Ernst Haeckel*, Freiburg, Wogawa, Stefan (2019): *Ernst Haeckel*, Arnstadt.

⁹ Hoßfeld (2010), S. 8.

¹⁰ Ullmann, Hans-Peter (1995): *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918* (Moderne Deutsche Geschichte, Bd. 7), Darmstadt, S. 189.

¹¹ Vgl. ebd., S. 191.

¹² Vgl. ebd., S. 189.

¹³ Siehe hierzu Wogawa, Stefan/Uwe Hoßfeld/Olaf Breidbach (2006): „Sie ist eine Rassenfrage“. Ernst Haeckel und der Antisemitismus, in: Preuß, Dirk/Uwe Hoßfeld/Olaf Breidbach (Hg.): *Anthropologie nach Haeckel* (Wissenschaftskultur um 1900, Bd. 3), Stuttgart, S. 220–241.

ren europäischen Staaten.¹⁴ In Deutschland hatten zunächst vor allem linke Liberale „Arbeiterbildungsvereine“ gegründet und gefördert, um die Arbeiter in den „Dritten Stand“, ins Bürgertum, zu führen.¹⁵ Ferdinand Lassalle (1825–1864) und sein „Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein“ (ADAV, gegründet 1863 in Leipzig) sah die Arbeiter hingegen als „Vierten Stand“, dem die Zukunft gehöre. Die Arbeiterbildungsvereine emanzipierten sich unter dem Einfluss von Männern wie August Bebel (1840–1913) und Wilhelm Liebknecht (1826–1900) zunehmend von den Liberalen. Gemeinsam mit abtrünnigen Mitgliedern von Lassalles Partei gründeten sie 1869 in Eisenach die „Sozialdemokratische Arbeiterpartei“ (SDAP).¹⁶ Die beiden Arbeiterparteien vereinigten sich schließlich 1875 in Gotha zur „Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands“ (ab 1891 „Sozialdemokratische Partei Deutschlands“, SPD). Auch wenn Vertreter revolutionärer und reformerischer Konzepte um Einfluss konkurrierten, handelte sich seinerzeit um eine stark marxistisch orientierte Sozialdemokratie.

Der Darwinismus und die Evolutionstheorie haben dabei als neues und dynamisches Weltbild vor allem im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts „Einfluss auf das Denken und Fühlen breiter Schichten des gebildeten Bürgertums sowie der Arbeiterschaft gewonnen“, wie Thomas Junker und Uwe Hoßfeld in ihrer Geschichte der Evolutionstheorie hervorheben.¹⁷ Darwins Evolutionstheorie stellte denn auch „eines der wichtigsten Themen“ der deutschsprachigen Sozialdemokratie in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg dar.¹⁸

In einem 1873 anonym in der sozialdemokratischen Zeitung „Der Volksstaat“ erschienenen Artikel heißt es dazu in aller Deutlichkeit: „Zwar ist dies bis jetzt wenig hervorgehoben worden und doch ist die Darwin’sche Theorie eine wichtige Stütze für den Sozialismus, sie ist so zu sagen unbewußt die Sanction desselben von Seite der Naturwissenschaft [...]“.“¹⁹

Am Grab von Karl Marx betonte 1883 dessen Freund, Kollege und Finanzier Friedrich Engels: „Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung der organischen Natur, so entdeckte Marx das Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte [...]“.“²⁰ Marx korrespondierte mit Darwin und hatte ihm ein handschriftlich gewidmetes Exemplar seines Hauptwerks „Das Kapital“ zukommen lassen („Von

¹⁴ Vgl. Faulenbach, Bernd (2012): *Geschichte der SPD. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München, S. 12.

¹⁵ Vgl. Siemann, Wolfgang (1997): *Gesellschaft im Aufbruch. Deutschland 1849–1871* (Moderne Deutsche Geschichte, Bd. 6), Darmstadt, S. 255.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 256f.

¹⁷ Junker Thomas/Uwe Hoßfeld (2001): *Die Entdeckung der Evolution. Eine revolutionäre Theorie und ihre Geschichte*, Darmstadt, S. 206.

¹⁸ Saage, Richard (2012): *Zwischen Darwin und Marx. Zur Rezeption der Evolutionstheorie in der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie vor 1933/34*, Wien/Köln/Weimar, S. 17.

¹⁹ Anonym (1873): Die Darwin’sche Theorie und ihre Beziehungen zum Socialismus, von I.K. in München, in: *Der Volksstaat. Organ der sozialdemokratischen Arbeiterpartei und der internationalen Gewerksge nossenschaften*, Nr. 31, Mittwoch, 16. April 1873.

²⁰ Zitiert nach: Kliem, Manfred (1970): *Karl Marx. Dokumente seines Lebens. 1818 bis 1883*, Leipzig 1970, S. 492.

einem aufrichtigen Bewunderer“).²¹ Von Marx ist zudem bekannt, dass seine naturwissenschaftlichen Studien auch die biologische Entwicklungstheorie umfasste, wobei er nicht nur die Schriften von Darwin, sondern auch die von Haeckel aufnahm.²²

Weitere wichtige Protagonisten der Sozialdemokratie haben Haeckel rezipiert, darunter August Bebel und eben Kautsky. Im dritten Band seiner „Deutschen Gesellschaftsgeschichte“ merkt der Historiker Hans-Ulrich Wehler dazu an: „Nicht nur Karl Kautsky hat die Darwinsche Lehre ‚wie eine Offenbarung‘ erlebt, sondern sie ist überhaupt in der frühen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung eine eigentümliche Fusion mit der Marx-schen Geschichtstheorie eingegangen“.²³

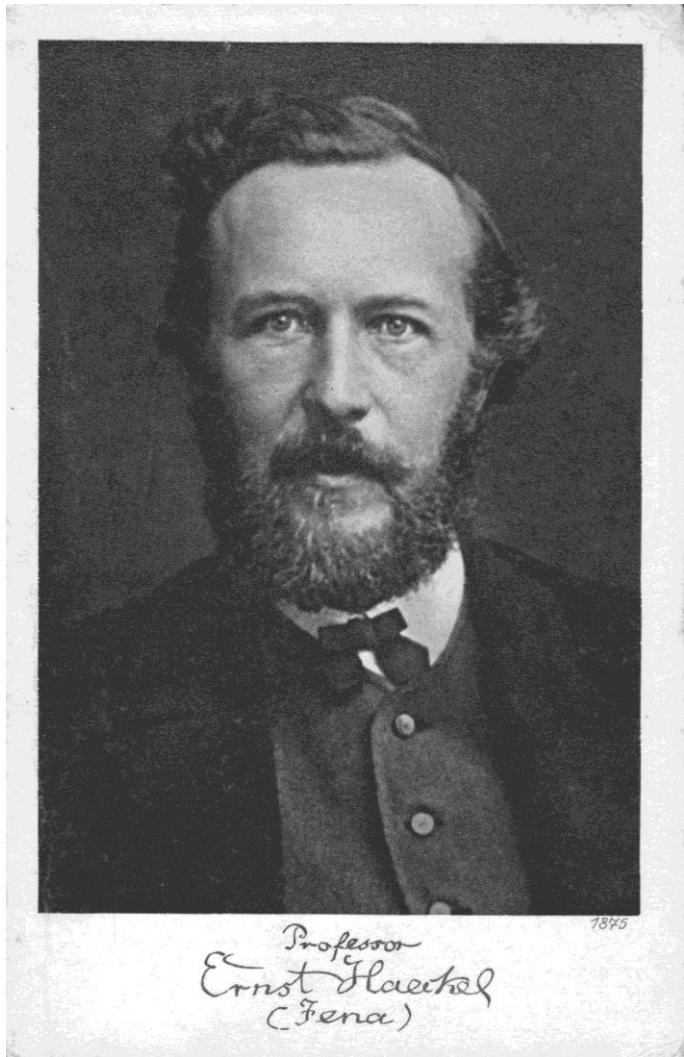


Abb. 2: Porträt von Ernst Haeckel 1875, Archiv des Autors

²¹ Vgl. Wuketits, Franz M. (2005): *Darwin und der Darwinismus*, München, S. 89.

²² Vgl. Kliem (1970), S. 481.

²³ Wehler, Hans-Ulrich (2006²): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des ersten Weltkrieges. 1849–1914*, München, S. 1085. So auch Robert J. Richard, der Bebel, Kautsky und Bernstein als Beispiele für „socialists“ anführt, die Darwins Theorie mit ihrem „Kampf ums Dasein“ als bedeutsam für die Verbesserung der sozialen Verhältnisse der Menschen ansahen; vgl. Richards (2008), S. 326.

Haeckel selbst hatte zur Sozialdemokratie allerdings stets ein ambivalentes Verhältnis. Das wurde 1877 während der 50. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in München besonders deutlich. Dort forderte Haeckel, Darwins Theorie müsse in den Schulen leitend gelehrt werden. Sein früherer Lehrer Rudolf Virchow wies das nicht nur scharf zurück. Er verdächtigte den Darwinismus seinerseits der Staatsgefährdung – da „der Socialismus mit ihr Fühlung gewonnen hat“.²⁴

Haeckel, damit in die seinerzeit schärfsten Auseinandersetzungen der politischen Sphäre geraten, antwortete Virchow ein Jahr später und wies die „Denunciation“ zurück, die Evolutionstheorie („Descendenzlehre“) „für eine ‚socialistische Theorie‘ zu erklären und ihr somit den gefährlichsten und verwerflichsten Charakter beizulegen, den gerade in der Gegenwart eine politische Theorie haben kann“. Es „predigt gerade die Descendenz-Theorie, daß die vom Socialismus erstrebte Gleichheit der Individuen eine Unmöglichkeit ist“.²⁵ Haeckel ergänzte 1895, er halte „die utopischen Ziele der offiziellen Sozialdemokratie für unausführbar und ihren idealen Zukunftsstaat für ein großes Zuchthaus“, zeigte sich aber zwiespältig: Das könne ihn nicht hindern, „den berechtigten Kern der großen sozialen Bewegung anzuerkennen“.²⁶

Seiner Popularität in der Arbeiterbewegung tat das keinen Abbruch. Dabei waren es neben der Popularisierung der Naturwissenschaften und insbesondere der Evolutionstheorie weitere Elemente in Haeckels Schaffen, wegen denen er und seine Schriften in weiten Teilen der Sozialdemokratie geschätzt wurden. Hierbei ist einerseits der Zusammenhang zu nennen, dass Haeckel den Darwinismus auf das Soziale und die Politik anwandte.²⁷ Auch die populäre Aufbereitung seiner Ideen in Büchern, die eine große Verbreitung fanden – zuerst die „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ (ab 1868 auf Basis mitstenographierter Vorlesungen), später „Die Welträtsel“ (ab 1899) –, spielte eine Rolle.²⁸ Zudem ist es seine drastische Religionskritik. Denn Werke, die tatsächlich oder auch nur vermeintlich auf einer Dichotomie von Glaube und Wissen beruhten, wurden in der Sozialdemokratie verbreitet und popularisiert, darunter vor allem auch die Haeckels.²⁹ Dessen Weltanschauung wurde in der Sozialdemokratie als „Materialismus“ aufgefasst.³⁰ Der

²⁴ Virchow, Rudolf (1877): *Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat. Rede gehalten in der dritten allgemeinen Sitzung der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu München am 22. September 1877*, Berlin, S. 12.

²⁵ Haeckel, Ernst (1878): *Freie Wissenschaft und freie Lehre. Eine Entgegnung auf Rudolf Virchow's Münchener Rede „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat“*, Stuttgart, S. 70 u. 72.

²⁶ Haeckel, Ernst (1902): *Die Wissenschaft und der Umsturz*, in Ders.: *Gemeinverständliche Vorträge auf dem Gebiete der Entwicklungslehre, Zweiter Band*, Bonn, S. 359–375, hier: S. 375.

²⁷ Vgl. Meurer, Bärbel (1988): *Bürgerliche Kultur und Sozialdemokratie, Eine politische Ideengeschichte der deutschen Sozialdemokratie von den Anfängen bis 1957* (Soziologische Schriften, Bd. 50), Berlin, S. 124.

²⁸ Krauß, Erika (1984): Ernst Haeckel, Leipzig, S. 79.

²⁹ Vgl. Prüfer, Sebastian (2012): *Sozialismus statt Religion. Die deutsche Sozialdemokratie vor der religiösen Frage 1863–1890* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 153), Göttingen, S. 73f.

³⁰ Vgl. ebd., S. 72.

Historiker und sozialdemokratische Publizist Franz Mehring (1846–1919) formulierte 1899 in einer Besprechung von Haeckels „Die Welträtsel“, deren Autor sei „Materialist und Monist, aber nicht *historischer*, sondern nur naturwissenschaftlicher Materialist“.³¹ Das Buch sei trotz seiner Defizite für die Sozialdemokratie sehr interessant. Grundlage solcher Einschätzungen war die Funktion des Evolutionsprinzips bei der Vereinheitlichung eines Weltbildes auf materieller Grundlage. Diesen sozialdemokratischen Protagonisten leiteten aus dem Evolutionsprinzip die Unausweichlichkeit des Fortschritts ab, in gesellschaftlicher Hinsicht des Sozialismus.³²

Haeckel schaffte sich später mit dem „Monistenbund“ eine eigene schlagkräftige Interessengemeinschaft zur Verbreitung seiner Weltanschauung. Doch sein Materialismus war letztlich nur ein vermeintlicher, er bekämpfte nur eine vermenschlichte Gottesvorstellung. Für ihn war Gott gleich Natur, er hielt die gesamte Natur, jedes einzelne Atom, für „beseelt“: man könne Gott „auch als die unendliche Summe aller Naturkräfte“ bezeichnen, so Haeckel 1892 in dem programmatischen Vortrag „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft“.³³

Anders als Haeckel sahen Monisten wie etwa Wilhelm Ostwald (1853–1932), Chemiker, Nobelpreisträger und Vorsitzender des Deutschen Monistenbundes, „in der Sozialdemokratie einen Verbündeten innerhalb des antiklerikalen Kampfes“.³⁴

³¹ Mehring, Franz (1961): Die Welträtsel, in Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 13, Berlin (DDR) [1899], S. 141–146, hier: S. 142. (Hervorhebung im Original). Der Text erschien ursprünglich in der Zeitschrift „Die Neue Zeit“, 18. Jahrgang (1899/1900).

³² Vgl. Bayertz, K. (1998): Darwinismus als Politik. Zur Genese des Sozialdarwinismus in Deutschland 1860–1900, in: *Stapfia* 56, *Neue Folge* Nr. 131, S. 229–288.

³³ Vgl. Haeckel, Ernst (1893⁶): *Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntnis eines Naturforschers, vorgetragen am 9. October 1892 in Altenburg beim 75jährigen Jubiläum der Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes*, Bonn, S. 33. Auf Haeckel bezogen fragte schon Friedrich Engels 1876 in seiner „Dialektik der Natur“ spöttisch „Wo holt der sich seinen Materialismus?“; Engels, Friedrich (1958): Naturwissenschaft und Philosophie, in: Ders.: *Dialektik der Natur*, Berlin (DDR) [1876], S. 215–224, hier: S. 220. Lenin betonte später, „besonders bezeichnend bei dieser ganzen Tragikomödie ist der Umstand, dass Haeckel selbst dem *Materialismus* abschwört, diese Bezeichnung zurückweist. Mehr noch. Nicht nur, dass er nicht jede Religion verwirft, er erfindet sogar eine eigene Religion“ (Hervorhebung im Original), Lenin, W.I. (1949): *Materialismus und Empiriokritizismus. Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie*, Berlin [1908], S. 341.

³⁴ Krauß, Erika (1984), S. 118. Allerdings habe auch Ostwald die politische Orientierung der sozialdemokratischen Partei als Klassenvertretung nicht geteilt; vgl. ebd. „Monismus und Sozialdemokratie werden, so meinte Ostwald, „immer miteinander Freund sein“; zitiert nach Anonym (1915): *Das Monistische Jahrhundert*, Jahrgang 3 (1914/15), S. 441.

4 Kautskys Darstellungen des gescheiterten Promotionsvorhabens in seinen Autobiographien

Karl Kautsky ist auf die gescheiterte Promotion bei Ernst Haeckel mehrfach in autobiographischen Schriften eingegangen. Eine erste Darstellung findet sich in einem autobiographischen Porträt, veröffentlicht 1924 in dem von Felix Meiner herausgegebenen Buch „Die Volkswirtschaftslehre der Gegenwart in Selbstdarstellungen“.³⁵

Sie wird im Folgenden zitiert³⁶:

Das Ergebnis meiner Arbeiten war eine Abhandlung über ‚Die Entstehung der Ehe und Familie‘, die ich im Winter 1881/1882 fertig stellte. Ich kam dort stellenweise zu anderen Ergebnissen, als später Engels³⁷, doch darf ich mit Genugtuung verzeichnen, daß in den Punkten, in denen Engels eine gegenteilige Auffassung vertrat, die spätere Forschung mir recht gab. [...]

Diese Arbeit sollte meine Doktordissertation werden. Braun³⁸ riet mir, sie als anthropologische Untersuchung an Häckel [sic!, S.W.] zu senden und in Jena zu promovieren. Anfangs ging auch alles nach Wunsch. Häckel acceptierte die Dissertation und erklärte sich bereit, mich zu prüfen.

Sofort reiste ich nach Jena, um mich mit ihm in Verbindung zu setzen. Doch ich kam zu spät. Die Sommerferien hatten begonnen und Häckel hatte Jena verlassen. Dafür beschied mich der Dekan der philosophischen Fakultät (ich habe den Namen vergessen) zu sich, um mir zu eröffnen, es ginge nicht an, daß Häckel mich prüfe. Die Arbeit sei eine philologische, und ich müsse als Philolog promovieren. Ich entgegnete darauf, daß ich das nicht könne, da ich seit dem Gymnasium nicht mehr Philologie getrieben. Und wenn ich auch gelegentlich Herodot und Tacitus und andere antike Autoren zitiere, so sei doch meine Arbeit rein ethnologisch und könne nur von einem Soziologen oder Anthropologen beurteilt werden. Unter den Jenenser Professoren sei Häckel jedenfalls derjenige, der dem Gegenstand am nächsten stehe.

Der Dekan ließ sich nicht überzeugen, wir schieden im Unfrieden.

Unter diesen Umständen in Jena promovieren zu wollen, erschien mir aussichtslos. Ich verzichtete definitiv auf den Dokortitel [...]. Die vorbeigeglückte Doktordissertation ver-

³⁵ Kautsky, Karl (1924): Karl Kautsky, in: Meiner, Felix (Hg.): *Die Volkswirtschaftslehre der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Leipzig, S. 117–153.

³⁶ Ebd., S. 128f.

³⁷ Gemeint ist die Studie „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“ von Friedrich Engels, erschienen 1884; vgl. Engels, Friedrich (1952): *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. Im Anschluss an Lewis H. Morgans Forschungen*, Berlin (DDR) [1884]. Im Mittelpunkt steht die marxistische (materialistische) Geschichtsauffassung, wie Engels im Vorwort betont; vgl. ebd., S. 7.

³⁸ Es handelt sich um den sozialdemokratischen Publizisten Heinrich Braun (1854–1927), einen Freund und Förderer Kautskys, vgl. Kautsky (1924), S. 127.

öffentlichte ich noch im gleichen Jahr als Artikelserie im Stuttgarter ‚Kosmos‘, einer seither eingegangenen, damals sehr angesehenen Darwinistischen Monatsschrift.³⁹

Details dieser Beschreibung werden auch in Kautsky-Biographien kolportiert. Beispielshaft sei folgende Passage aus der von Harald Koth verfassten Biographie von 1993 angeführt: „Prof. Ernst Haeckel, ein bekannter darwinistischer Naturforscher, nahm die Schrift als eine anthropologische Untersuchung, war aber bereits im Urlaub, als Kautsky in Jena auftauchte“.⁴⁰

Umfangreicher und in Details abweichend schildert Kautsky den Vorgang in einer weiteren autobiographischen Schrift, den „Erinnerungen und Erörterungen“, die erst 1960 von seinem Sohn Benedikt herausgegeben wurde. An diesem Text habe Karl Kautsky, so der Herausgeber, ab dem September 1936 gearbeitet, Fehler im handschriftlichen Manuskript habe er (Benedikt) allerdings „korrigiert, ohne das in jedem Einzelfall kenntlich zu machen“.⁴¹

In den „Erinnerungen und Erörterungen“ heißt es zur gescheiterten Promotion⁴²:

In der Tat, ebe ich noch von Zürich schied, hatte ich meine Arbeit über Ebe und Familie zum Abschluss gebracht. [...] Ich kannte damals in Jena nur einen Mann, der in der Lage war, als Darwinist und Urgeschichtsforscher meine Abhandlung zu prüfen, das war Ernst Haeckel. An ihn schrieb ich und sandte ihm meine Dissertation. Sehr angenehm war ich überrascht, dass er mich nicht lange warten liess, sondern mir mitteilte, er habe meine Arbeit gelesen und er akzeptiere sie als Doktorarbeit. Das genaue Datum des Briefes kann ich nicht angeben, denn ich habe ihn leider verloren. Er wirkte auf mich erhebend, nun würde ich bald am Ziel stehen. Was konnte noch dazwischentreten, wenn der Examinator wirklich nur die Dissertation mit dem Examinanden besprach? Von deren Gegenstand verstand ich wohl mehr als Haeckel selbst. Ich reiste sofort nach Jena, um mich ihm vorzustellen und mein weiteres Vorgehen mit ihm zu besprechen. Doch kam ich schon zu spät. Die Universität war eben geschlossen worden, und der Professor hatte seine Ferientour angetreten, von der er im November zurück erwartet wurde. Das war ein harter Schlag für mich, so lange sollte ich warten? In meiner Ungeduld beging ich vielleicht einen falschen Schritt. Ich meldete mich beim Dekan der philosophischen Fakultät, um ihn für meine Dissertation zu interessieren. Ich beachtete nicht, dass diese ihm höchst missfal-

³⁹ Ebd., S. 128f.

⁴⁰ Koth (1993), S. 40.

⁴¹ Vgl. Kautsky, Benedikt (1960): Vorwort des Herausgebers, in: Kautsky, Karl: *Erinnerungen und Erörterungen* (herausgegeben von Benedikt Kautsky), 'S-Gravenhage (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung, Bd. III, hrsg. vom Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam), S. 5–19, hier: S. 5 u. 17.

⁴² Kautsky, Karl (1960): *Erinnerungen und Erörterungen* (herausgegeben von Benedikt Kautsky), Mouton & Co, 'S-Gravenhage (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung, Bd. III, hrsg. vom Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam), S. 518ff. Kautsky kokettiert zudem damit, dass er erfahren habe, dass Jena „eine rasche Erlangung des Dokortitels erwarten“ lasse, sie habe hierbei bei Karl Marx „einen Rekord aufgestellt“; ebd., S. 518.

len musste, wenn er ein dem Darwinismus feindlicher Reaktionär war. Wieweit dies zutraf, weiss ich nicht. Der Herr Dekan, der mich bald zu sich beschied, äusserte sich nicht über den Inhalt meiner Arbeit, sondern bloss darüber, dass sie absolut nicht in Haeckels Arbeitsgebiet falle, dass dieser daher nicht die Befugnis habe, mich zu examinieren. Ich sollte sie einem anderen Professor schicken, einem Altphilologen. Vergeblich suchte ich ihm begreiflich zu machen, dass meine Arbeit ethnologisch sei, nicht philologisch, wenn ich auch griechische und römische Autoren zitierte, und dass sie mit Haeckels Anthropologie, die er doziere., viel mehr Verwandtschaft habe als mit irgendeiner Philologie. Der Herr Dekan liess sich nicht überzeugen, er verwies mich auf den November, wenn das Professorenkollegium wieder beisammen sei. Ich hatte durch meine Intervention beim Dekan erheblich an Boden verloren. Erst später erfuhr ich, dass der damalige Inhaber der Dekanatswürde, Moritz Schmidt, selbst Professor der klassischen Philologie war. Am Ende hat er mich im Verdacht gehabt, ich hätte ihm hinterrücks durch ein schnödes Manöver einen ihm gebührenden Examensfall vorenthalten und den zoologischen Kollegen zuschieben wollen. Ich verliess Jena überzeugt, dass sich dort für mich nichts machen lasse. Und ich bekam auch bald genug andere Arbeit, die mich völlig absorbierte. Auf den Dokortitel verzichtete ich bereits, und es erschütterte mich nicht, als ich von Jena zwei Briefe erhielt, vom Dekan und von Ernst Haeckel. Beide vom selben Tage datiert und wahrscheinlich das Ergebnis einer Auseinandersetzung zwischen den beiden. [...]

Haeckels Brief bewegte sich in Widersprüchen. Er hatte meine Dissertation gelesen und angenommen, wohl in der Erwartung, dass keiner der Kollegen Widerspruch erheben werde, dass eine so eigenartige Arbeit, die in den normalen Universitätsbetrieb gar nicht hineinpasste, dem Darwinisten Haeckel zugewiesen werde, der wenigstens über die äffischen Eigenschaften des Urmenschen genau Bescheid wissen werde.

5 Der Briefwechsel Kautsky-Haeckel

Das International Institute of Social History (Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis) in Amsterdam verwahrt Kautskys Familienarchiv, der Inhalt wird als „Karl Kautsky Papers“ bezeichnet. Das Archiv enthält hinsichtlich des hier behandelten Themas mehrere bedeutsame Dokumente.

Hier soll zunächst aus Kautskys Briefentwurf an Haeckel zitiert werden, mit dem er den bekannten darwinistischen Zoologen bittet, eine mitgesandte anthropologisch-ethnologische Schrift zu prüfen:

Wien, d. 28. Oktober 1882.

Sehr geehrter Herr Professor!

Gestatten Sie, daß ich mich mit einem Anliegen, meine Dissertation betreffend, an Sie wende. [...]

Ich habe die Absicht, demnächst an eine

größere Arbeit über die sociale und politische Verfassung des Urmenschen zu geben [...].

Ich halte es jedoch für nothwendig, bevor ich das alles tue, den Dokortitel zu erwerben, obwohl ich nicht die Absicht habe, je ein Katheder zu besteigen, sondern stets nur mit der Feder thätig sein will. [...]

Die Bitte, die ich an Sie stelle, sehr geehrter Herr Professor, geht nun dahin, meine beiliegende Arbeit zu lesen und zu entscheiden, ob dieselbe zu einer Dissertation überhaupt geeignet sei, und ob Sie in dem Falle, als ich sie der philosophischen Fakultät einreiche, die Absicht hätten, als mein Examinator aufzutreten. Als Nebengegenstände würde ich Geschichte und Philosophie wählen.⁴³

In dem Schreiben merkt Kautsky bezüglich seiner Arbeit noch an: „Ihnen, geehrter Herr Professor, dürfte sie am nächsten liegen.“

Haeckel hat den entsprechenden Brief erhalten, seine zweiseitige Antwort trägt als Datum den 15. November 1882. Sie wird folgend im Volltext wiedergegeben:

I. Jena 15 Novbr 82

Geehrter Herr!

Soweit ich mit dem betreffenden Gegenstande bekannt bin, würde ich Ihre Abhandlung, die ich mit Interesse gelesen habe, als Promotions-Schrift für genügend erachten. Indessen besitze ich zu wenig Kenntnisse in Ethnographie und Archaeologie, um darüber ein fachkundiges Urtheil fällen zu können. Daß ich Sie in Ihrem Fache darüber examinierte, würde die hiesige philosoph. Facultät - auch wenn ich es könnte und wollte - keinesfalls gestatten.

[Seite 2]

⁴³ Briefentwurf von Karl Kautsky an Ernst Haeckel vom 28. Oktober 1882, International Institute of Social History, Karl Kautsky Papers 3859, Inv.nr. 25.

*Ich darf ausschließlich nur in
Zoologie examinieren.
 Da weder Ethnographie und
 Anthropologie, noch Archaeologie
 bei uns Examen-Fächer sind,
 werden Sie schwerlich darauf
 hin zum Examen bei unserer
 philosoph. Facultät zugelassen
 werden. Indessen habe ich
 Ihre Abhandlung nebst Brief
 dem jetzigen Decane, Hofrath
 Moriz Schmidt, übergeben, mit
 der Bitte, eventuell dafür einen
 Examinator ausfindig zu machen.
 Mit aufrichtigem Bedauern, Ihnen keine
 befriedigendere Antwort geben zu können,
 hochachtungsvoll Prof. E. Haeckel⁴⁴*

Auch in Kautsky 1960 veröffentlichter Autobiographie ist der komplette Antwortbrief Haeckels veröffentlicht, allerdings neben einigen sprachlichen Anpassungen mit der Differenz, dass statt der zweiten Nennung des Faches „Ethnographie“ (S. 2 des Briefes) von „Ethnologie“ gesprochen wird.⁴⁵

Zudem sind in den „Karl Kautsky Papers“ des International Institute of Social History noch ein Antwortbrief des Dekans der Philosophischen Fakultät der Universität Jena an Kautsky⁴⁶ sowie ein Blatt „Bedingungen zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde an der Universität Jena“⁴⁷ enthalten.

⁴⁴ Brief von Ernst Haeckel an Karl Kautsky vom 15. November 1882, International Institute of Social History, Karl Kautsky Papers 4143, Inv.nr. 308.

⁴⁵ Kautsky, Karl (1960), S. 520.

⁴⁶ Brief von Moriz Schmidt an Karl Kautsky vom 15. November 1882, International Institute of Social History, Karl Kautsky Papers 4441, Inv.nr. 605.

⁴⁷ Bedingungen zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde an der Universität Jena vom 21. September 1882, International Institute of Social History, Karl Kautsky Papers 6180, Inv.nr. 1844.

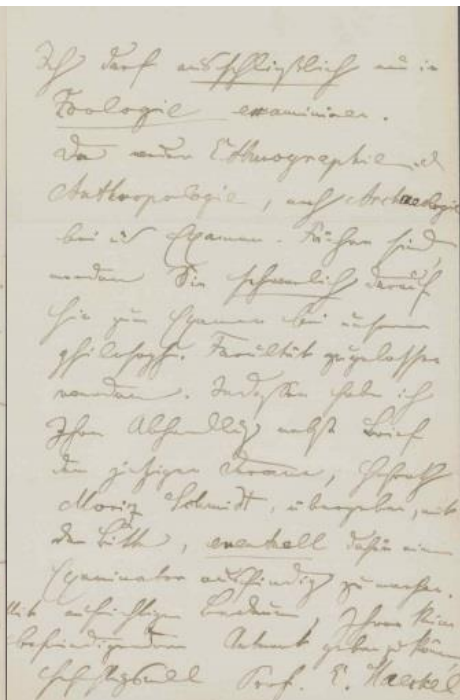
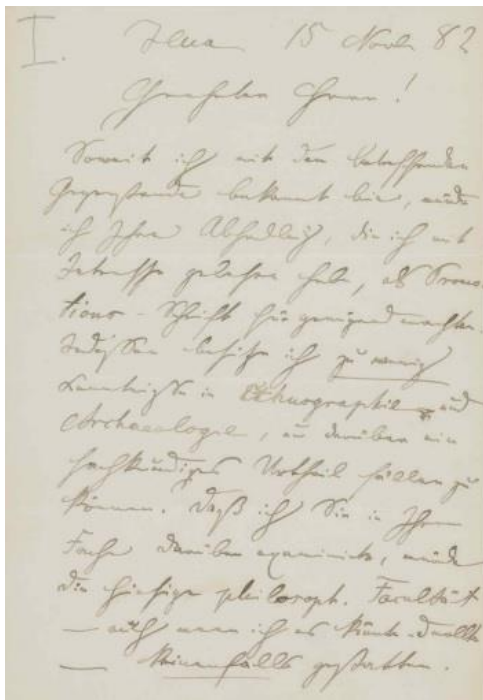


Abb. 3: Brief Haeckels an Kautsky vom 15.11.1882, Seite 1, International Institute of Social History

Abb. 4: Brief Haeckels an Kautsky vom 15.11.1882, Seite 2, International Institute of Social History

6 Schlussfolgerungen und Fazit

Stellt man Kautskys Darstellungen zur Promotion in seinen autobiographischen Schriften den kurzen Briefwechsel mit Haeckel – und insbesondere dessen Antwortbrief – gegenüber, lassen sich eine Reihe von Schlussfolgerungen ableiten:

1. Kautskys Behauptung, Haeckel habe die Schrift als Dissertation „akzeptiert“ (1924 und 1960) und sich bereiterklärt, ihn zu prüfen (1924), trifft nicht zu. Haeckel hat stattdessen mitgeteilt, er erachte die Schrift zwar grundsätzlich für eine Promotion für genügend, besitze für eine solche Einschätzung aber zu wenig Kenntnisse in den relevanten Fächern. Von der Bereiterklärung, Kautsky zu prüfen, kann überhaupt keine Rede sein. Haeckel erklärt ausdrücklich, nur in Zoologie prüfen zu dürfen.

2. Dass es einen ominösen ersten Antwortbrief Haeckels an Kautsky mit der Annahme der Schrift gab (1960), den dieser aber „leider verloren“ hat, ist äußerst unwahrscheinlich. Haeckel antwortet mit seinem Schreiben vom 15. November 1882 direkt auf Kautskys Bitte, die Arbeit zu lesen. Eine vorherige Antwort, die

inhaltlich über das im Brief vom 15. November Mitgeteilte bereits hinausging, wäre unsinnig und würde auch nicht zu den dokumentierten Zeitabläufen passen.

3. Dass eine sofortige Reise nach Jena misslang und ein dabei geplantes Treffen mit Haeckel an dessen Abwesenheit aufgrund der „Sommerferien“ der Universität (1924) scheiterte, wobei Haeckel erst „im November zurückerwartet“ wurde, kann nicht stimmen. Der Briefwechsel datiert aus dem Spätherbst (28. Oktober bzw. 15. November), von „Sommerferien“, die ein Treffen verhindert haben, kann also keine Rede sein.

4. Ob es wirklich zu dem persönlichen Treffen Kautskys mit dem Dekan der Philosophischen Fakultät, dessen Name ihm zunächst entfallen war (1924), während er sich später wieder erinnerte (1960), gekommen ist, kann hier nicht beurteilt werden. Die von Kautsky als negativ geschilderten Forderungen des Dekans Moriz Schmidt können ebenso auch aus dessen Antwortbrief an Kautsky stammen.⁴⁸

5. Haeckels Antwortbrief vom 15. November bewegt sich nicht „in Widersprüchen“. Er lehnt eine Tätigkeit als Examinator vielmehr freundlich, aber bestimmt aus formalen Gründen ab (siehe auch Schlussfolgerung 1). Die von Kautsky vermutete „Auseinandersetzung“ mit dem Dekan ist sehr zweifelhaft. Dass die Briefe Haeckels und Schmidts auf den selben Tag datieren, ist sicher ein Zufall.

6. Dass sich Kautsky von den Forderungen des Dekans, die Formalien des Promotionsverfahrens einzuhalten, überrascht zeigt, verwundert. Ihm lag jedenfalls eine schriftliche Aufzählung dieser Bedingungen vor, datiert auf den 21. September 1882.⁴⁹ Es kann zwar nicht ausgeschlossen werden, dass die Bedingungen erst mit dem Schreiben des Dekans bei Kautsky eingingen, dazu passt die Datierung aber nicht.

7. Kautsky ließ keine Zeit verstreichen, seine Arbeit anderweitig zu veröffentlichen. Sie wurde noch 1882/83 in der darwinistischen Zeitschrift „Kosmos“ (Untertitel: „Zeitschrift für Entwicklungslehre und einheitliche Weltanschauung“) abgedruckt, ausweislich des Inhaltsverzeichnisses in drei Teilen (Abschnitte III. und IV. zusammenhängend): „Kautsky, Carl [sic! S.W.], Die Entstehung der Ehe und Familie. I. Hetärismus – II. Die Raubehe und das Mutterrecht. Der Clan – III. Die Kaufehe und die patriarchal. Familie. IV. Gynaikokratie“.⁵⁰ Kautsky hebt gleich zu Beginn seiner Arbeit als deren Schwerpunkt hervor: „Die Entstehung der Ehe und Familie ist eines der Themata, welche die Anthropologie und vergleichende Ethnologie in neuester Zeit mit besonderer Vorliebe bearbeitet.“⁵¹ Die Auflagen der Philosophischen Fakultät zu erfüllen, hat er nicht ernsthaft erwogen. Sein Ziel

⁴⁸ Brief von Moriz Schmidt an Karl Kautsky vom 15. November 1882, International Institute of Social History, Karl Kautsky Papers 4441, Inv.nr. 605. Kautsky hat nur Auszüge aus dem Brief veröffentlicht; vgl. Kautsky (1960), S. 520.

⁴⁹ Bedingungen zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde an der Universität Jena vom 21. September 1882, International Institute of Social History, Karl Kautsky Papers 6180, Inv.nr. 1844.

⁵⁰ Kautsky, Carl (1883): Die Entstehung der Ehe und Familie, in: KOSMOS. Zeitschrift für Entwicklungslehre und einheitliche Weltanschauung, XII. Band (Oktober 1882–März 1883), Stuttgart, S. 190–207, 256–272, 329–348.

⁵¹ Ebd., S. 190.

war eine schnelle, unkomplizierte Promotion bei einem namhaften Darwinisten und Materialisten. Beides ließ sich für ihn in Jena absehbar nicht erreichen.

Fazit: Ob Kautskys *Promotion in Jena* eventuell am Widerstand der Philosophischen Fakultät gescheitert ist, ist möglich. Diese Frage stand in der vorliegenden Arbeit aber nicht im Mittelpunkt. Es lässt sich trotzdem einschätzen, dass die von Kautsky vorgebrachten Kritikpunkte angesichts der Fakten nicht nur arg zusammenschmelzen, Es wird auch deutlich, dass Kautsky die gescheiterte Promotion legendenhaft zu seinen Gunsten verklärt und dabei auch klare Fehlinformationen verbreitet. Eine *Promotion bei Ernst Haeckel* ist indes daran gescheitert, dass Haeckel Kautsky eine klare Absage erteilt hat. Haeckels Examensgebiet war die Zoologie, nicht aber die Anthropologie/Ethnologie.

Kautsky hatte sich ohnehin bereits einem anderen Thema zugewandt, wie er am 11. Oktober 1883 an Friedrich Engels schrieb: „Ich habe nämlich mit Liebknecht ein großes Projekt ausgeheckt, dass noch in diesem Jahr zur Ausführung gelangen soll: die Gründung einer Monatsrevue“. ⁵² Diese „Monatsrevue“ war die „Neue Zeit“, die Kautsky in der Sozialdemokratie überhaupt erst berühmt machen sollte.

Quellen

- Briefentwurf von Karl Kautsky an Ernst Haeckel vom 28. Oktober 1882, International Institute of Social History, Karl Kautsky Papers 3859, Inv.nr. 25.
- Brief von Ernst Haeckel an Karl Kautsky vom 15. November 1882, International Institute of Social History, Karl Kautsky Papers 4143, Inv.nr. 308.
- Brief von Moriz Schmidt an Karl Kautsky vom 15. November 1882, International Institute of Social History, Karl Kautsky Papers 4441, Inv.nr. 605.
- Bedingungen zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde an der Universität Jena vom 21. September 1882, International Institute of Social History, Karl Kautsky Papers 6180, Inv.nr. 1844.

⁵² Kautsky, Karl (1955): Brief an Friedrich Engels vom 11. Oktober 1883, in: Friedrich Engels' Briefwechsel mit Karl Kautsky (herausgegeben von Benedikt Kautsky), Danubia Verlag, Universitäts- und Landesbibliothek Bonn, Wien (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung, Bd. I, hrsg. vom Internationalen Institut für Soziale Geschichte, Amsterdam), S. 64–66, hier: S. 64.

Literatur

- Anonym (1873): Die Darwin'sche Theorie und ihre Beziehungen zum Socialismus, von I.K. in München, in: *Der Volksstaat. Organ der sozialdemokratischen Arbeiterpartei und der internationalen Gewerksgenossenschaften*, Nr. 31, Mittwoch, 16. April 1873.
- Anonym (1915): *Das Monistische Jahrhundert*, Jahrgang 3 (1914/15), S. 441.
- Anonym (1965): Kautsky, Karl, in: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950*, Bd. 3, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, S. 274f.
- Arndt, Martin (1992): Kautsky, Karl, in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*. Bd. 3, Herzberg: Bautz, Sp. 1252–1264.
- Bayertz, W. (1998): Darwinismus als Politik. Zur Genese des Sozialdarwinismus in Deutschland 1860–1900, in: *Staphia* 56, Neue Folge Nr. 131, S. 229–288.
- Di Gregorie, Mario A. (2005): *From Here to Eternity. Ernst Haeckel and Scientific Faith*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Engels, Friedrich (1952): *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. Im Anschluss an Lewis H. Morgans Forschungen*, Berlin (DDR): Dietz [1884].
- Engels, Friedrich (1958): Naturwissenschaft und Philosophie, in: Ders.: *Dialektik der Natur*, Berlin (DDR): Dietz [1876], S. 215–224.
- Faulenbach, Bernd (2012): Geschichte der SPD. *Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München: C.H. Beck.
- Haeckel, Ernst (1878): *Freie Wissenschaft und freie Lehre. Eine Entgegnung auf Rudolf Virchow's Münchener Rede „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat“*, Stuttgart: E. Schweizerbart.
- Haeckel, Ernst (1893⁶): *Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntnis eines Naturforschers, vorgetragen am 9. October 1892 in Altenburg beim 75jährigen Jubiläum der Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes*, Bonn: Emil Strauß.
- Haeckel, Ernst (1902²): Die Wissenschaft und der Umsturz, in: Ders.: *Gemeinverständliche Vorträge auf dem Gebiete der Entwicklungslehre, Zweiter Band*, Bonn: Emil Strauß.
- Lenin, W.I. (1949): *Materialismus und Empiriokritizismus. Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie*, Berlin: Dietz [1908].
- Hoßfeld, Uwe (2010): *absolute Ernst Haeckel*, Freiburg: orange-press.

- Kautsky, Benedikt (1960): Vorwort des Herausgebers, in: Kautsky, Karl: *Erinnerungen und Erörterungen* (herausgegeben von Benedikt Kautsky), `S-Gravenhage: Mouton & Co (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung, Bd. III, hrsg. vom Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam), S. 5–19.
- Kautsky, Carl (1883): Die Entstehung der Ehe und Familie, in: *KOSMOS. Zeitschrift für Entwicklungslehre und einheitliche Weltanschauung*, XII. Band (October 1882 – März 1883), Stuttgart: E. Schweizerbart, S. 190–207, 256–272, 329–348.
- Kautsky, Karl (1910): *Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft*, Stuttgart: J.H.W. Dietz Nachf.
- Kautsky, Karl (1924): Karl Kautsky, in: Meiner, Felix (Hg.): *Die Volkswirtschaftslehre der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Leipzig: Felix Meiner, S. 117–153.
- Kautsky, Karl (1955): Brief an Friedrich Engels vom 11. Oktober 1883, in: *Friedrich Engels' Briefwechsel mit Karl Kautsky* (herausgegeben von Benedikt Kautsky), Wien: Danubia (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung, Bd. I, hrsg. vom Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam), S. 64–66.
- Kautsky, Karl (1960): *Erinnerungen und Erörterungen* (herausgegeben von Benedikt Kautsky), `S-Gravenhage: Mouton & Co (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung, Bd. III, hrsg. vom Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam).
- Junker, Thomas/Uwe Hoßfeld (2001): *Die Entdeckung der Evolution. Eine revolutionäre Theorie und ihre Geschichte*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kliem, Manfred (1970): *Karl Marx. Dokumente seines Lebens. 1818 bis 1883*, Leipzig: Reclam.
- Koth, Harald (1993): „Meine Zeit wird wieder kommen...“ *Das Leben des Karl Kautsky*, Berlin: Dietz.
- Krauß, Erika (1984): *Ernst Haeckel*, Leipzig: BSB B.G. Teubner.
- Mende, Hans-Jürgen (1985): *Karl Kautsky. Vom Marxisten zum Opportunisten. Studie zur Geschichte des historischen Materialismus*, Berlin (DDR): Dietz.
- Mehring, Franz (1961): Die Welträtsel, in: Ders.: *Gesammelte Schriften, Bd. 13*, Berlin (DDR): Dietz [1899], S. 141–146.
- Meurer, Bärbel (1988): *Bürgerliche Kultur und Sozialdemokratie. Eine politische Ideengeschichte der deutschen Sozialdemokratie von den Anfängen bis 1957*, Berlin: Duncker & Humblot (Soziologische Schriften, Bd. 50).

- Porges, Karl/Stefan Wogawa/Uwe Hoßfeld (2019): „Der Herr mit dem Schöpferhut“ – Ernst Haeckels Erbe im DDR-Sozialismus, Teil 1, in: *Naturwissenschaftliche Rundschau*, 72. Jahrgang, Heft 6, S. 295–304.
- Prüfer, Sebastian (2002): *Sozialismus statt Religion. Die deutsche Sozialdemokratie vor der religiösen Frage 1863–1890*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 153).
- Richards, Robert J. (2008): *The Tragic Sense of Life. Ernst Haeckel and the Struggle over Evolutionary Thought*, Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Saage, Richard (2012): *Zwischen Darwin und Marx. Zur Rezeption der Evolutionstheorie in der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie vor 1933/34*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Siemann, Wolfgang (1997): *Gesellschaft im Aufbruch. Deutschland 1849–1871* (Moderne Deutsche Geschichte, Bd. 6), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Ullmann, Hans-Peter (1995): *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918*, (Moderne Deutsche Geschichte, Bd. 7), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Virchow, Rudolf (1877): *Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat. Rede gehalten in der dritten allgemeinen Sitzung der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu München am 22. September 1877*, Berlin: Wiegand, Hempel & Parey.
- Wehler, Hans-Ulrich (2006²): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des ersten Weltkrieges. 1849–1914*, München: C.H. Beck.
- Wogawa, Stefan (2019): *Ernst Haeckel*, Arnstadt: THK.
- Wogawa, Stefan/Uwe Hoßfeld/Olaf Breidbach (2006): „Sie ist eine Rassenfrage“. Ernst Haeckel und der Antisemitismus, in: Preuß, Dirk/Uwe Hoßfeld/Olaf Breidbach (Hg.): *Anthropologie nach Haeckel* (Wissenschaftskultur um 1900, Bd. 3), Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 220–241.

Adress for Correspondence

Dr. Stefan Wogawa
 AG Biologiedidaktik der Friedrich-Schiller-Universität Jena
 Bienenhaus
 Am Steiger 3
 07743 Jena
 Deutschland
 E-Mail: stefan.wogawa@uni-jena.de

Ilse Jahn
Mein Lebensgang und die Menschen, die
ihn begleiteten. Autobiographie von 2006

Isolde Schmidt (Herausgeberin)



Abb. 1: Ilse Jahn, letzte Vorlesung zur „Geschichte der Biologie“, WS 1994/95
(Foto: Andreas Wessel)

Abstract: On her upcoming 100th birthday, I would like to present my mother's autobiography to the public with her "Life story".

I received it around 2007 with numerous handwritten changes.

Ilse Jahn was a Saxon from Chemnitz who grew up in safety in her parents' house. While her father had already been a soldier in World War I, World War II robbed my mother of the husband and her only daughter of the father. Fortunately, he was able to hold his ten-month-old daughter in his arms once again during a vacation leave from the Russian front in 1944.

My early childhood and first school years were difficult times: my parents' flat was bombed out and we lived with my grandparents. After the war, Ilse Jahn had to support her small family by painting and selling her artistic works.

On the advice of her sister and cousin, who were studying in Jena, she resumed her biology studies at the University of Jena in 1952. In doing so, she also defied the teasing of her husband and his male friends during their studies in the 1940s. This was possible because my grandmother continued to run the common household and my care in the proven constant family warmth.

In my earliest memories, I see my mother always painting at a large easel and – thus awakening my interest in painting – always with a sketchpad in her hand. Her grandchildren and great-grandchildren also benefited from this by being taught the secrets of painting.

In her professional development, however, Ilse Jahn chose biology. In this autobiography, she vividly describes how and through whom she came to the history of the subject and the history of science. There is no doubt that she has made outstanding achievements in this field. Important stations were the Ernst Haeckel House in Jena and especially Prof. Georg Uschmann, whom she regarded as her teacher and friend until her old age. But also the Alexander von Humboldt Commission of the Academy of Sciences (of the GDR) in Berlin, the Museum of Natural History of the Humboldt University Berlin, as well as her active national and international activities during her work and after the end of her career 1982–2008 were influencing milestones.

This "life story" is an impressive biography. Nevertheless, I have to admit that I am not able to do justice to the work of my mother, even with the "postscript". So it was she who taught me to recognize bird calls, showed me the beauty of a Baltic jellyfish or made me aware of wildflowers such as "*Anemone nemorosa*" and the small "*Viola tricolor*" on hikes, or even conquered fairytale castles with me, etc. I would like to say that despite my mum's many activities, our children and grandchildren never had the impression of being neglected by her. I would like to end with the statement of her colleague, Hannelore Landsberg, on her 80th birthday: We would like to congratulate "especially also on the verve, the vast knowledge, the humor, the love of travelling and also the mental agility with which our famous 'old master' puts away certain complaints of everyday life".

Keywords: Ilse Jahn, autobiography, studies of biology in Jena, history of biology, history of sciences, Ernst-Haeckel-Haus, Alexander-von-Humboldt-Kommission, Akademie der Wissenschaften Berlin, Museum für Naturkunde Berlin, Georg Uschmann, Museologie, Präparatorenausbildung, Anthroposophie, Christengemeinschaft

Vorwort¹

Anlässlich ihres bevorstehenden 100. Geburtstages möchte ich der Öffentlichkeit mit dem „Lebensgang“ die Autobiografie meiner Mutter Ilse Jahn vorlegen.

Etwa 2007 erhielt ich sie mit zahlreichen handschriftlichen Änderungen.

Ilse Jahn war eine Sächsin aus Chemnitz, die in ihrem Elternhaus geborgen aufgewachsen ist. Während ihr Vater schon im 1. Weltkrieg Soldat war, raubte der 2. Weltkrieg Mutti ihren Mann und Vater der einzigen Tochter. Zum Glück konnte er in einem Urlaub von der russischen Front 1944 seine zehnmonatige Tochter noch einmal in den Armen halten.

Meine frühen Kinder- und ersten Schuljahre fielen in eine schwere Zeit: Die Wohnung meiner Eltern wurde ausgebombt und wir wohnten bei meinen Großeltern. Nach dem Krieg musste Ilse Jahn den Lebensunterhalt ihrer kleinen Familie mit Malerei und Verkauf ihrer künstlerischen Arbeiten sichern. Auf Anraten ihrer Schwester und des Cousins, die in Jena studierten, nahm sie 1952 ihr während des Krieges abgebrochenes Biologiestudium an der Universität Jena wieder auf. Damit setzte sie sich auch über die Hänseleien ihres Mannes und seiner männlichen Freunde während des Studiums in den 1940er Jahren hinweg. Dies war möglich, weil meine Großmutter den gemeinschaftlichen Haushalt und meine Betreuung in bewährter konstanter familiärer Wärme weiterführte. In den frühesten Erinnerungen sehe ich meine Mutter immer malend an einer großen Staffelei und – so mein Interesse weckend für das Malen – immer mit einem Block zum Aufzeichnen in der Hand unterwegs. Davon profitierten auch ihre Enkel und Urenkel indem sie diese in die Geheimnisse des Malens einwies.

In der beruflichen Entwicklung aber entschied sich Ilse Jahn für die Biologie. In der vorliegenden Autobiografie schildert sie anschaulich, wie und durch wen sie zur Geschichte des Faches und zur Wissenschaftsgeschichte gelangte. Unbestritten hat sie hier Hervorragendes geleistet. Dabei waren wichtige Stationen: das Ernst-Haeckel-Haus in Jena und hier besonders Prof. Georg Uschmann, den sie bis ins hohe Alter als ihren Lehrer und Freund ansah, die Alexander-von-Humboldt-Kommission der Akademie der Wissenschaften (der DDR) in Berlin, das Museum für Naturkunde der Humboldt-Universität Berlin sowie ihr aktives nationales und internationales Wirken während ihrer Tätigkeit und nach Berufsende 1982–2008.

Der vorliegende „Lebensgang“ ist eine eindrucksvolle Biografie. Dennoch muss ich gestehen, dass es mir nicht gelingt, dem Wirken meiner Mutti, auch mit

¹ Zuerst möchte ich ein großes Dankeschön sagen für zahlreiche Hilfen unterschiedlichster Art – sei es zur Schließung von durch die Autorin bewusst offengelassenen Lücken z. B. zum Erscheinen der 1. Auflage der „Geschichte der Biologie“ 1982 durch Frau Johanna Schlüter, Hannelore Landsberg und Ekkehard Höxtermann, dem Zurverfügungstellen von Fotos und Gemälden, der Hilfe zur Erarbeitung des „Vorwortes“ und „Nachsatzes“ sowie des Korrekturlesens des gesamten Manuskriptes durch meinen Mann Wolfgang Schmidt, oder der englischen Übersetzung der zusammenfassenden Einleitung durch meine jüngste Tochter, Andrea Schmidt, und deren Tochter Antonia. Ohne die Unterstützung all dieser Genannten hätte ich die Druckvorbereitung nicht realisieren können.

dem „Nachsatz“, gerecht zu werden. So war sie es, die mich Vogelstimmen erkennen lehrte, mir die Schönheit einer Ostsee-Qualle zeigte oder mich auf Wanderungen auf Wildblumen aufmerksam machte wie *Anemone nemorosa* und die kleine *Viola tricolor*. Oder auch mit mir Märchenschlösser eroberte usw. Sagen möchte ich, dass trotz der vielen Aktivitäten meiner Mutti auch unsere Kinder und Enkel nie den Eindruck hatten, von ihr vernachlässigt zu werden. Aufhören möchte ich mit der Aussage ihrer Mitarbeiterin, Hannelore Landsberg, zum 80. Geburtstag: Wir möchten „besonders auch zu dem Elan, dem riesigen Wissen, dem Humor, der Reiselust und auch der geistigen Regsamkeit, mit der unsere berühmte ‚Altmeisterin‘ bestimmte Beschwerden des Alltags wegsteckt“² gratulieren. Ich finde, das ist treffend gesagt.

Isolde Schmidt

² Landsberg, Hannelore: Laudatio zum 80. Geburtstag. In: MPI-WG, Preprint 215, S. 9.

*Die Tage sehen wir, die teuren, gerne schwinden,
Um etwas Teureres herangereift zu finden:
Ein seltenes Gewächs, das wir im Garten treiben,
Ein Kind, das wir erziehen, ein Büchlein, das wir schreiben.
(Hermann Hesse)*

Eine Biographie sollte stets auch die Zeitereignisse widerspiegeln. Eine Autobiographie wird das jedoch nur begrenzt können, je nachdem und inwieweit sie daran beteiligt war und vor allem, in welchem Maße das Bewußtsein eines Menschen diese erfassen konnte. Der Anlaß, meinen eigenen Lebensgang niederzuschreiben, nachdem ich so manche historische Biographie geschrieben hatte, war der Versuch, mich so gut es geht, an Zeitgenossen und deren Wirken im 20. Jahrhundert zu erinnern. Meine Biographie durchlief ja eine Zeit außerordentlich wechselvoller Geschichte, in der in kurzer Abfolge unterschiedlichste Ereignisse mein Leben beeinflussten. So wechselten sich Gesellschaftsformen der „Weimarer Republik“, des „Dritten Reiches“, der Kriegs- und Nachkriegszeit im Osten Deutschlands, die Trennung Deutschlands in BRD und DDR und die Wiedervereinigung zur BRD ab, und ich fragte mich immer wieder, inwieweit haben diese Ereignisse mein Dasein geprägt. Dabei lege ich einen Rhythmus von 7 Jahren zugrunde, wie ihn Rudolf Steiner als Regel vorschlug, und prüfe, inwieweit er auf meinen Lebensgang zutrifft.

1 Die ersten drei Jahrsiebente. 1922–1927: Die Familie

Mein Geburtsort ist Chemnitz, die drittgrößte Stadt in Sachsen (mit ca. 360.000 Einwohnern) mit viel Industrie. Mein Vater Paul Anton Trommer (1875–1948) stammte aus Cossengrün (Vogtland) und wuchs in Greiz/Thür. auf, wo er eine kaufmännische Lehre in der Textilbranche absolvierte und in der Wollfirma Schmidt & Söhne in Altenburg/Thür. seine ersten Berufserfahrungen sammelte. Während des 1. Weltkrieges diente er als Soldat und war an der französischen Front eingesetzt, wo er die Somme-Schlacht miterlebte. Nach dem Weltkrieg ging er nach Chemnitz und ließ sich als selbständiger Großhandelskaufmann nieder. Als Vertreter der weltbekannten Garnfirma Schmidt & Söhne und der Augsburger Kammgarnspinnerei gründete er in der sächsischen Textilbranche, die durch Textilbetriebe und Garnspinnereien dominiert war, eine sichere Existenz.

In Chemnitz lernte er seine Frau kennen, Olga Voigt (1896–1984), die älteste Tochter eines Reichsbahnangestellten, die zu dieser Zeit eine Ausbildung in der Chemnitzer Handelsschule und in einem Chemnitzer Textilbetrieb absolvierte. Sie heirateten 1920 und am 2. Februar 1922 kam ich in Chemnitz zur Welt, drei Jahre später meine Schwester Käthe (17. Januar 1925). Ich erlebte mein Umfeld als eine intakte, harmonische Familie und meine Schwester als geliebte Spielgefährtin.



Als sie im Alter von 1 ½ Jahren an einem „chronischen Darmkatarrh“ erkrankte und einige Wochen in der Universitätsklinik Leipzig verbringen mußte, beanspruchte das alle Aufmerksamkeit meiner Mutter, die sich in Leipzig einlogierte und mich mitnahm. Dieser Aufenthalt ist die erste Erinnerung an eine Reise – außer der Erinnerung an einen vorhergegangenen Ostseeaufenthalt in Koserow, wo uns ein Kindermädchen begleitete, und der später als eine Ursache der Darmkrankheit betrachtet wurde.

Abb. 2: Eltern – Paul Trommer und Olga geb. Voigt (1943)

Während der Inflationszeit besuchten uns öfters meines Vaters Greizer Verwandte, seine Schwester Grete Hertel (1888–1980), deren Vater und Stiefvater meines Vaters, Wilhelm Grohmann (1844–1928), und ihr Sohn, unser Vetter Heinz (geb. 1914), den wir wie einen großen Bruder liebten. Der Großvater Grohmann wohnte bei seinen Besuchen in unserer Wohnung und war sehr schwerhörig; ich liebte ihn sehr und mußte sehr laut sprechen, um mich ihm verständlich zu machen. So schrie ich immer: „Opapiiii!! Opapiiii!“ Dabei soll ich mir die „Stimmbänder überschreien“ haben, wie die spätere Diagnose lautete, denn ich war während der gesamten Schulzeit heiser und konnte auch nicht singen, was meine Zensuren in Musik beeinträchtigte. Dazu kam, daß ich stets beim lauten Sprechen von meinen Eltern gebremst wurde mit einer Mahnung: „Sprich nicht so laut!“ So wurde bald jede spontane Sprachäußerung zurückgedrängt und jedes freie Sprechen durch Unsicherheit gehemmt. Das verlor ich erst später durch Sprachkurse im „Institut für Stimm- und Sprachpflege“ in Chemnitz (s. u. Kap. 4).

Die Mutter meines Vaters lernten wir nicht mehr kennen; sie war frühzeitig verstorben. Umso engeren Kontakt hatten wir zu den Eltern unserer Mutter, Olga (1876–1952) und Luis (1876–1956) Voigt in Chemnitz, und ihren Schwestern Martha Voigt (1898–1984) und Ilse verh. Herklotz (1908–1987), unseren geliebten

Tanten. Zum Bruder Willy Voigt und dessen Familie, z. B. unserer Cousine Elfriede, die zunächst in Thum (Erzgeb.) wohnten und bald nach 1945 ins Rheinland zogen, hatten wir kaum Kontakt.

2 Die ersten drei Jahrsiebente. 1928–1939: Schul- und Jugendzeit

Zu Ostern 1928 wurde ich eingeschult und besuchte vier Jahre lang die Heinrich-Beck-Schule, wo Herr Oberlehrer Johannes Gehre diese vier Jahre lang mein geliebter Klassenlehrer wurde und die einzige prägende Lehrerpersönlichkeit dieser Zeit war.

Wir wohnten damals in der Kaiserstraße 31 (später Ludendorffstraße und nach 1945 Barbarossastraße), einem Mietshaus, das mein Vater gekauft hatte, wo er auch seine Geschäfte abwickelte und sein großes Musterlager mit Schmidtscher Wolle unterhielt, eine unerschöpfliche Quelle von farbigen Wollproben für Puppenkleider! An dem Haus befanden sich ein großer Garten mit Sandkasten und ein großer Hof mit Garage, wo die PKWs meines Vaters standen. Hof und Garten waren beliebte, behütete Spielplätze, abseits der Straße, die uns als Spielplatz verboten war. Dieser Garten bot die erste Anregung meiner Natur- und Tierbeobachtungen, denn ich begann Käfer zu sammeln und zu „dressieren“ und unsere kleinen Zwerghühnchen einzufangen und in der Krabbelbox meiner kleinen Schwester zu beobachten, was drastische Strafen nach sich zog und ich damals nicht verstand.

Meine Eltern waren um außerschulische musische Bildung bemüht; meine Mutter spielte Klavier und ich lernte etwa vom 8. Lebensjahr ab Klavierspielen bei einer Klavierlehrerin, Fräulein Gäbler, in der Andréstraße. Viel lieber aber beschäftigte ich mich mit Malen und Zeichnen, was nicht nur von meinem Lehrer Gehre, sondern auch von meinem Vater gefördert wurde, der eigentlich gern Kunstmaler geworden wäre und über eine gewandte Zeichentechnik verfügte. Demzufolge besaß ich bereits in der Schulzeit eine Staffelei, Ölmalfarben, einen Pastellfarbkasten und schließlich ein eigenes kleines Atelier im Dachgeschoß unseres Elternhauses.

Nachdem ich 1932 in eine Mädchenoberschule mit realgymnasiastischem Profil („Höhere Mädchenbildungsanstalt“) gekommen war, kam Adolf Hitler an die Macht, und diese Erinnerungen betreffen vor allem die häufigen Straßenumzüge mit Fahnen und Marschmusik – die ich sehr liebte –, die auf der „Kaiserstraße“ zu beobachten waren; diese wurde bald in „Ludendorffstraße“ umbenannt, einem General des 1. Weltkrieges, was rückblickend als militaristisches Programm des neuen Regimes gedeutet werden kann. Im Schulunterricht spielten Sport und jede Art von „Körperertüchtigung“ eine große Rolle, woran ich große Freude hatte und Sport- und Schwimmabzeichen erhielt. Die Werbung für die Mitgliedschaft in Jungmädels und BDM („Bund deutscher Mädchen“) nahm ich bzw. meine Eltern in

Kauf, obwohl mein Vater nicht in der NSDAP war und ich die BDM-Veranstaltungen kaum besuchte, da meine außerschulischen Betätigungen mit dem Besuch von Klavier- und Geigenstunden, Malstunden und privaten Sportveranstaltungen (Florettfechten, Reiten, Jiu-Jitsu) ausgefüllt und mir die politisch-reglementierten Massenveranstaltungen uninteressant waren. Ich erinnere mich, wie ich bei der Ummeldung von Chemnitz nach Königsberg/Preußen zur Frauenschule mit schlechtem Gewissen zur zentralen Kreisleitung (?) ging, weil mich dort keiner kannte.

Meine drei Jahre jüngere Schwester lernte Cello spielen und nahm Gesangsunterricht, und unsere gemeinsamen Hausmusikstunden beanspruchten einen großen Teil unserer Freizeit, bei der „Langeweile“ ein Fremdwort war. Diese außerschulischen Aktivitäten füllten neben den Schulpflichten gänzlich meinen jugendlichen Horizont aus, so daß die politischen Umbrüche und Entwicklungen dieser Zeit nach 1933 mein Bewußtsein nur am Rande tangierten und zunächst nur Lernstoff waren, während meine Schwester durch die Eltern ihrer Schulfreundin Hilde Melzer Kontakt zur „Bekennenden Kirche“ bekam und demzufolge schon frühzeitig oppositionell gesinnt war, z. B. ostentativ den Hitlergruß vermied.

Als wir in der Oberschule auch Unterricht in einem Fach „Rassenkunde“ bekamen, in diesen Jahren drei jüdische Mitschülerinnen, mit denen ich befreundet war, von der Oberschule verschwanden, ohne daß wir erfuhren, warum sie wegblieben, (nur von einer wurde bekannt, daß sie mit der Familie in Italien blieb), kam mir das Bedrohliche dieses Systems stärker ins Bewußtsein, und ich erinnere mich des Erschreckens, als mir meine Mutter auf einem Spaziergang bedeutungsvoll ankündigte, daß sie mir „Wichtiges“ zu sagen habe. Da fürchtete ich, daß ich evtl. erfahren würde, ich sei „jüdischer Abstammung“, denn unsere ganze Familie mütterlicherseits war dunkelhaarig mit braunen Augen und dinarischen Gesichtszügen, so daß ich – in der allgemeinen öffentlichen Hochschätzung blonder und blauäugiger Menschen – stets ein Minderwertigkeitsgefühl hatte. Sie eröffnete aber nur, daß mein Vater mehr als 20 Jahre älter sei als sie, was damals für ungewöhnlich galt!

Zu den Olympischen Spielen 1936 in Berlin hatten meine Eltern nur Karten für ein Fußballspiel (Italien – Deutschland) erhalten, was mich herzlich wenig interessierte; aber es gab uns die Chance, auf der großen Tribüne im Berliner Olympiastadium zu sitzen und den Trubel mitzuerleben. Mich interessierten mehr die Reitturniere und ich konnte im Film den tapferen Ritt über den Springparcours von Konrad von Wangenheim³ auf „Hella“ miterleben. Mein Vater kaufte auch einen Schmalfilm über diese Olympischen Spiele, den wir noch oft ansahen (s. u.).

In den ersten 4 Klassen der Oberschule war Frau Dr. Junge unsere verehrte Klassenlehrerin und lenkte vorwiegend meine Aufmerksamkeit und mein Verhalten – später fesselte vor allem mein Biologielehrer (Stdrt. Liebold) meine Interessen zu Naturbeobachtung – eine von Kindheit an ganz individuelle Neigung zur

³ Konrad von Wangenheim (1909–1953).

Tierbeobachtung und Lektüre von Tierbüchern, die mich zur „Leseratte“ machte. Möglicherweise stammte sie aus dem Erbstrom meines Vaters und dessen bäuerlicher Herkunft; denn für diese starke Affinität zu naturnahen ländlichen Berufen gab es in meiner großstädtischen Umgebung keinerlei Vorbild oder Anregung.

Sie bekam starken Auftrieb, als meine Großeltern Voigt mütterlicherseits aus Chemnitz aufs Land zogen, was ich damals (1932) als Erfüllung eines meiner Wunsches auffaßte. In einem Dorf (Gahlenz) bei Oederan bewohnten sie ein großes Grundstück mit Haus, wo sie Hund und Katzen, junge Ziegen und Schafe, Kaninchen und Geflügel hielten, die fortan meine liebsten Spielgefährten und bevorzugte Zeichenobjekte wurden. Fast alle Schulferien verbrachten meine Schwester und ich dort, wo meine Eltern das obere Stockwerk besaßen. Das bäuerliche Leben dieses Dorfes wurde mir sehr vertraut, ich half bei den Bauern der Nachbarschaft bei der Heu- und Roggenernte die Fuder beladen, die Gespanne zum Hof fahren, beim Kartoffeln aufnehmen und bei Arbeiten im Kuhstall. Mein Vater besaß eine 16 mm-Schmalfilmkamera (ein Geschenk meiner Mutter), und ich durfte sie von meinem 13. Lebensjahr ab hin und wieder benutzen. So filmte ich u. a. ein Amselnest, in dem neben dem Fenster unseres Kinderzimmers eine Amsel ihre Jungen aufzog, beobachtete das Anfliegen der Amsel Eltern und das Stopfen der weit aufgesperrten Schnäbel der Jungvögel, eines Tages auch den ersten Ausflug aus dem Nest.



Abb. 3: Gahlenz – Anwesen der Großeltern 1939 – v.l.n.r.: Olga Voigt, Käthe Trommer, Martha Voigt, Luis Voigt, Ilse Trommer

Wir besaßen natürlich auch einen Vorführapparat, und meine Eltern schenkten regelmäßig zu Festtagen Schmalfilme, Natur- und Unterhaltungsfilme, und das Vorführen dieser Filme wurde ein beliebter Spaß zu den Kindereinladungen unserer Geburtstage, so daß ich darin einige Geschicklichkeit erwarb. Die von meinem Vater gedrehten Filme von unseren Ferienreisen, von den Besuchen bei den Großeltern auf dem Lande, meine Reitversuche und von den Kinderfesten wurden oft zu eigenem Vergnügen und für Gäste vorgeführt und erfreuten noch meinen Mann nach unserer Verlobung (s. u.).

Die großen Schulferien verbrachten meine Eltern mit uns abwechselnd an der Ostsee, wo mir besonders noch Ahlbeck mit der langen Seebrücke in Erinnerung geblieben ist, von wo aus Segelbootsfahrten „auf stürmischer See“ unternommen wurden, sowie ein Aufenthalt in Sellin auf Rügen, wo sich an den Strand gleich die hohe Steilküste anschloß. Ebenso besuchten wir auch den Timmendorfer Strand. Die früheste Erinnerung verbindet mich mit Koserow auf Usedom, wo wir von einem Kindermädchen begleitet wurden. Diese See-Ferien blieben den ganzen Winter hindurch unsere ferne Sehnsucht und wir sammelten jedes Sandkörnchen aus Schuhen etc. und hoben es auf. In den dazwischen liegenden Jahren fuhren wir nach Oberbayern, wo wir Berchtesgaden oder Rottach-Egern kennen und erwandern lernten. Der Tegernsee ist mir noch in schöner Erinnerung, und von diesen Ferienreisen sammelten wir natürlich Stocknägeln von jeder Ausflugsstätte, die uns noch im späteren Leben auf Spazierstöcken begleiteten. Zu den durch Hitler stark geförderten kulturellen Einrichtungen gehörte das Festspielhaus in Bayreuth und Richard Wagner, die die „nordische Mythologie“ verherrlichten. Meine Eltern besuchten – angeregt durch die Eltern meiner Schulfreundin Hanna Ullmann (später verh. Stammberger) – die jährlich veranstalteten Wagner-Festspiele in Bayreuth und nahmen mich im August 1937 mit in „Lohengrin“, was großen Eindruck hinterließ, auch das Zusammensein der befreundeten Familien nach dem Festspiel im historischen Gasthaus „Eule“, wo ich zufällig neben meinem späteren Ehemann Wilhelm Jahn saß, denn die Mitglieder der Familie Jahn waren große Wagner-Verehrer. Eindrucksvoll waren schon die Vorbereitungen auf das festliche Ereignis, wozu ich ein neues langes Kleid erhielt und wobei ich die große Garderobe der Festspielbesucher bestaunte. Es hat mir immer leid getan, daß damals mein Schwesterlein, die eigentliche Wagnerverehrerin in unserer Familie, nicht mitfahren konnte, weil sie noch zu jung war.

Ein Jahr vor dem Abitur wurde mir das Geschenk einer großen Auslandsreise zuteil, als ich 1938 in den 5-wöchigen Sommerferien mit einem Schiff der HAPAG nach den USA reisen durfte. Meine Eltern brachten mich nach Hamburg, wo von Cuxhaven die „Hamburg“ in See stach. Allein schon diese Schiffsreise auf dem großen Passagierschiff war ein Erlebnis. Nach fünf Tagen Überfahrt – teilweise bei stürmischer See bis Windstärke 9 – erreichten wir den Hafen von New York und wurden ausgebootet. Es war eine Schüler-Gruppenreise in Begleitung eines Dresdner Gymnasiallehrers (Stdrt. Hesse) und wir fuhren in der 3. Klasse; sie kostete damals rund 850 RM für Schüler. Zu dieser Zeit reisten zahlreiche jüdische Passa-

giere aus Deutschland aus und emigrierten in die USA, mit denen es aufschlußreiche Gespräche gab.

In New York, wo wir eine Woche blieben, wohnten wir in einem modernen Hotelhochhaus.

Wir besichtigten täglich mit einem Bus die Sehenswürdigkeiten dieser Riesenstadt, in der es neben einer Negerkolonie auch eine deutsche Kolonie gab, in der deutsche Sprache und Kultur seit Generationen gepflegt wurde, und wo wir in Gespräche über die politischen Ziele der deutschen Regierung verwickelt wurden, die von unseren Gesprächspartnern kritisch beurteilt wurden. Schon damals wurde von einem bevorstehenden Krieg gesprochen. Leider weiß ich keine Einzelheiten darüber mehr. In der zweiten Sommerwoche hatten wir einen Landaufenthalt in Pennsylvanien, in einem „Camp Hilltop“ nahe Philadelphia, wo es auch Reitpferde gab (s.u.), in der dritten Woche erlebten wir Boston. Ein Photoalbum und ein kleines Tagebuch blieben als Erinnerung und der Eindruck, daß mir der „American way of life“ – eine gewisse Oberflächlichkeit der Lebenseinstellung – keinesfalls zusagte und keinen Wunsch hinterließ, wiederzukommen. Von Boston aus erfolgte die Rückreise auf der „Hansa“, ebenfalls einem Schiff der HAPAG. Diese Schiffe waren etwas kleiner als die damals größten Dampfer „Europa“ und „Deutschland“ der Konkurrenz-Gesellschaft, denen wir im Hafen begegneten. Die Rückreise bei strahlend-schönem Wetter endete in Bremerhaven, wo ich wieder von Eltern und Schwester erwartet wurde.



Abb. 4:
Reiterin
Ilse Jahn
(1939)



Abb. 5: Ilse u. Käthe Trommer (1932, Oel, P. Engel)

Ebenso intensiv wie die Musikausübung beschäftigte mich in der Schulzeit der Reitunterricht in dem Chemnitzer Reitstall Steiner, der meiner von Kindheit an gepflegten Pferde-
liebe entsprach, und die ihren Ausdruck in permanenten Pferdezeichnungen fand. Nun gehörte der Reitsport eigentlich nicht zu den Gepflogenheiten unserer bürgerlichen Gesellschaftsschicht, und meine Mutter drängte mich zunächst zum Tennisspielen und Schlittschuhlaufen, was mich

jedoch nicht fesselte. Den Durchbruch erzielte erst meine Schwester, deren Schulfreundinnen ritten, und die meine Eltern zur Einwilligung in den Reitunterricht brachte. Inzwischen hatte sich auch der Reitsport im Zuge der allgemeinen politischen Sportförderung zu einem „Volkssport“ entwickelt. So durfte schließlich auch ich 1937 diesen von Kindheit an erträumten Sport mit 15 Jahren ergreifen, und auf meiner Amerikareise ergriff ich die Gelegenheit, während des Aufenthaltes im Camp (s. o.) an Geländeritten auf Reitponys teilzunehmen.

Der Höhepunkt dieses Hobbys war ein Ferienaufenthalt im August 1939 in der Militär-Reit- und Fahrschule in Wermsdorf (Sachsen), wo außer Dressurreiten auch Geländereiten und Springreiten geübt wurde, ich Pferdepflege und Stallsäubern, Kutschpferde fachgerecht anspannen und Zweispänner fahren erlernte und schließlich das kleine Reitabzeichen erwerben konnte, da ich noch nicht 18 Jahre alt war.

In den letzten Schuljahren gewann unser Musiklehrer Dr. Gläsel größeren Einfluß, denn er gehörte einer Lebensreformer-Bewegung, der „Mazdaznan-Bewegung“ an, die – auf fernöstlicher Weisheit fußend – Fleischnahrung ablehnte und für eine vegetarische Küche mit Vollkornnahrung eintrat. Er schenkte mir Kochbücher, die auch meine Mutter begeisterten und noch lange nach 1945 (als

Dr. Gläsel an der Ostfront gefallen war) unsere Lebensweise prägten, z. B. indem wir Getreidekörner selbst schroteten und verbukten. Bis in meine gegenwärtigen Speisezubereitungen richte ich mich nach jenen Anleitungen (ohne mich dem Gesamtsystem des Mazdaznan anzuschließen).

Damit endete meine relativ unbeschwerte Jugendzeit und der „Ernst des Lebens“ sollte beginnen. Da man nicht alles im Gedächtnis behält, was sich vor rund 60 bis 70 Jahren zugetragen hat, soll hier ein Gedicht von meiner engsten Schulfreundin und Banknachbarin Käthe Bäckmann (geb. 1921) in Chemnitz folgen, die meinen Schulalltag acht Jahre lang begleitete:

Aus der Schule geplaudert...

*Verse machen, wie man weiß, kostet manchen Tropfen Schweiß.
Doch in diesem Falle hier scheint es ganz unmöglich mir,
auch nur einen Reim zu finden, über Illas Schulzeitsünden.
Denn was soll man schon berichten, welche Schandtaten bedichten,
wenn sie nie was ausgefressen, nie in der Schule nachgesehen,
nie die Lehrer ausgelacht, nie Schularbeiten nicht gemacht....
Doch halt, da fällt mir eben ein – wir wollen mal ganz ehrlich sein –
Ab und zu, ganz wunderselten, kams vor, daß Schulaufgaben fehlten.
Zwar, was man tun konnt, ward getan, schließlich sieht man's ja nicht an
Jedem Wort und jeder Zeile, ob man schrieb in großer Eile
Frech wie Oskar in der Pause, oder gut und brav zu Hause.
Wie aber so oft im Leben, einmal gelang dies nun daneben,
und es ward herausgefunden, daß man für die deutschen Stunden
nicht in dem Maße tätig war, wie es schließlich nötig war.
Und Fräulein Dr. Bornemann begann die Strafpredigt sodann,
fragt, warum, wieso, woher es eigentlich gekommen wär,
daß sie mit ihrem Lehrerblicke entdecken mußte eine Lücke
in dem Wissen von der Ilse?‘ eine präzise Antwort will'se!
Illa überlegt nicht lang – Kinder, mir wird's heut noch bang,
wenn ich denke, wie mit Schneid, ich hatte eben keine Zeit'
dies sonst so tugendhafte Kind, seine Lehrerin ansingt. –
Zwar soll hoch die Wahrheit leben, zwischen uns soll's Klarheit geben,
aber ich glaub, ganz so ehrlich ist ein bißchen zu gefährlich!*

*Daß man uns von Kunst berichte, gibt's in der Schule Kunstgeschichte,
wo man uns an Hand von Bildern wollte viele Dinge schildern.
Ich sage mit Absicht, ‚wollte‘, denn nicht immer war's, wie's sollte,
weil die Klasse – kann man's fassen – den Lehrer schön hat reden lassen,
auf daß der Spruch zur Wahrheit werde, den ich von bösen Menschen hörte:
‚Viele dösen, einer spricht, sowas nennt man Unterricht!‘
Ilse hat – das muß man sagen – sehr nett die Stunden totgeschlagen,*

weil sie nämlich eine Herde malte vieler schöner Pferde:
 eins, das frißt und eins das schläft, eins ins Buch und eins ins Heft,
 eins das kniet und eins das säuft, eins, das auf grüner Weide läuft,
 und so weiter, immer beiter ging das Pferdemaßen weiter,
 bis dann alles voller Pferde, wie gesagt, ne ganze Herde.
 Doch, da erblickte Ilse plötzlich in dem Buch, nein, wie ergötzlich,
 ein Bild, auf dem zu sehen war, ein steingemeißelt Menschenpaar;
 doch hatten diese armen Tröpfe auf ihren Hälsen keine Köpfe.
 Mitleid packte Ilse da, als sie so viel Unglück sah,
 und da sie nun mal im Schwung, malt sie mit Begeisterung
 der steinern Frau und dem steinernen Mann zwei schöne Pferdeköpfe an! –
 Als die Stunde totgeschlagen, wurden wieder fortgetragen
 All die Bücher froh und munter, denkt mal, nun ist eines drunter,
 das – wenn's jemand andres findet –, macht, daß er sich vor Lachen windet.
 Hier fragt man, glaub ich, sich umsonst, wo bleibt die Ehrfurcht vor der Kunst?'

In unserm Landheim war es Brauch, daß man früh und abend auch
 Ehrfürchtig zur Fahne geht, dort still wie ein Denkmal steht,
 und alsdann – wie sich's gehört – täglich brav die Fahne ehrt.
 Einmal aber – s'war zur Nacht – wurde, denkt mal an, gelacht,
 als man bei der Fahne stand. Ist denn das nicht allerhand?
 Ilse mußte kommandieren, sollte uns zur Fahne führen.
 Weil sie nicht ganz sicher wußte, wie man Kommandos geben mußte,
 fragte sie, es war ihr Glück, deshalb mal bei mir zurück.
 Und ich gab ihr diesen Rat: beim Antreten früh und spät
 Mußt Du, dann wirkt es auch echt, schärfstens tadeln, was noch schlecht,
 so zum Beispiel: 'Christa, bitte, rück noch ein Stückchen nach der Mitte!
 Ein Stückchen vor, das linke Bein!' So ähnlich wird's dann richtig sein.
 Von guten Ratschlägen beglitten, kam die Ilse angeschritten.
 Und plötzlich, als man sich schon freute, wie prima alles klappte heute,
 sagt doch die Ilse zu den Kindern: 'Etwas zurück bitte die Hintern!'
 Natürlich meint sie, die hinten stehen, die sollten etwas zurücke gehen.
 Aber ach, wer denkt daran? Alles fängt zu gieren an,
 und ganz erstaunt noch vor uns stand, Ilse, unser Kommandant! –
 So was paßte gut und fein in ein bessres Witzblatt rein!

Doch zugleich mit diesem Witz erlischt jetzt auch mein Geistesblitz:
 Hab ich mich nicht sehr gequält und Euch Sachen hier erzählt,
 die umsomehr interessant, weil vielleicht nicht sehr bekannt!
 Wiederholend muß ich sagen, Ilse hat sich stets so gut betragen,
 daß man sich wirklich wundern muß hier an des Gedichtes Schluß,
 daß, was hier steht, wirklich alles, was man von Illa bestenfalles
 noch als Streich bezeichnen kann. Nehmet Euch ein Beispiel dran!''

Dieses Gedicht wurde von meiner Schulfreundin an meinem Hochzeitstag am 12. August 1942 in Chemnitz vorgetragen und enthält natürlich für die Ohren meines Mannes und unserer Hochzeitsgäste mehr Lob als Tadel.

Es gehört aber zeitlich durchaus noch in dieses Kapitel, wenngleich zunächst mein Versuch, eine Berufsausbildung zu beginnen, geschildert werden muß.

3 Die ersten drei Jahrsiebente. 1939–1943: Die Berufswahl und die Eheschließung

Als im September 1939 der 2. Weltkrieg begann, wurde der reguläre Schulunterricht eingestellt, da unser Schulgebäude nicht mehr beheizt werden konnte.

Den Oberklassen wurde nahegelegt, sich für den Kriegshilfsdienst zu verpflichten mit dem Versprechen, das Abitur ohne die Prüfungen zu erhalten, was über die Hälfte unserer Klasse befolgte. Meine Eltern – Mitglied des Elternbeirates – waren strikt gegen diese Maßnahme und bestanden auf einem vorschriftsmäßigen Abschluß, so daß für nur sechs Schülerinnen unserer Klasse der Unterricht in provisorischen Unterrichtsräumen im noch beheizten städtischen Naturkundemuseum diesen Winter hindurch weitergeführt wurde.

Nachdem ich im März 1940 die Abiturprüfungen dort regulär bestanden hatte, fiel mir die Wahl eines Berufszieles schwer – zu vielseitig waren meine Interessen und Wünsche, und meine Eltern ließen mir völlig freie Entscheidungen. Ich schwankte zwischen dem Wunsch, eine Kunsthochschule (Dresden) zu besuchen oder ein Biologiestudium aufzunehmen. Zunächst besuchte ich auf Wunsch meiner Eltern aber nach freier Wahl eine Landfrauenschule des Reifensteiner Verbandes (Bärwalde bei Königsberg in der Neumark, heute Polen), die auf bäuerliche Berufe zugeschnitten war und auch Tierzucht und Milchverarbeitung beinhaltete, aber auch alle Voraussetzungen für eine Haushaltsführung (Kochen etc.) vermittelte und mir viele Anregungen für mein späteres Leben gab. Bis zur Gegenwart nutze ich die damals notierten Kochrezepte, die kriegsbedingt mit sparsamen Zutaten auskamen. Aber viele der „Sparrezepte“ waren von heute aus betrachtet „gesunde Kost“, zumal sie viel Vegetarisches enthielten und eine schonende Zubereitung hatten, was der Methode des von Herrn Dr. Gläsel übernommenen „Masdaznan“ ähnelte.

In der Landfrauenschule wurden enge Freundschaften begründet, die nach dem Krieg wieder auflebten (s. u.). Zu dieser Zeit sagte die Schule mir aber wegen des internatnmäßigen Betriebes wenig zu, so daß ich nur ein halbes Jahr im Sommer 1940 dort blieb und eigenmächtig den Entschluß zur vorzeitigen Beendigung faßte. Inzwischen hatte ich mich entschlossen, Biologie zu studieren, wofür der Besuch des Reichsarbeitsdienstes eine Voraussetzung war. Diesen leistete ich ebenfalls in der Neumark ab, wo ich polizeilich gemeldet war, und wurde nach Lagow überwiesen, einem romantischen, von Johannitern gegründeten Städtchen an einem großen See östlich von Breslau, mit einer Burganlage. Wir waren in einer Ju-

gendherberge untergebracht und von dort aus im Herbst 1940 in den benachbarten Dörfern zum Arbeitseinsatz verteilt. Ich hatte das Glück, im ersten Vierteljahr in die Schloß-Gärtnerei eingewiesen zu werden, wo ich unter anderem Kränze binden lernte, die Gewächshäuser betreuen mußte und Blumen aufs Schloß zu liefern hatte. Advents- und Weihnachtszeit mit dieser Gärtnerfamilie Härtel, die die Einwohner mit Adventskränzen zu beliefern hatte, und das Schlittschuhlaufen auf dem zugefrorenen See, gehören zu den schönsten Erinnerungen dieses ersten Kriegsjahres, dessen Ernst mir noch nicht voll erlebbar war, wenngleich die Kontakte mit den Soldaten einer im Nachbarort stationierten berittenen Artillerietruppe uns hätten mahnen können.

Erste Studienzeit und Eheschließung

Die Wahl der Universität Jena war vermutlich bedingt durch Einflüsse im Elternhaus.

Mein Vater besaß als „Freigeist“ Ernst Haeckels populäre Schriften; ich erinnere mich der „Welträtsel“, die mich begeisterten, und der „Kunstformen der Natur“, die mich anregten. So fiel für mich die Wahl auf die Universität Jena, wo ich die bedeutenden Hochschullehrer Otto Renner (1883–1960) und den Moosspezialisten Theodor Herzog (1880–1961) in Botanik hörte, Victor Franz (1883–1950), Hans Hoffmann (1896–1946) und Eduard Uhlmann (1888–1974) in Zoologie, Gerhard Heberer (1901–1973) in Allgemeiner Biologie. Besonders letzterer begeisterte mich durch seine enthusiastisch vorgetragenen „neuen Erkenntnisse“ über Synthesen von „Chromosomentheorie“ und „Abstammungslehre“, wofür er „neuestes“ Demonstrationsmaterial – Mikrophotos aus dem Forschungslabor von Carl Zeiss – vorzeigte.

In dem überzeugenden Vortrag über die Abstammung des Menschen von tierischen Vorfahren fühlte er sich in der Tradition Ernst Haeckels und bezog historische Erörterungen in seine Vorlesung ein. Indessen kann ich mich keiner rassenpolitischen Propaganda in den Vorlesungen erinnern, oder sie wurde (da sie schon Schullernstoff war) von mir nicht als wissenschaftlich relevant reflektiert. Aber sie hätte – massiv vorgetragen – den positiven Eindruck von Heberers Lehrveranstaltungen mit Sicherheit geschmälert. Schon die in der Schulzeit erlebte Judenverfolgung 1937, die eine meiner engsten Schulfreundinnen Ingrid Kramer und Geschäftsfreunde meines Vaters mitbetrifft, und der Brand der Synagoge in unserem Wohngebiet hatten emotional negative Eindrücke hinterlassen. Mein Vater war „Freigeist“ und als selbständiger Kaufmann und Skeptiker unabhängig und nicht genötigt, der NSDAP beizutreten. Auch die Gespräche mit den Emigranten auf der Schiffsreise blieben nicht ohne Eindruck, da deren Voraussage auf einen Krieg sich bewahrheitet hatten.

Die Zoologievorlesung des Ordinarius Victor Franz hinterließ keinen so nachhaltigen Eindruck wie seine „Vogelstimmen-Exkursion“ früh 5 Uhr im Jenaer

„Paradies“ oder seine Führungen im Ernst-Haeckel-Haus, deren Direktor er war, mit historischen Exkursen über Goethe als Naturforscher.

Während Heberer und Franz parteipolitisch aktiv waren und der SA angehörten, hin und wieder auch in Uniform die Vorlesungen hielten, machte Otto Renner aus seiner oppositionellen Haltung keinen Hehl und streute entsprechende kritische Bemerkungen in seine Vorlesungen ein. Auch er behandelte in Botanik Goethes Wirken in Weimar – Jena ausführlich, was bei mir starken Eindruck hinterließ und häufige Besuche in Weimar veranlaßte.

Der Beginn des ersten Studienjahres in Jena ab April 1941 zeigte dann schon den Ernst der Zeit auch in der Heimat, da fast keine männlichen Studenten in den Vorlesungen saßen und der Dozent uns anzureden pflegte: „Meine Damen und mein einer Herr“ – den Teilnehmer in Uniform!

Das Studienjahr war damals in Trimester eingeteilt, und ich hatte viele Fächer belegt, außer Botanik und Zoologie auch Chemie, Physik, Literatur, Musik und Plastisches Gestalten. Es gab keine Studienberatung, und so wählte man eben nach seinen Interessen aus, meist viel zu viele Stunden. Die Zeiten zwischen den Trimestern waren für „Kriegshilfsdienst“ vorgesehen, der in dem Jenaer Betrieb Schott & Co. abgeleistet wurde, der das „Jenaer Glas“ herstellte und unsere Hilfeleistung mit dem Geschenk von Glaswaren belohnte. Lehrreich, einen Produktionsbetrieb kennenzulernen!

Am meisten begeisterten mich allerdings die Musikvorlesungen „für Hörer aller Fakultäten“, die alle Beethovensonaten mit Klavierbeispielen behandelten. Bald meldete ich mich bei Professor Rudolf Volkmann (1889–1947) auch für private Klavierstunden an, da mir meine Eltern bei der Miete einer Studentenbude („an der Westschule“) vorsorglich ein Klavier gemietet hatten. In der Nähe dieser Studentenwohnung (in der „Bismarckstr. 3“) wohnte auch dieser Professor (Sedanstr. 16), und bald wurden die Klavierstunden bei ihm der wichtigste Inhalt meines „Studiums“ wie überhaupt das Musikleben Jenas.

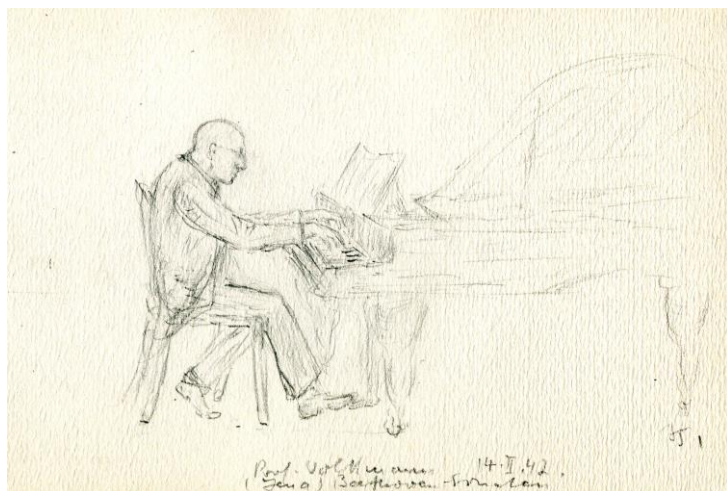


Abb. 6: Ilse Trommer, Skizze 1942 von Prof. Volkmann

Denn Professor Volkmann war auch Organisator des Jenaer „Akademischen Konzerts“ und Gastgeber berühmter Solisten wie Elly Ney⁴, des Cellisten Enrico Mainardi⁵ und Georg Kulenkampff⁶, des Violinvirtuosen, die ich dann nach ihren Konzerten privat kennenlernte. Außerdem war er Stadt-Organist (Univ.-Organist?) und erteilte Orgelunterricht in der kleinen „Kollegien-Kirche“, bei deren altertümlichen Orgel die Register noch per Hand gezogen werden mußten. Dort durfte ich auch außerhalb des Unterrichts allein spielen, wozu ich den großen Torschlüssel beim Universitätspförtner abholen mußte. Die Kirche wurde nicht mehr für Gottesdienste genutzt; diese fanden in der großen Stadtkirche statt, wo ebenfalls Professor Volkmann Orgel spielte und wobei ich registrieren durfte.

Ebenfalls zu den Lehrangeboten für alle Studenten gehörten Anleitungen zum Plastizieren mit Ton durch eine Bildhauerin Bergemann-Könitzer⁷, durch deren Vermittlung die Schüler auch Material wie Ton und Gips erhalten und nach Hause mitnehmen konnten. So konnte ich nach meiner Heirat meine kleine Tochter in Ton modellieren. Die erlernten künstlerischen Fertigkeiten verhalfen mir nach Kriegsende zu einem neuen Berufsanfang.

Die längeren Ferienwochen nach dem dritten Trimester verbrachte ich zu Hause in Chemnitz, wo ich die letzten Symphoniekonzerte der Wintersaison genießen konnte. Dort wurde eine Bekanntschaft wiederbelebt, die für mein weiteres Leben entscheidend wurde: Die Abonnementsplätze meiner Eltern befanden sich neben denen eines jungen Mannes und seiner Mutter, der sich eifrig als „Dr. Jahn“ vorstellte, sich in den Pausen an meine Fersen heftete und bald auch nach Hause begleitete. Uns verbanden die gemeinsamen Interessen für Musik, wie auch für Malerei, und es stellte sich heraus, daß wir uns schon 1937 bei einem Besuch der Wagner-Festspiele in Bayreuth kurz kennengelernt hatten, da unsere beiden Familien Richard Wagner verehrten, besonders meine Schwester (s. o.).

Eines Sonntags vor Ende meiner Ferienzeit stattete er meinen Eltern einen förmlichen Besuch ab und hielt schließlich um meine Hand an. Da er 15 Jahre älter war als ich und als Mitinhaber eines bekannten Chemnitzer Bankgeschäftes (Metzner & Co) ein sicheres Einkommen hatte, erhoben sich keine Bedenken, und wir verlobten uns offiziell am Ostersonntag des Jahres 1942. Zunächst aber kehrte ich für das neue Trimester nochmals nach Jena zurück, denn der Abschied vom Studium und vor allem vom Musikleben Jenas und Prof. Volkmanns fiel mir nicht leicht, und so schnell konnte ich mich nicht an den Gedanken gewöhnen, nunmehr eine Zukunft als „Hausfrau“ vor mir zu haben. Zum Pfingstfest 1942 besuchte mich Wilhelm Jahn (1906–1945) in Jena, und er plante schon bald eine Hochzeit in Chemnitz und die Einrichtung einer eigenen Wohnung, die im Hause seiner Mut-

⁴ Elly Ney, Pianistin (1882–1968).

⁵ Enrico Mainardi, Cellist (1897–1976).

⁶ Georg Kulenkampff, Violinvirtuose (1898–1948).

⁷ Marta Josefine Anna Elisabeth *Bergemann-Könitzer*, *Bildhauerin* (1874–1955).

ter (Weststraße 3) ausgebaut werden sollte – mir zunächst eine ganz fremde Vorstellung!

Schweren Herzens exmatrikulierte ich mich von der geliebten Universität und nahm Abschied von Professor Volkmann und seinem Musikleben, hielt aber diese Verbindung noch lange bis zu seinem Tod (1947) aufrecht.



Abb. 7: Hochzeit

Am 20. August 1942 fand die Trauung in der Chemnitzer Paulikirche statt, der sich eine kleine Feier im Gesellschaftshaus der „Casino-Gesellschaft“ anschloß, der mein Mann angehörte, und mit Hilfe meiner Eltern begann ich, die kleine Dachwohnung im Hause meiner Schwiegermutter Weststraße 3 und unter deren kritischen Blicken einzurichten. Durch den Besuch der Frauenschule war ich ja bestens vorbereitet, einen eigenen Haushalt zu führen! Aber in der Praxis ist ja doch alles anders. Meine Schwiegermutter hatte allerlei aussetzen und unterbreitete ihre Kritiken täglich meinem Mann, was

das Einleben nicht eben erleichterte. Zudem brachten er und sein Freundeskreis wenig Verständnis für meine biologischen Interessen auf, sondern belegten diese manchmal mit Spott. Stattdessen suchte er mich für seine umfangreiche Grafiksammlung der Romantiker – von Ludwig Richter bis Adolf Menzel – zu begeistern, die er damals zu katalogisieren begann, eine Arbeit, die ich dann nach seiner Einberufung fortzusetzen versuchte. Diese Liebe teilte er mit dem Seelsorger seiner Familie, Pfarrer Hofmann von der St. Pauli-Kirche, der uns getraut hatte und ebenfalls Grafik-Sammler war; durch diesen war er zu dem Hobby gekommen.

Diese Sammlung, für die ein besonderer Sammlungsschrank in dem schönen Jugendstil-Arbeitszimmer aus hellem Eichenholz angefertigt worden war, erhielt Isolde bei meinem Umzug in die Einraumwohnung (2002 ins Christophorus-Haus).

Das erste Ehejahr

So klein unsere Wohnung auch war, sie hatte außer dem Arbeitszimmer meines Mannes mit seinem großen Sammlungsschrank auch ein kleines Musikzimmer mit einem neuen Klavier, dem Hochzeitsgeschenk meines Mannes. So konnten wir in der neuen Konzertsaison sogar den Violinsolisten Georg Kulenkampff, der in einem der Symphoniekonzerte in Chemnitz gastierte und den ich aus Jena kannte (s. o.), zu einem Hauskonzert in unsere Wohnung (Weststraße 3) einladen! Obwohl wir uns im dritten Kriegsjahr befanden, war noch nicht der „totale Krieg“ unter Einbeziehung der Heimat erklärt worden, so daß das Konzertleben noch nicht zum Erliegen gekommen war, was in der Rückerinnerung fast unglaublich erscheint.

So erlebte ich das erste Vierteljahr meiner Ehe mit vielen neuen Anregungen, aber auch zwischen zwei dominierenden Elternhäusern, die im „Wettstreit“ um unsere „Betreuung“ konkurrierten, während sich bereits Zeichen einer Schwangerschaft mit den Anzeichen einer häufigen Depression bei mir zeigten. In dieser Zeit stand mir meine Schwester oft zur Seite, die guten Kontakt zu meiner Schwiegermutter hatte, sowohl durch ihre kirchlichen Bindungen, als auch durch die Wagner-Verehrung, während ich damals keine engen konfessionellen Bindungen hatte und mit eher naturwissenschaftlich-materialistischer Gesinnung keine Berührungspunkte hatte. Nur die musikalischen Interessen, denn meine Schwiegermutter spielte hervorragend Klavier (Flügel).

Diese ersten drei Jahrsiebente waren noch stark geprägt durch Atmosphäre und Anregungen meines Elternhauses, wenngleich ich selbst stets nach größter Selbständigkeit strebte und mich deshalb für die möglichst weit vom Elternhaus entfernte Frauenschule nahe der damaligen polnischen Grenze entschieden hatte, die bald im Verlauf des Krieges als Lazarett konfisziert wurde. Meine damaligen Mitschülerinnen, die aus der Neumark, Breslau oder Stettin stammten, mußten später fliehen und siedelten sich in Köln und Hamburg an. Sie nahmen bald nach 1945 mit mir wieder Verbindung auf und hielten bis zur Gegenwart die Freundschaft aufrecht, z. B. Hannelore Wöhlermann (1922–2011) oder Rosemarie Nitzsche (1921–2006), eine Freundin aus Sachsen von einem großen Gut in Pitschütz bei Lommatzsch, die unserer Familie seit Juli 1945 durch Lebensmittelsendungen das Überleben sicherte, bis die Enteignung auch sie erfaßte (1947). Ihre Eltern gewährten mir und Klein-Isolde in den ersten Nachkriegsjahren manch erholsamen Urlaubsaufenthalt und mir mit ihrer Tierwelt reizvolle Objekte zum Malen.

4 Das vierte Jahrzehnt. 1943–1950

*Es ist nicht gut, wenn sich ein Wunsch vollendet:
das vollgeschriebne Blatt wird umgewendet.
(Quadsî, nach A. Schimmel)*

Das Erlebnis der Mutterschaft und der Abschied von meinem Mann

Mit Beginn des Jahres 1943 ergriff meine Mutter die Initiative zur Veränderung meiner Situation und organisierte im Februar 1943 unseren Umzug aus der kleinen Dachwohnung in eine geräumige 5-Zimmer-Wohnung im Haus meiner Eltern, was die Spannungen mit meiner Schwiegermutter nicht eben verringerte. Mein Mann stimmte jedoch dem Wechsel zu, da mir nunmehr auch die Hilfskräfte meiner Eltern und meine Schwester zur Seite standen, die den Ausgleich schuf.

Inzwischen hatte mein Mann einen Einberufungsbefehl für 1. Juni 1943 erhalten, den er nicht, wie alle Jahre vorher, abbiegen konnte oder wollte; seit er berufsbedingt als „unabkömmlich“ eingestuft war, sträubte sich sein männlicher Stolz gegen diese Zurückstellung, da alle seine Freunde beim Militär waren. Inzwischen war die Schlacht um Stalingrad verloren und die Lage an der Ostfront war wohl kritischer, als wir in der Heimat erfuhren. Zwar hatte es nach Eintritt der USA in den Krieg schon Bombenangriffe im Rheinland und in Hamburg gegeben, aber wir waren noch verschont, und die uns zukommenden Nachrichten waren mangelhaft – wenngleich meine Eltern heimlich mit vielen Vorsichtsmaßnahmen den Londoner Rundfunk zu hören suchten.

Als am 9. Juli 1943 unsere kleine Tochter zur Welt kam, erfuhr dies mein Mann während seiner Schnellausbildung in einer Kaserne in Meißen, konnte jedoch erst ein Vierteljahr später Urlaub bekommen, um an der Taufe am 31. Oktober 1943 teilnehmen zu können. Auf Grund der Wagner-Verehrung unserer beiden Elternhäuser und unserer ersten Bekanntschaft in Bayreuth (s. o.) lag es nahe, unsere Tochter „Isolde“ zu nennen.

Vor Ende des Jahres 1943 erfuhren wir, daß Wilhelms Abtransport an die Ostfront bevorstand, und so begleitete mich meine Mutter zur Abschiedsfahrt nach Meißen mit Klein-Isolde, die damals noch gestillt wurde. Anfang 1944 erlebten auch wir Chemnitzer vereinzelt Bombenangriffe auf die Stadt, die Dresden und den östlichen Frontgebieten galten.

Stundenlang verbrachten wir nun mit Sack und Pack im Luftschutzkeller, verdunkelten unsere Zimmerfenster und lauschten besorgt auf die Luftschutz-Sirenen.

Da entschloß ich mich, mit Klein-Isolde weg aus der Großstadt aufs Land zu meinen Großeltern überzusiedeln. In dieser Zeit konzentrierte sich meine Tätigkeit ausschließlich auf die Betreuung und Erziehung meines Kindes, dessen allmähliche Entwicklung in den ersten Lebensjahren ich mit großer Hingabe erlebte und mit Zeichenstift und Pinsel sowie als Tonplastik in allen Lebensäußerungen festhielt.

Es war für mich wie der Beginn eines ganz neuen Lebens. Auch allerlei Getier meiner Großeltern begann ich wieder zu malen und zu zeichnen.



Abb. 8: Letzter Besuch u. gemeinsames Foto in Chemnitz (siehe Anm. 9)

Nach Pfingsten 1944⁸ blieb die Post meines Mannes⁹ von der Ostfront aus, und meine Schwiegermutter verstarb im August 1944, so daß deren großer Haushalt in der Weststr. 3 aufgelöst werden mußte, was bis zum Folgejahr verschoben wurde.

Von Gahlenz aus erlebten wir im Februar 1945 die Großangriffe auf Dresden und auch auf Chemnitz, sahen den geröteten Nachthimmel und hörten die Bombengeschwader über uns hinwegfliegen. Bei einem der Angriffe wurde auch das Haus meiner Schwiegermutter in der Weststraße getroffen und der

größte Teil der wertvollen Einrichtung verbrannte, auch der große Flügel im Musiksalon. Erst nach Beendigung des Krieges konnte ich dort die Überreste sehen und bergen. Das waren die vielen Kisten mit kostbarem Porzellan und Tafelsilber, die unversehrt im Keller erhalten geblieben waren.

Im Dorf Gahlenz, zwischen Oederan und Freiberg, erlebte ich in den letzten Kriegswochen die Flüchtlingsströme aus Dresden und dem Osten, sowie Reste der fliehenden deutschen Armeen aus dem Süden, die aus der Tschechei in der Heimat Zuflucht suchten und sich bei den Bauern versteckten. Mit dem kleinen „Volksempfänger“ hörten wir nur die spärlichen Nachrichten deutscher Sender über die Kriegsergebnisse. Bald zogen auch Teile von russischen Truppen durch unser Dorf und requirierten Verpflegung. Aus Angst vor ihnen, denen deutsche Greuelpropaganda Schlimmes nachsagte, floh ich nachts mit Klein-Isolde mit Decken und Kissen aufs Feld, denn es war noch recht kalt. So entschloß ich mich bei Waffenstillstand am 8. Mai sofort, mit dem Kleinkind auf dem Fahrrad zurück in die Stadt nach Chemnitz zu fahren, wo ich mich sicherer fühlte. Ich habe keine schlechten Erfahrungen machen müssen. Über Oederan, Flöha, Niederwiesa erreichte ich glücklich unbehelligt Chemnitz, vorbei an lagernden russischen Truppenteilen, die mir ein spöttisches „eil‘ ,ittler“ nachriefen.

⁸ Pfingsten 1944 war Ende Mai (28./29.05.).

⁹ Mein Vater kam Anfang Mai 1944 zu einem kurzen Urlaubsbesuch nach Hause, um dienstliche Fragen zu regeln. Danach ist sein letzter zu Hause angekommener Brief datiert am 15. Juni 1944.

Da in den letzten Tagen vor Kriegsende keine Telefonverbindung mit Chemnitz mehr existierte, wußte ich nicht, was mich dort erwartete. Die gesamten Vorstädte wie Hilbersdorf, die Innenstadt und auch die vertrauten Häuser auf der Kaßbergauffahrt brannten noch oder waren nur rauchende Trümmer, so daß ich mit Herzklopfen die Weststraße entlang bis zu unserem Wohnhaus fuhr, das zwar noch stand, aber ohne Fensterscheiben, so daß die Bewohner noch im Keller hausten oder in Nachbarhäusern Zuflucht fanden. Auch meine Familie war „ausgelagert“ und wohnte bei Freunden, Familie Melzer in der Barbarossastraße. Als ich mit dem Fahrrad vor unserem Haus ankam, traf ich nur meine Schwester und meinen Vater an, die tatkräftig aufräumten, da in den letzten Tagen des Beschusses durch die vor den Toren der Stadt zum Stehen gekommene amerikanische Armee die Fenster und Türen durch Luftdruck zerstört und die Inneneinrichtungen beschädigt waren. Bei den Freunden in der Nachbarschaft fanden auch wir vorübergehend Aufnahme, bis wir unser Haus wieder bewohnen konnten. Was meine Eltern und meine Schwester in diesen Tagen geleistet haben, ist zu bewundern! Klein-Isolde hatte sich offenbar auf dieser abenteuerlichen Radfahrt erkältet und fieberte, so daß ich mit der Sorge um sie beschäftigt war. Alle Lebensumstände waren in diesem Provisorium ja mühsam. Zu erinnern ist auch daran, daß ja die Wasserzufuhr gestört war und meine Schwester mit Handwagen und Wannen täglich zu den nächsten intakten Hydranten fuhr! In diesen Maitagen war die Stadt Chemnitz quasi „Niemandland“, da weder die russische noch die amerikanische Armee die Stadt besetzten. Wir wußten nicht, was uns bevorstand, da wir keine Ahnung von der Vereinbarung der Aliierten über die geplante Aufteilung Deutschlands in 4 Besatzungszonen hatten. Erst als sich die amerikanischen Truppen aus den südlichen Vororten zurückzogen und die sowjetischen Truppen in Chemnitz einmarschierten, begriffen wir, daß wir unter sowjetische Besatzung kamen. Da mein Vater besorgt war, daß evtl. russische Soldaten seinen reichhaltigen Weinkeller entdecken und sich betrinken würden, verschenkte er alle seine guten Mosel- und Rheinweine an Nachbarn, um uns Frauen nicht der Gefahr von Vergewaltigungen auszusetzen. Da unser Mietshaus jedoch kein lohnendes Objekt für eine Einquartierung war – im Gegensatz zu den Einfamilienhäusern unserer Freunde am Stadtrand, z.B. von Ullmanns (Stammbergers) – blieben wir verschont bis auf kurze Besuche von Offizieren, die sich freundschaftlich mit Klein-Isolde beschäftigten. So bewahrheitete sich das Gerücht, das diesen Besatzungen vorseilte, daß die russischen Soldaten besonders freundlich den Kindern entgegenkamen, ihnen Schokolade und anderes schenkten.

Kunstschaffen als Malerin und Grafikerin in Chemnitz und erste Begegnung mit Anthroposophie und Christengemeinschaft

Unsere Wohnung war bald wieder bewohnbar und hatte ihre vertraute Gemütlichkeit; so besuchten uns Bekannte aus unserer Straße, deren Häuser stärker beschädigt waren. Vor allem hatten wir häufig den Besuch eines bekannten Bildhauers Emil Mund (1884–1954), dessen Frau Milly Stephan-Mund eine Opernsängerin und Gesangspädagogin war, bei der meine Schwester Gesangsunterricht genommen hatte. Herr Mund unterstützte meine bildkünstlerischen Versuche, mit Ton zu plastizieren, und es entstanden kleine Plastiken meines Kindes und kleiner Tiere. Außerdem begann ich Porträts zu zeichnen und Tierdarstellungen für einen Kinderbuchverlag und Lehrmittel für das „Institut für Stimm- und Sprachpflege“ anzufertigen, in der meine Schulfreundin Sonja Langer (geb. 1922)¹⁰ arbeitete. Dieses neuartige Lehr- und Forschungsinstitut von Georg Zöppel (1892–1963) bot mir auch durch Sprachübungen und eine neuartige Sprechtechnik, die vor allem für Lehrer angeboten wurde, endlich Hilfe und definitive Heilung für meine permanente Heiserkeit (s. Kap. 1), so daß ich auch die damit verbundenen Hemmungen überwand. Das schuf eine wichtige Voraussetzung für die spätere umfangreiche wissenschaftliche Vortragstätigkeit. Meine Schulfreundin Sonja Langer leitete nach dem Tod von Georg Zöppel bis 1982 als stellvertretende Direktorin dieses einzigartige Chemnitzer Institut, das später der Volksbildung unterstellt war. Nach der „Wende“ verlor es sein einmaliges Profil.

Viele der Tierzeichnungen und Bauernhofmotive fertigte ich auch während meiner Aufenthalte auf dem Gut meiner Freundin von der Landfrauenschule, Rosemarie Nitzsche¹¹, in Pitschütz bei Lommatzsch an (s. o.), deren Familie uns bereits in den ersten Monaten nach Kriegsende mit Lebensmitteln versorgte (z. B. schon im Juli 1945 einen Sack Kartoffeln nach Chemnitz schickte!) und nun auch für den ersten „Absatz“ meiner Werke sorgte.

Ich hatte noch eine Atelierausbildung bei dem Chemnitzer Kunstmaler Carl Lange (1884–1956) absolviert, den mein Vater mit Aufträgen unterstützt und der meine Mutter porträtiert hatte. Er leitete mich in der Technik der Ölmalerei, des Grundierens und der Pinselführung an.

¹⁰ Sonja Langer (1922–2017), gründete 1991 die erste Gruppe der „Grünen Damen“ im *Zeisigwaldklinikum* in Chemnitz.

¹¹ Gest. 2006.



Abb. 9: Frau am Spiegel. Zeichnung für die Mittelsächsische Kunstausstellung

Mit seiner Vermittlung meldete ich mich nach 1945 als freischaffende Kunstmalerin und Grafikerin an und wurde 1946 Mitglied in der Gewerkschaft „Kunst und Schrifttum“, später im „Verband bildender Künstler“, dessen Vorsitzender Bildhauer Emil Mund war. So konnte ich 1950 auf der 5. Mittelsächsischen Kunstausstellung eine Aktzeichnung in Rötelfarbe ausstellen. Auch benötigte man zum Erhalt von Lebensmittelkarten den Nachweis einer beruflichen Tätigkeit, ebenso für den Bedarf eines Arbeitszimmers, denn unsere Wohnungen waren für das Arbeitsamt viel zu groß. Deshalb hatten

bereits sowohl meine Eltern als auch ich je zwei Zimmer für Flüchtlingsfamilien aus Schlesien abgetreten. Mit diesen tauschten wir nach 1945 unsere Zimmer und ich zog definitiv mit Isolde in die Wohnung meiner Eltern.

In dieser Zeit malte ich viel auch für Isolde und gestaltete für sie ein selbstgezeichnetes und gedichtetes Märchenbuch. Denn das Märchenerzählen nahm in meiner Erziehungsarbeit einen großen Raum ein. Das setzte ich später auch noch von Jena aus fort, so gut es ging.

In den ersten Nachkriegsmonaten mit permanentem Nahrungsmangel suchte meine Mutter mit Hilfe ihrer Eltern in Gahlenz (s. Kap. 2) von den benachbarten Bauern Nahrungsmitteln einzutauschen, indem auf die im Garnlager meines Vaters noch vorhandenen Wollproben zurückgegriffen wurde, die begehrte Tauschobjekte waren.

In dieser Zeit ereilte mich 1947 eine langdauernde Gelbsucht mit anschließender Leberentzündung, die mir viele Jahrzehnte anhaftete und mich zu fettarmer Diät nötigte, was zeitweilig noch bis zur Gegenwart spürbar ist.

Auch Klein-Isolde blieb von Krankheit nicht verschont; die Bronchitis, die sie gleich nach unserer abenteuerlichen Fahrt per Fahrrad von Gahlenz im Mai 1945 bekam, wiederholte sich nun alljährlich im Herbst, und 1947 bekam sie schweren Keuchhusten. Zur Erholung trat ich Ende 1947 mit ihr eine Reise in ein FDGB-Heim in Hain bei Oybin im Zittauer Gebirge an, die von der Gewerkschaft angeboten wurde und deren Mitglied ich schon 1946 geworden war (s.o.). Da meine

Schwiegermutter (Gertrud Jahn) an TBC erkrankt war, als sie 1944 starb, war ich vor allem deshalb auch um Isoldes Gesundheit besorgt.

Durch den Wohnungstausch und die Wohngemeinschaft in der elterlichen Wohnung (s.o.) erlebte ich nun auch die Aktivitäten meiner Schwester Käthe, durch die ich ja Herrn und Frau Mund kennengelernt hatte, unmittelbar mit.

Herr Mund brachte eines Tages bei einem Besuch bei uns das Gespräch auf religiöse Themen, evtl. in Zusammenhang mit dem Engagement meiner Schwester in der „Bekennenden Kirche“, der ihre Schulfreundin und deren Eltern angehörten. Meine Schwester hatte sich inzwischen als „Neulehrerin“ bewährt und – nachdem ihre abermaligen Bemühungen, Pädagogin zu werden, daran scheiterten, daß sie an den Pädagogischen Hochschulen ihr aktives kirchliches Engagement hätte verleugnen müssen, beschlossen, Theologie zu studieren. Niemals war sie zu Kompromissen bereit, im Gegensatz zu mir, was uns häufig zu „Streitgesprächen“ führte.

Jedenfalls ließ mich die Art und Weise, wie Herr Mund eines Tages das Wort „Christus“ aussprach, aufhorchen. Es war anders als im kirchlichen Sprachgebrauch üblich, und ließ mich entsprechend fragen. Daraufhin lud er mich etwa im Frühjahr 1946 zum Lesen von Vorträgen Rudolf Steiners ein, und ich wurde bekannt mit der „Geheimwissenschaft im Umriß“ und mit christologischen Schriften. Durch ihn hörte ich auch erstmals von den Konflikten in der anthroposophischen Gesellschaft nach dem Tod von Rudolf Steiner und von Zerwürfnissen mit Marie Steiner, deren „Partei“ Herr Mund zuneigte. Er lieh mir bald auch Bücher, unter anderem die kleine Schriftenreihe „Christus aller Erde“ in der auch der Kultus der Christengemeinschaft erwähnt wurde. Meine Frage, ob es in Chemnitz eine solche Gemeinde gäbe, wurde ausweichend beantwortet, und ich bekam keinen näheren Hinweis als die Bemerkung, „das ist nur etwas für ältere Frauen!“ So begnügte ich mich mit den anthroposophischen Leseabenden bei Herrn Mund, während meine Schwester im Herbst 1947 an die „Kirchliche Hochschule“ nach Berlin-Zehlendorf ging, um ihren Wunsch nach einem Theologiestudium zu realisieren.

Mich brachte inzwischen der „Zufall“ doch noch zur Christengemeinschaft, als eine Freundin meiner Mutter erzählte, sie kenne die Gemeindehelferinnen dieser Gemeinschaft, die Schwestern Friedemann. Diese suchte ich alsbald auf und nahm am 1. Advent 1947 erstmals an einer „Menschenweihehandlung“ teil, die provisorisch in einem Gemeinderaum der evangelischen Jakobikirche in der zerstörten Innenstadt stattfand und von einem Pfarrer Schopf aus Leipzig monatlich einmal zelebriert wurde. Dieser Kultus überzeugte mich sofort, er vermittelte mir einen ganz neuen Zugang zum Christentum, so daß ich mich unmittelbar darauf bereits als Mitglied anmeldete. Mit allen Kräften und Mitteln half ich nun mit, in Chemnitz die Bedingungen für die Ausübung der ursprünglich konzipierten kultischen Formen zu schaffen, aus dem großen Fundus meiner Wäscheausstattung wurden Altartücher und Gewänder in allen Farben der Jahreszeiten genäht, es wurde Gold und Silber für Kelch und Patene gesammelt, die dann von einem Leipziger Goldschmied gestaltet wurden und ein siebenarmiger Altarleuchter wurde von einem

Schnitzer aus Leipzig geschnitzt, der noch heute in meiner Wohnung steht. So wurde noch vor 1950 der komplette Kultus auch in Chemnitz möglich, und wir erhielten mit Frau Ingeborg Knauss (1921–2005) ca. 1950 eine eigene Priesterin zugeteilt, die uns bei der Neugestaltung neu gemieteter Räume in der Weststraße beriet und den Religionsunterricht für Schulkinder einrichtete. Bisher war ich traditionell evangelisch erzogen, hatte Religions- und Konfirmandenunterricht ohne bleibende Prägung besucht und wünschte nun vor allem, daß mein Kind von dieser neuen Erziehungsmethode gewinnen konnte, da ich selbst das anthroposophische Gedankengut noch nicht so weit verinnerlicht hatte, um es in die Kindererziehung umsetzen zu können. Zwar hatte ich durch die Lektüre der Zeitschrift „Erziehungskunst“, die ich durch ein westdeutsches Mitglied der Christengemeinschaft, Gertrud Risch aus Hamburg, regelmäßig geschickt bekam, auch die Waldorfpädagogik theoretisch kennengelernt, aber der Zugang zu entsprechenden Einrichtungen war uns ja in der inzwischen gegründeten DDR nicht möglich. Durch diese Zeitschriftenspende von Frau Risch, die ich erst viel später persönlich kennenlernte (s. u.), erhielt ich auch die in Stuttgart erscheinende Christengemeinschaft, wofür ich stets sehr dankbar war, denn dadurch war ich mit der Bewegung über die Grenzen hinweg immer verbunden.

Drei meiner Freundinnen aus der Frauenschulzeit hatten bald nach ihrer Flucht aus der östlichen Heimat, aus Köln (Annegret Platzer), aus Hamburg (Hannelore Wöhlermann) und aus Pitschütz/Sa (Rosemarie Nitzsche) die Verbindung mit mir wieder aufgenommen, mich in Chemnitz besucht und mich eingeladen, so daß auch ich deren neue Heimatorte besuchte und die in den 1940er Jahren oft recht beschwerlichen Reisen unternahm. Auch aus der Jenaer Studienzeit hatte eine Kommilitonin, Musikstudentin bei Prof. Volkmann, Jutta Petersen aus Kiel uns in Chemnitz besucht und eine abenteuerliche Fahrt, teilweise per Anhalter, auf sich genommen. Sie kam einmal 1947 direkt von der Insel Hiddensee zu uns nach Chemnitz und empfahl uns eine befreundete Fischerfamilie in Neuendorf auf Hiddensee als Urlaubsort. So reisten schon 1948 meine Mutter und ich mit Klein-Isolde, aus Sehnsucht nach der geliebten Ostsee, die wir in unserer Jugendzeit oft bereist hatten, nach Hiddensee. Diese kleine Insel westlich von Rügen war damals noch wenig besucht, hatte kaum Feriengäste, keinerlei Autos und ein einziges Reit-

pferd. Da wir uns selbst verpflegen mußten, war der Aufenthalt noch relativ preiswert. Von dieser idyllischen Landschaft konnte ich viele meiner Aquarelle malen, obwohl ich bis dahin kaum Landschaftsbilder zu malen pflegte.



Abb. 10: Neuendorf, Skizze, Tusche



Abb. 11: Kloster, Oel (priv., Elisabeth Petzold)

Andere unvergeßliche Ferienreisen verbrachten wir Ende der 1940er/Anfang der 1950er Jahre – meist durch den FDGB zu erschwinglichem Preis angeboten – in Thüringen, in Tambach-Dietharz, mit Ausflügen in der „Thüringer Waldbahn“ nach Eisenach zur Wartburg, wo Isolde mutig auf einem Esel ritt, oder – gemeinsam mit Schwester Käthe – auf dem großen Inselsberg mit unglaublichen Eindrücken der Sonnenauf- und -untergänge und Fernblicken nach West und Süd, was mit Zeichenstift in gesondertem Tagebuch festgehalten wurde.

Noch immer wartete ich auf eine Nachricht von meinem Mann, denn bis zu dieser Zeit hatte ich nur die amtliche Nachricht vom Herbst 1944, mein Mann sei im Mittelabschnitt der Ostfront beim „Vormarsch“ der deutschen Truppen zwischen Orscha und Witebsk in Rußland „vermißt“, wo er als „Aufklärer“ eingesetzt war. Da gab es Hoffnungen, daß er zurückkehren konnte, denn Ende der 1940er Jahre waren viele Soldaten aus Kriegsgefangenschaft wieder heimgekehrt, unter anderen auch der Cousin meines Mannes, Stdr. Karl Knorr (1906–1968), der jedoch nicht in seine Heimat Stollberg/Erzgeb. zurückkehrte, sondern seine Frau Hilde und zwei Kinder, die Zwillinge Hadwig und Dietmar (die Blumenstreukinder auf unserer Hochzeit) nach Büdingen in Westdeutschland kommen ließ. Auch sein engster Freund vom Jurastudium in Marburg/Lahn, Dr. Herbert Giehler, siedelte mit seiner Leipziger Firma, einer Fellfärberei, Frau Ruth (Jugendfreundin von Wilhelm) und Tochter Ev-Ute (geb. 1940) nach Weißenburg/Bayern über und wollte mich und Isolde auf seinem LKW mitnehmen, da er für ein privates Geschäftsun-

ternehmen keine Zukunft in der DDR erhoffen konnte. Doch wollte ich wegen Wilhelm die Heimat nicht verlassen, obwohl schon damals klar war, daß auch sein privates Bankhaus keine Aussicht auf Fortbestand haben würde. Es wurde im Frühjahr 1947 liquidiert und damit auch für mich das Einkommen meines Mannes entzogen.

Erst im Sommer 1950 erhielten wir eine Nachricht über das Schicksal von Wilhelm, als wir den Besuch eines Chemnitzer Heimkehrers erhielten, der aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden war. Er war mit Wilhelm zusammen in einem russisch-sibirischen Kriegsgefangenenlager bei Kirow (ca. 1000 km östlich Moskaus) und übermittelte die Nachricht, sein Lagergenosse sei am 12. April 1945 an Lungenentzündung dort verstorben. Er habe also nicht lange die Arbeitslager erleben müssen – ein schwacher Trost! Als ich kurze Zeit später die gleiche Mitteilung brieflich von einem anderen Mitgefangenen (Herrn Hohmann) aus Bayern erhielt, zweifelte ich nicht mehr an dieser betrüblichen Nachricht.

Erst in diesem Jahr (1950) war nun der „Abschied“ von meinem Mann, den ich bis dahin immer noch zurück erwartet hatte, und meiner kurzen Ehezeit definitiv vollzogen.¹²

5 Das fünfte Jahrsiebt. 1950–1957

*Ein Tag kann viel sein und viele Jahre wenig.
Nur wo die Wegweiser des Werdens stehen,
ist etwas geschehen, was nicht vergänglich ist.
(Manfred Kyber)*

Neue berufliche Orientierung – Zoologie als Berufsziel

Nun wurde es Zeit, meine eigene berufliche Zukunft zu überdenken, was nach der Mitteilung vom Tod meines Mannes notwendig wurde. Meine Schwester hatte in Zehlendorf den Theologiestudenten Gottfried Petzold (geb. 1921)¹³ kennengelernt und die Familie Anfang Januar 1948 in Chemnitz von ihrer heimlichen Verlobung unterrichtet. Zu dieser Zeit lebte mein Vater noch, der sich über diese Entscheidung seiner sonst sehr spröden jüngsten Tochter freute.¹⁴ Er starb am 20. März 1948 nach einem zweiten Schlaganfall.

¹² Eine „amtliche“ Mitteilung über den Tod meines Vaters erhielt meine Mutter erst Anfang der 1990er Jahre, was ihr 40 Jahre früher viel Mühsal erspart hätte.

¹³ Gest. 2016.

¹⁴ Noch kurz vor seinem Tod erzählte uns Gottfried Petzold anerkennend und bewundernd, dass sein Schwiegervater ihm trotz dessen Erkrankung mit einem großen Blumenstrauß zu seinem Geburtstag gratuliert habe. Er hatte am 10. März.

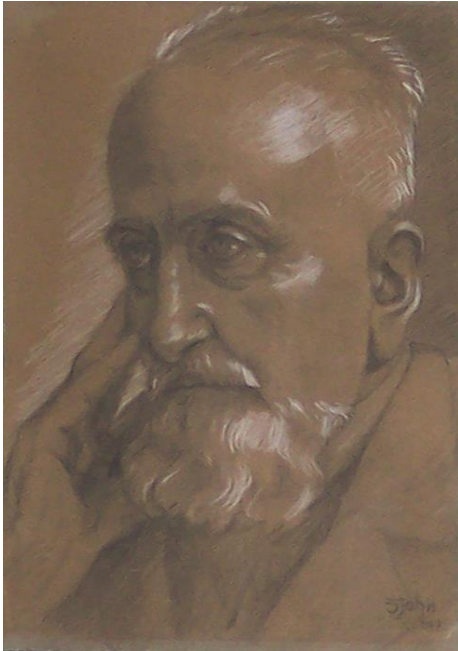


Abb. 12: Vater 1947. Porträt, Kreide

Im Sommersemester 1948 hatte meine Schwester ihr Studium in Jena fortgesetzt, da nach der Währungsreform keine Finanzierungsmöglichkeit in Westberlin mehr bestand; meine Mutter hatte durch Verkäufe von Schmuck und anderen Wertgegenständen unseren Unterhalt bestritten. Der Verlobte meiner Schwester beendete in Greifswald, dann in Leipzig sein Studium. Die offizielle Verlobung erfolgte dann zu Neu-jahr 1949 in Chemnitz.

Wenige Wochen nach meines Vaters Tod kam die „Währungsreform“ mit der Abwertung aller Ersparnisse 1:10. Das wurde Anlaß, sorgenvoll in die Zukunft zu sehen und mir klar zu werden, daß

ich als „Kunstmalerin“ ohne moderne Ausbildung und Maltechnik im modernen Kunstschaffen und einer nur „naturalistisch“ orientierten Kunstausbübung wenige Chancen für eine auskömmliche freiberufliche Zukunft hatte. Zwar hatte ich bis dahin von dem Bankvermögen meines Mannes, d.h. von seinem Geschäftsanteil und den Spareinlagen regelmäßig Geld bekommen, und erhielt auch regelmäßige Zinseinnahmen durch Hypotheken, die jedoch bald nach 1948 durch Rückzahlungen gekündigt worden waren. Die Privatbank meines Mannes war im Zuge der Verstaatlichungen 1947 liquidiert worden, wodurch unser potentieller Lebensunterhalt entzogen war.

Bevor Isolde im September 1950 zur Schule sollte, erwog ich zunächst ernsthaft eine Übersiedlung nach der BRD, um mein Kind in eine Waldorfschule schicken zu können, und die Möglichkeit, selbst Waldorfschullehrerin zu werden. Ich nahm 1950 an einer Michaelitagung der Christengemeinschaft teil, die in Ost- und Westberlin stattfand, wo ich die Möglichkeiten einer Übersiedlung über Westberlin sondieren wollte. Im Verlauf dieser Tagung nahm ich jedoch von diesem Plan Abstand, in der Überzeugung, daß man seine Schicksalsaufgaben dort erfüllen sollte, wo man hingestellt war. Aber noch hatte ich ja keine abgeschlossene Berufsausbildung.

Für ein Hochschulstudium hätte ich Chemnitz verlassen müssen, aber nur ungern wollte ich mich von meiner kleinen Tochter trennen, die ich dankbar als kostbares Geschenk empfand, und deren Entwicklung ich aufmerksam verfolgte. Als ich Herrn Mund gegenüber einmal äußerte, daß mein Zugang zur Christengemeinschaft evtl. dem seelischen Einfluß meines Kindes zu verdanken sei, entgegnete er,

das sei wohl eher der Einwirkung meines verstorbenen Mannes zuzuschreiben. Diese Bemerkung veranlaßte mich, stärker als bisher auch die Existenz der geistigen Welt in mein Alltagsdenken einzubeziehen.

Als 1952 auf Initiative meiner Schwester im Familienrat beschlossen wurde, daß ich mein 1942 abgebrochenes Biologiestudium doch in Jena mit Hilfe eines Stipendiums wieder aufnehmen sollte, wo meine Schwester eben ihr Theologiestudium beendete.

Im Oktober 1952 konnte ich mich in Jena wieder immatrikulieren und in das zweite Studienjahr einsteigen, da mir von meinem früheren Studium ein Jahr angerechnet wurde.

Diese günstige Regelung verdankte ich nicht zuletzt wieder meiner Schwester, die in Jena die Angelegenheiten im Studienamt der Universität sondierte, sowie meinem Cousin Gert Michel (geb. 1932)¹⁵ aus Greiz, der in Jena sein naturwissenschaftliches Studium für Geologie absolvierte. Er bestärkte mich, diesen Weg zu beschreiten, da er von meinem früheren Zoologieprofessor Eduard Uhlmann gehört hatte, wie dringend „wissenschaftliche Zeichner“ gesucht wurden. So bewarb ich mich zunächst mit diesem Berufsziel um die Fortsetzung meines abgebrochenen Studiums, wodurch ich die kritische Sondierung meiner sozialen Herkunft aus bürgerlichem Elternhaus umgehen konnte; denn zu dieser Zeit wurden nur Bewerber aus Arbeiter- und Bauernkreisen zugelassen. Prof. Uhlmann – dem einzigen der alten Hochschullehrer, die nach 1945 im Amt geblieben waren – befürwortete meinen Antrag, und ich konnte mich noch nach Beginn des Wintersemesters 1952/53 an der Friedrich-Schiller-Universität immatrikulieren.

Ich hatte die Hoffnung, meine bisherige künstlerische Qualifikation mit meiner geliebten Biologie als „wissenschaftlicher Zeichner“ sinnvoll verknüpfen zu können, was sich bei diesem Ausbildungsweg allerdings bald als Illusion herausstellte.

Meine Schwester hatte nach Beendigung ihres Theologiestudiums am 22. Juli 1952 in Chemnitz Gottfried Petzold geheiratet, wobei meine kleine Tochter Blumen streuen konnte. Sie übernahmen nun ein Pfarramt in Aue/Erzgebirge, während ich mein Studium in Jena aufnahm und Klein-Isolde schweren Herzens in Betreuung meiner Mutter zurückließ.

Ich konnte in Jena das von meiner Schwester gemietete möblierte Zimmer übernehmen und war somit schnell dort am Puschkinplatz 5 heimisch, nahe beim Zoologischen Institut und dem Ernst-Haeckel-Haus, die mir von früher noch sehr vertraut waren.

Es war eine Wohnung der „Inneren Mission“ mit großen Räumen, die von einzelnen älteren Damen und einem Ehepaar bewohnt waren, die alle der evangelischen Kirche nahestanden oder Funktionen darin hatten; so kam es zu manchem fruchtbaren Gedankenaustausch. Wenn mich Isolde in den Schulferien besuchte, konnte sie dort zwanglos wohnen. Auch von Jena aus suchte ich mit ihr regelmäßig Kontakt zu halten, wenngleich ich sie bei ihrer Großmutter in bester Obhut

¹⁵ Gest. 2013.

wußte. So dichtete ich ihr ein Märchen („der Eisenhans“ nach Grimm) für ein Puppenspiel in eine Schauspielfassung um, denn in der Chemnitzer Gemeinde der Christengemeinschaft wurde das Puppenspiel mit selbst gefertigten Puppen gepflegt.

Im Rückblick muß man die präzise „Regie“ der übersinnlichen Schicksalsmächte bewundern, die mir stets so hilfreiche Menschen zuführten, wozu ich mehrmals in meinem Leben Veranlassung hatte! Insbesondere war es oftmals meine Schwester, die die Weichen für mich stellte und den Boden für mich bereitete.

Als ich wenige Wochen in Jena war, erreichte mich ein Vorschlag der Chemnitzer Priesterin der Christengemeinschaft, Ingeborg Knauss, mich doch lieber der in der DDR beginnenden Ausbildung von Pfarrern anzuschließen, was nach Begründung der BRD und DDR notwendig zu werden schien; denn es war fraglich, wie lange noch Pfarrer vom Priesterseminar in Stuttgart in die DDR kommen konnten. Diese Initiative hatte der Pfarrer Dr. Albrecht Meyer (gest. 1986) in Rostock ergriffen, und ich nahm auch ein halbes Jahr im Sommersemester 1953 an diesem ersten Priesterkurs teil, aus dem u. a. der heutige Dresdner Pfarrer Klaus Heyde hervorging. Damals lernte ich auch den jungen am 31. Dezember 1952 geweihten Pfarrer Karl-Heinz Heinrich (1926–1992) kennen, der kurze Zeit später in die Chemnitzer Gemeinde entsendet wurde. Ich begegnete ihm später noch oft in Berlin, wo am 1. Januar 2003 – als die Oberlenkung der Christengemeinschaft aus Stuttgart nach Berlin umzog – durch Pfarrer K.-H. Schroeter der Priesterweihe von Karl-Heinz Heinrich gedacht wurde, und seit 2002 begegne ich Frau Heinrich im „Haus Christophorus“ als Mitbewohnerin wieder!

Doch seinerzeit 1953 entschloß ich mich, auf dem einmal begonnenen Weg des Biologiestudiums zu bleiben, denn mir war klar geworden, daß der Priesterberuf wohl kaum mit der Verantwortung für Kind und Mutter vereinbar war.

Ich hatte bei Wiederaufnahme meines Biologiestudiums die Absicht, nunmehr die Inhalte meiner anthroposophisch-geisteswissenschaftlichen Weltanschauung mit den naturwissenschaftlichen Inhalten zu verbinden. Neben der Arbeit in der Jenaer Christengemeinschaft fand ich sehr schnell den Kontakt zu einem anthroposophischen Arbeitskreis durch meine Studienkollegin Johanna Röbel (geb. 1928)¹⁶, die bei dem Anthroposophen und Juristen Dr. Wilhelm Schneider¹⁷ wohnte. Obwohl sie selbst nicht anthroposophisch arbeitete, sondern zusammen mit einer weiteren Studienkameradin, Annelore Haack (geb. 1927)¹⁸, evangelisch gebunden war, bildeten wir drei bald einen engeren Freundeskreis, der bis zur Gegenwart Bestand hat, da beide Kommilitoninnen ebenfalls – wie ich – aus vorheriger Berufsarbeit zum Studium gekommen waren. Wir tauschten unsere Ansichten

¹⁶ Johanna Röbel verh. Germann, gest. 2008.

¹⁷ Jurist und Pfarrer der Christengemeinschaft, 1895–1982, 1932–1955 in Jena, auch Richter, gehörte nach dem 2. Weltkrieg zum Geschäftsführenden Vorstand der Christengemeinschaft der DDR, und hat sich für die Wiederzulassung der Christengemeinschaft nach monatelangem Verbot eingesetzt (Quelle: <https://biographien.kulturimpuls.org/>).

¹⁸ Annelore Haack, verh. Günther, gest. 2016.

über Gott und Mensch aus, und in diesem Kreis konnte ich auch über meine christliche Weltanschauung anthroposophischer Prägung ungehindert sprechen, da wir uns außerhalb der offiziellen philosophisch-materialistischen Seminare gut verstanden.

Johanna Röbel nahm zunächst eine Stelle als Lektorin im Gustav-Fischer-Verlag (nahe beim Ernst-Haeckel-Haus gelegen) an und promovierte unter Georg Uschmann mit einer biologiegeschichtlichen Arbeit, bevor sie den Jenaer Germanisten Dr. Dietrich Germann aus einem anthroposophischen Elternhaus heiratete. Für dessen kranke Mutter wurde die Menschenweihehandlung in der Jenaer Wohnung gefeiert, wobei ich ministrierte. Annelore Haack promovierte in Botanik und ging zunächst an ein mikrobiologisches Institut nach Leipzig, wo sie den Wiss. Bibliothekar Dr. Gottfried Günther kennenlernte und heiratete. Nach ihrer Weiterbildung am Institut für Mikrobiologie der Akademie der Wissenschaften in Jena erhielt sie eine Stelle am mikrobiologischen Institut in Erfurt, wo die Familie seit 1963 lebt.

Mein Studiengang verlief unter den Bedingungen der Hochschulpolitik der DDR nun „planmäßig“; ich erhielt ein kleines Stipendium des Staates und Erlaß der Studiengebühren. Da ich erst einen Monat nach dem offiziellen Beginn des zweiten Studienjahres mit den Vorlesungen beginnen konnte, mußte ich das Pensum des fünfjährigen Studienganges in vier Jahren bewältigen und Vieles aus den Vorbereitungssemestern nachholen, denn am Ende des Studienjahres hatte ich schon eine Zwischenprüfung abzulegen. In einer Zwischenprüfung im Juni 1954 fiel ich bei Prof. Hans Wartenberg (1888–1974) in Allgemeiner Botanik durch, als ich – trotz guter Vorbereitung auf das Fach Genetik – die Frage nach dem „Begründer der Morphologie“ nicht beantworten konnte, was ich eigentlich nach dem früheren Studium bei Otto Renner (s.o.) hätte wissen müssen! Ich bekam zu hören, daß ein Jenaer Student, der nicht wisse, daß Goethe die „Morphologie“ begründet habe, nicht wert sei, Biologie zu studieren. Da ich dadurch mein Leistungsstipendium einbüßte, erinnerte ich mich eines Angebotes von Georg Uschmann für eine Hilfsassistentenstelle im Ernst-Haeckel-Haus. Uschmann hielt Vorlesungen über „Geschichte der Biologie“, die mir in seiner betonten Sachlichkeit und mit Jahreszahlen überfrachtet sehr trocken erschienen waren und mich zunächst nicht vorrangig interessierten. Der Direktor des Ernst-Haeckel-Hauses war damals Prof. Georg Schneider (1909–1970), dessen Vorlesung über „Schöpferischen Darwinismus“ vor allem auf der Basis des aus der Sowjetunion übernommenen „Lysenkoismus“ widerspruchsvoll und eher amüsant anmutete als wissenschaftlich ernst zu nehmen war. Er war – trotz seiner politisch einflußreichen Stellung – im Kollegenkreis nicht angesehen und auch von seinem Oberassistenten Georg Uschmann, der erst 1950 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft zurückgekommen war – oftmals wegen seiner sowjetischen Blickrichtung attackiert. Mein Interesse für das vom Ernst-Haeckel-Haus vertretene Fach „Geschichte der Biologie“ begann erst während meiner Arbeit dort unter Anleitung von Georg Uschmann zu keimen, der mich in seine Archivarbeiten zur Vorbereitung seiner Arbeit

über die „Geschichte der Zoologie in Jena“ einbezog, die an der westlichen Biologie und Wissenschaftsgeschichte orientiert war. Durch ihn lernte ich internationale Literatur kennen und bewerten. Diese Assistentenaufgaben standen also zunächst auch im Spannungsfeld zwischen den Ansprüchen des Direktors und Lyssenkoisten und seines Oberassistenten, wodurch ich mehr über die zeitgeschichtliche Situation – die Widersprüche zwischen westlich-bürgerlicher Wissenschaftspflege und östlich-sozialistischer Ideologie – lernte als durch Lektüre.

Durch diese „Nebenarbeit“ wurde allerdings auch meine Freizeit geschmälert, die in Jena wieder ausgiebig auch mit Reitsport gefüllt wurde, der in der staatlich geförderten „Gesellschaft für Sport und Technik“ angeboten wurde. In einem Reitstützpunkt nahe meiner Studentenwohnung am Puschkinplatz half ich bei der Ausbildung von Anfängern, konnte an schönen Geländeritten teilnehmen und Turniere in Jena, sowie in Weimar bestreiten, wohin wir zu Pferde ritten, und wo ich auch in einem Springturnier einen Preis holen und das Große Reitabzeichen in Bronze erwerben konnte.

Aber vor allem mußte ich mich auf meine Hauptaufgabe, den Abschluß des Studiums mit Diplom in Biologie (Zoologie), konzentrieren und mich bei den Aufgaben der Ordinarien bewähren.

Im Sommer 1954 konnte ich unter Leitung des Ordinarius für Zoologie, Professor Manfred Gersch (1909–1989), mit meinen Kommilitonen einen Studienaufenthalt zum Kennenlernen der Meeresbiologie in List auf der Insel Sylt wahrnehmen, damals eine außergewöhnliche Vergünstigung für Studenten der DDR! Mit der 16 mm-Schmalfilm-Kamera meines Vaters, die ich seit meinem 12. Lebensjahr handhaben konnte, hielt ich diese ungewöhnliche Exkursion und das Seetiere-Fischen im Wattenmeer der Nordsee fest.

Auch dort auf Sylt bot sich mir die Gelegenheit zum Mieten von Reitpferden, und ich erinnere mich manch eines abenteuerlichen Strandrittes an der Meeresküste entlang über die ganze Insel.

Meine Diplomarbeit wollte ich aber bei Prof. Uhlmann machen, dem ich mich besonders verpflichtet fühlte und bei dem ich „Spezielle Zoologie“ hörte. Die von ihm vergebenen Themen lagen im Rahmen seiner großen Forschungsarbeit über die Fauna des Saaletales. Mit dieser Zielsetzung waren bereits viele Insektengruppen von ihm selbst und von seinen Diplomanden bearbeitet worden, und es blieben nur wenige zur Auswahl. Es waren vor allem Heteropteren (Wanzen), und meine Kommilitonin Johanna Röbel hatte bereits die großen Pentatomiden (Baumwanzen) gewählt; mir blieb die artenreiche Familie der kleinen Miridae (Blind- und Weichwanzen), die vor allem auf Gräsern, Blüten und Büschen leben, also in allen Biotopen des Saaletales und der Kernberge. Er riet mir, mich frühzeitig für ein Thema zu entscheiden und mit dem Fang zu beginnen, da man für eine faunistisch-ökologische Arbeit, für Fang und Beobachtung sowie für Aufzuchten, möglichst zwei Vegetationsperioden benötigte. So begann ich im Sommersemester 1954 auch mit Freilandstudien und dem ersten Fang von Insekten mit Ketcher und Klopfschirm, bevor ich „meine“ Tiergruppe kennen und identifizieren lernte.

Hierbei machte ich die Erfahrung, daß jede Tiergruppe von hohem Reiz ist, mit der man sich intensiv befaßt. Obwohl ich ursprünglich diese „Blind- und Weich-Wanzen“ ohne großes Interesse angenommen hatte, faszinierten mich bald die frappierenden Farbanpassungen an die Nahrungspflanzen, die Nahrungsgewohnheiten, die Larvenentwicklung, die Tier-Pflanze-Beziehung, der Parasitismus und die Standortbeziehungen (Mikroklima-Abhängigkeiten). Da die Vegetation im mittleren Saaletal um Jena floristisch sehr vielgestaltig ist und viele mediterrane Elemente enthält, war auch diese Insektenfauna sehr artenreich und vielgestaltig. Das hatte ich bei der Wahl dieses Themas nicht bedacht, und so hatte ich zwei Sommer lang viel in der schönen Landschaft des Saaletals zwischen Naumburg und Saalfeld zu wandern und zu „ketschern“, wobei mir in den Schulferien meine kleine Tochter begeistert half, die vor allem von den ebenso vielgestaltigen Zikaden fasziniert war. Ich war schließlich „mit Leib und Seele“ bei diesen Insektenstudien und bereitete mich auf einen Beruf in „angewandter Entomologie“ vor. Beim Mikroskopieren und bei der Anfertigung von Mikropräparaten der Bestimmungsmerkmale für mikroskopische Dauerpräparate experimentierte ich mit neuen Methoden und Einbettungsmedien, die ich von der Fa. Bayer Leverkusen zur Verfügung gestellt bekam, wo eine Tochter des Gründers des einstigen Chemnitzer Bankhauses Metzner & Co. arbeitete.

Das Verarbeiten (Bestimmen, Nadeln und Katalogisieren) der Fänge nahm die Wintermonate in Anspruch, und ich merkte erst beim „Zusammenschreiben“ der Ergebnisse, was noch fehlte und was noch genauer beobachtet werden mußte. So benötigte ich auch den ganzen Sommer 1956 nochmals für Freilandstudien und Züchtungen von Entwicklungsstadien, um die gefangenen Larvenstadien den richtigen Imagines zuordnen zu können. Dafür fertigte ich viele Originalzeichnungen an, die mit der Arbeit abgegeben wurden. Sie sind leider nicht publiziert worden, obwohl sich das Prof. Uhlmann im Rahmen seiner Arbeiten über die Fauna von Jena vorbehalten hatte und wohl im Phyletischen Museum archiviert hat. Ich mußte schließlich um Verlängerung meines Studiums bis zum Herbstsemester 1956 bitten, so daß ich erst im Dezember 1956 mein Diplomexamen bestand.

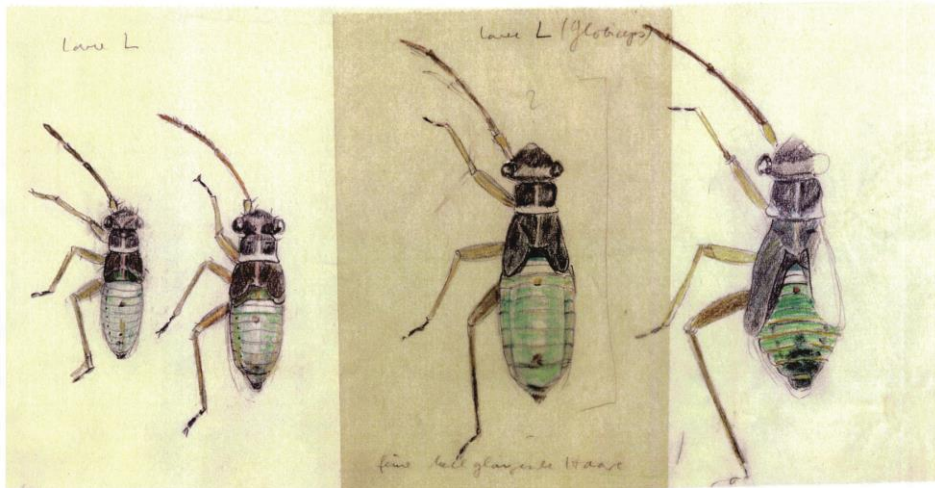


Abb. 13: Wanzen-Zeichn. für Dipl.-Arbeit, Buntstift

Schon im September hatte ich vom Direktor des Ernst-Haeckel-Hauses und vom Oberassistenten Georg Uschmann aufgrund meiner Hilfsassistententätigkeit eine planmäßige Assistentenstelle an diesem Universitätsinstitut angeboten bekommen, die ich um so lieber annahm, als ich zu dem Ernst-Haeckel-Haus ja schon seit meiner ersten Studienzeit 1941–1942 eine engere Beziehung hatte und sie ermöglichte, in dem mir so lieben Jena zu bleiben. Eine Alternative wäre die Arbeit in einem Chemnitzer Betrieb für Pflanzenschutzmittel (Böhme-Fettchemie) gewesen, dessen Mitarbeiter Dr. Esther auch als apl. Dozent an der Universität Jena gelehrt hatte, und wo meine Schulfreundin Irene Vollstädt (verh. Leistner) zu dieser Zeit eine Stelle hatte.

6 Das sechste Jahrzehnt. 1957–1964

*Es genügt nicht, unserem Leben mehr Jahre zu geben,
wir müssen den Jahren mehr Leben geben.
(Kardinal Höffner)*

Im Ernst-Haeckel-Haus Jena: Der Wechsel von der Biologie zur Wissenschaftsgeschichte

Nach Übernahme der Assistentenstelle im Ernst-Haeckel-Haus sollte ich nun auch meine bisherige Arbeitsrichtung in der Entomologie so schnell wie möglich „vergessen“ und mich auf die Biologiegeschichte umorientieren. Das hieß, daß ich Methoden der Geschichtsforschung, die ich bisher nur nebenbei als Zuarbeit zu

den Aufgaben meiner Vorgesetzten kennengelernt hatte, von Grund aus neu hinzulernen mußte.

Zu diesem Zweck gab mir Uschmann als erste Aufgabe eine Literatur-Arbeit über die „Geschichte der Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze“, die eigentlich im Rahmen der Auseinandersetzungen über die „formale Genetik“ in der Biologie zu den philosophisch heiklen Themen gehörte, das aber durch die politisch anerkannte Stellung des Ernst-Haeckel-Hauses gedeckt wurde.

Vor allem mußte nun auch ein Umzug ins Auge gefaßt werden, um endlich wieder mit meiner Tochter zusammen zu sein. Dieser erfolgte dann 1957, wo wir eine Wohnung in der Kernbergstr. 35 im Tausch gegen die Chemnitzer Wohnung erwarben; dazu gehörte auch der Verkauf des Wohnhauses durch meine Mutter, wodurch sie ihre Chemnitzer Heimat aufgab und ihr weiteres Schicksal an unsere kleine Familie band (s. u.). Die Umschulung von Isolde im Herbst 1957 konnte dadurch rechtzeitig erfolgen, auch noch ihre Anmeldung zum Konfirmandenunterricht in der Jenaer Christengemeinschaft, wo ich ebenfalls – wie vorher in Chemnitz – sehr aktiv war.

Zu Ostern 1958 wurde Isolde in der Christengemeinschaft in Jena konfirmiert, durch Frau Pfarrer Stintzing, die ich bereits bei der Michaelitagung 1950 in Berlin kennengelernt hatte (s. Kap. 4). Den „Jugendkreis“ leitete dann der jüngere Pfarrer Dittmann, dessen Eheschließung mit einer Tochter des evangelischen Pfarrers Mitzenheim wir miterlebten. Herr Dittmann konnte indessen keinen nachhaltigen Eindruck auf diese Jugend erzielen. Durch seine sehr bestimmende, fast diktatorische Art der Menschenführung bewirkte er eher eine Distanzierung von der Gemeindearbeit. Trotzdem nahm Isolde noch an seinem Ministrantenkurs teil, wurde aber später nicht Mitglied der Christengemeinschaft.¹⁹

Da wir unsere mit meiner Mutter gemeinsame Wohnung in Chemnitz zum Tausch eingesetzt hatten, zog meine Mutter mit nach Jena um, wodurch sie ihren Chemnitzer Bekanntenkreis aufgeben hatte und sich an ein neues, kleinstädtisches Leben in Jena gewöhnen mußte. Neben ihrer traditionell kirchlichen Bindung wurde sie zugunsten unserer Gemeinsamkeit auch Mitglied der Christengemeinschaft, die sie schon in Chemnitz wegen der Verantwortung für ihr Enkelkind Isolde besucht hatte.

Sie führte in bewährter Weise unseren gemeinschaftlichen Haushalt und bot damit meiner Tochter die konstante familiäre Wärme, während ich in der Institutsarbeit oft bis weit über die regulären Dienststunden beschäftigt war, da ich ja neben den musealen und bibliothekarischen Aufgaben gleichzeitig für meine Dissertation arbeiten mußte.

Dennoch pflegten wir nun auch in Jena wieder regelmäßige Hausmusiknachmittage in dem großen Musikzimmer mit dem schönen Blüthner-Flügel. Cello spielte ein Kommilitone, Georg Mothes (1933–1986), Sohn des Hallenser Botani-

¹⁹ Meine [I. Schm., Hrsg.] Nichtmitgliedschaft hing allerdings nicht mit Herrn Pfarrer Dittmann zusammen; ich kann mich noch erinnern, dass er mit uns richtiges Händedrücken übte, was ich damals sehr sympathisch fand.

kers und Präsidenten der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, Kurt Mothes (1900–1983), und Assistent von Professor Gersch, durch den ich dann später diese schöne Tradition auch in Berlin weiterführen konnte. Da zu dieser Zeit auch Isolde Cello spielen lernte und bald in die sogenannte Akademische Orchestervereinigung Jena aufgenommen wurde, boten diese Hausmusiknachmittage willkommene Ermunterungen zum Üben. Sie wurden später in Berlin ab 1972 weitergeführt (s. Kap. 8).

In diesen Jenaer Jahren konnten wir in den Sommerferien die von der Universität Jena angebotenen Ferienwohnungen in Trassenheide am Westzipfel von Usedom mieten und unsere geliebte Ostsee wiedersehen. Da dort das Gelände westwärts Truppenübungsplatz eines Flugstützpunktes und für Zivilisten gesperrt war, dehnten wir unsere Spaziergänge am Strand entlang oft weit nach Osten aus, nach Zinnowitz, Bansin und Ahlbeck bis zur polnischen Grenze.



Abb. 14: Ferienreise an d. Ostsee



Abb. 15: Ferien im Harz

Mein Dissertationsthema fügte sich in die Aufgaben für das bevorstehende Universitätsjubiläum zum 400jährigen Bestehen 1958 ein. Bereits Uschmanns Arbeit über die „Geschichte der Zoologie in Jena“ (1959) diente diesem Zweck, und meine Arbeit sollte nun parallel dazu die „Geschichte der Botanik an der Universität Jena“ behandeln. Es zeigte sich, daß diese viel älter war als die Zoologie und bereits zu Beginn der Universität (1558) einen Medizinergarten aufwies, so daß über 400 Jahre Universitäts- und Gartengeschichte recherchiert werden mußte. Schließlich nahm diese Arbeit mehr als fünf Jahre in Anspruch.

Da diese Thematik jedoch nicht mit dem Quellenfundus des Ernst-Haeckel-Hauses – wie die Zoologiegeschichte – zu bearbeiten war (was mich ursprünglich an dieses Institut geführt hatte und was mich zweifellos mehr interessiert hätte), führte mich diese Thematik aber auch in das Goethe- und Schiller-Archiv nach Weimar und ließ mich nun diejenigen Kenntnisse über Goethes Weltanschauung nachholen, deren Mangel einst die Studentin den Verlust des Stipendiums gekostet und eigentlich erst zur Biologiegeschichte geführt hatte. Welch eine Ironie des Schicksals!

Da ich einzige Assistentin im Ernst-Haeckel-Haus war, hatte ich vielseitige Aufgaben:

Außer der Vorlesungsassistentenz für Prof. Schneider und Georg Uschmann auch die museumspädagogischen Veranstaltungen (Lehrerweiterbildung, Gruppenführungen durch die Wohnräume Ernst Haeckels und die Ausstellungen), die Bibliotheksverwaltung, die Betreuung der Handschriftensammlung und populäre Vorträge über Ernst Haeckel, Charles Darwin und seine Evolutionstheorie...

Insbesondere die Vorbereitungen für ein Darwin-Gedenkjahr (1959) neben denen für das Universitätsjubiläum (1958) bedingten vielfältige lokal- und biologiegeschichtliche Recherchen, deren Ergebnisse zunächst in die Arbeiten von Georg Schneider und Georg Uschmann einfließen. Dadurch lernte ich postgradual die historischen Arbeitsmethoden.

Das Darwin-Jubiläum und erste internationale Kontakte

Besondere Anregungen boten die Betreuung der berühmten Gäste zu dem Darwin-Jubiläum, die ich als Autoren maßgeblicher Bücher längst kannte: Paul Brohmer (1885–1965), Bernhard Rensch (1919–1990), Karl Mägdefrau (1907–1999), Gerhard Heberer (1901–1973), Albrecht Hase (1882–1962), Erwin Stresemann (1889–1972) und Rudolph Zaunick (1893–1967). Auch die Tagung der Deutschen Zoologischen Gesellschaft 1959 in Jena vermittelte viele neue Kontakte.

Zu dieser Zeit wurden noch viele Verbindungen zu westdeutschen Kollegen und Instituten gepflegt. Durch Vermittlung von Prof. Zaunick und Georg Uschmann konnte ich seit 1957 die Jahrestagungen der „Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik“²⁰ in Regensburg (1957),

²⁰ DGGMNT – meine Mutter nannte sie oft die „Langnamengesellschaft“.

Goslar (1958), Bamberg (1959) und Lüneburg (1960) besuchen und mich als Mitglied anmelden. Daraus resultierten auch Einladungen zu späteren Kongressen der International Society of the History of Science in Warschau (1965) und Moskau (1967).

Inzwischen verstärkte sich zunehmend der politische Einfluß auf die Universitätsinstitute und die studentische Ausbildung, an der auch das Ernst-Haeckel-Haus beteiligt war. Mein Kollege Georg Uschmann (1913–1986) hatte für seine Habilitation 1959 enge Kontakte zu Rudolph Zaunick in Halle und nahm gleichzeitig einen Lehrauftrag an der Universität in Halle (Saale) wahr. Professor Zaunick lud mich auch 1959 zu einem Purkyne-Symposium in Halle für einen Vortrag über M. J. Schleiden (1804–1881) ein, einem Teil meiner Dissertation. Dabei lernte ich maßgebliche tschechische Kollegen aus Prag und Brno kennen, die mich zu einem Besuch des Mendelmuseums in Brno einluden, was 1973 realisiert werden konnte.

Da ich im Ernst-Haeckel-Haus vorwiegend auch die umfangreiche Briefsammlung aus dem 19. Jahrhundert zu betreuen hatte und mit einer Katalogisierung begann, wurde ich zu den Archivleitertagungen geschickt, die vom Archiv der Akademie der Wissenschaften in Berlin (Frau Dr. Christa Kirsten²¹) organisiert wurden. Dadurch lernte ich auch Berliner Kollegen kennen, die mit ähnlichen Aufgaben betraut waren.

Als mich Prof. Zaunick im Frühjahr 1961 für eine Editions Aufgabe in der Alexander-von-Humboldt-Kommission der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin empfahl, deren Mitglied Prof. Zaunick war, bewarb ich mich für diese Stelle, obwohl nach Abschluß des Habilitationsverfahrens (1959) und Abberufung von Georg Schneider aus Jena Georg Uschmann Direktor des Ernst-Haeckel-Hauses geworden war und mir nach Beendigung meiner Promotion eine Oberassistentenstelle in Aussicht stellte. Trotzdem lockte mich die Aussicht auf die Stelle eines wissenschaftlichen Mitarbeiters an der Akademie aus mehreren Gründen.

Im Sommer 1960 hatte der Vorsitzende des Staatsrates der DDR Walther Ulbricht mit Frau Lotte nach starken Sicherheitsvorkehrungen und mit großem Gefolge das Ernst-Haeckel-Haus besucht und eine stärkere Öffentlichkeitsarbeit über Haeckel und seine Weltanschauung gefordert. Nach diesem Besuch stand das Ernst-Haeckel-Haus mehr als zur Direktorszeit von Georg Schneider im politischen Blickfeld. Es gab Bestrebungen, am Ernst-Haeckel-Haus einen Lehrstuhl für „Atheismus“ zu errichten, wofür bereits ein mir bekannter Jenaer Philosoph (Olof Klohr²²) nominiert war, mit dem Georg Uschmann mehrfach in Kontroversen verwickelt war, so daß dieser mit dem Gedanken liebäugelte, den Lehrstuhl des emeritierten Professors Zaunick in Halle zu übernehmen. Die Aussichten, in die philosophisch-ideologischen Auseinandersetzungen über das Erbe Ernst Haeckels

²¹ Dr. Christa Kirsten, geb. 1928, wurde 1961 Direktorin des Akademie-Archivs (Quelle: Wikipedia).

²² (1927–1994), aus Hamburg, nach kaufmännischer und Dolmetscherausbildung sowie Studium der Gesellschaftswissenschaften in Leipzig Doz. in Halle und Rostock, danach Prof. f. Wiss. Atheismus Univ. Jena, 1969–1990 Prof. f. Dialekt. u. Histor. Materialismus an der IHS Warnemünde/Wustrow (Quelle: Catalogus Professorum Rostochiensium).

einbezogen zu werden, waren auch mir umso weniger verlockend, als ich mich der philosophisch-spirituellen Richtung der Anthroposophie verpflichtet fühlte, die ohnehin keine Basis für eine Universitätslaufbahn sozialistischer Prägung gewesen wäre.

Dazu kamen persönliche Gründe; durch die engen kollegialen Beziehungen zu Georg Uschmann gab es unerquickliche Auseinandersetzungen und Verleumdungen durch dessen Ehefrau Luise Uschmann (1907–1987), und da meine Mutter sich in der kleinen Stadt Jena eigentlich nie eingelebt hatte, plädierte sie für einen Ortswechsel in eine größere Stadt. Auch aus diesen Erwägungen bewarb ich mich im Frühjahr 1961 für das Berliner Angebot.

Denn meine Schwester und mein Schwager waren überraschend im Frühjahr 1961 aus ihrem Pfarramt in Kiritzsch bei Leipzig über Westberlin nach der Bundesrepublik geflohen und hatten sich als Mitarbeiter der Äußeren Mission der evangelischen Kirche in Neuendettelsau in Bayern niedergelassen, wo meine Mutter sie besuchte. Seitdem faßte sie die Möglichkeit einer Übersiedlung in die Bundesrepublik durch einen offiziellen Ausreiseantrag ins Auge.

So hatte ich ursprünglich bei der Bewerbung um die Berliner Stelle im Frühsommer 1961 mit dem Gedanken gespielt, nach der Promotion die Berliner Stelle ebenfalls nun doch als Sprungbrett für eine Übersiedlung nach Westberlin und nach der Bundesrepublik zu nutzen, wo mir Wilhelms Jugendfreund Dr. Herbert Giehler schon lange eine Anstellung in Aussicht gestellt hatte und sein Patenkind Isolde bei ihrer Berufswahl unterstützen wollte. Vor allem liebäugelte ich mit dem Gedanken, durch ein Zusatzstudium in Stuttgart noch Waldorfschullehrerin zu werden. Das alles wurde durch den Bau der Berliner Mauer im August 1961 vereitelt, worüber ich indessen nicht traurig war! Deshalb nahm ich im Herbst 1962 die Stelle an der Berliner Akademie der Wissenschaften in der Aussicht auf bessere Verdienstmöglichkeiten an, und zog im September 1962 in ein möbliertes Zimmer in Berlin-Pankow.

Parallel zu diesen Entscheidungen vollzog sich Isoldes schulischer Entwicklungsgang in Jena, wiederum betreut von meiner Mutter.

1962 hatte sie das Abitur an einer Jenaer Oberschule bestanden, bevor ich nach Berlin wechselte. Sie wollte Sprachen studieren und Dolmetscherin werden, ein Berufsziel, das durch den Wunsch nach Auslandsreisen motiviert war, denn diese waren nach der Errichtung der Berliner Mauer (1961) viel schwieriger. Da die Voraussetzung für ein Hochschulstudium eine vorherige Berufsausbildung in einem praktischen Beruf war, absolvierte sie nach ihrem Abitur eine eineinhalbjährige Lehrausbildung als Feinmechanikerin bei der renommierten Firma Carl Zeiss Jena bis August 1964, worauf sie zeitlebens stolz war. Sie wollte dann Romanistik an der Humboldt-Universität studieren, und ihrem Studienantrag wurde nun zwar stattgegeben, aber nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, im Diplomfach Romanistik in Berlin. Vielmehr wurde ihr ein Lehrerstudium an der Universität Rostock mit der Fächerkombination Spanisch und Russisch angeboten, das sie ab September 1964 aufnahm. Für Spanisch gab es in Rostock damals gute Voraussetzungen

durch die Existenz des Institutes für Seeverkehr und Hafenwirtschaft und die Handelsbeziehungen mit Kuba.

Vor Antritt ihres Studiums – noch während ihrer Tätigkeit als Feinmechanikerin bei Zeiss – konnte sie an einer Jugendtouristik-Reise nach Moskau, der Krim und Kiew teilnehmen, was ihren russischen Sprachstudien zugutekam.

In dieser Zeit war ich noch fast an jedem Wochenende in Jena und bereitete mich auf die Promotion vor, die sich durch meine Übersiedlung nach Berlin verzögert hatte. Sie wurde erst 1963 (*magna cum laude*) vollzogen und beendete definitiv meine Arbeit im Ernst-Haeckel-Haus in Jena.

Hier ist schon ein Signum meines ganzen Lebens erkennbar, nämlich daß ich ein Vorhaben nie ganz zu Ende bringe; ich hinterlasse oft eine Arbeit halb fertig, wenn ich schon die nächste anfangen, so daß sich zeitliche Überschneidungen ergeben (s. auch Kap. 8!)

7 Das siebente Jahrsiebt. 1964–1971

*Nur der wird durch den Erfolg belohnt,
der von der Freiheit, zu arbeiten, Gebrauch macht
und die eigene Arbeit nicht durch andere Pflichten
beeinträchtigen läßt.
(Otto H. Warburg)*

Die Alexander-von-Humboldt-Briefedition und die Lehrtätigkeit an der Humboldt-Universität

Erst nach Abschluß all der Formalitäten für meine Promotion am Ernst-Haeckel-Haus in Jena konnte ich mich voll den Editionsarbeiten an den Jugendbriefen Alexander von Humboldts (1787–1799) widmen, die vorwiegend botanische Inhalte hatten; so konnte ich meine Kenntnisse bei Anfertigung meiner Dissertation über „Die Geschichte der Botanik in Jena“ gut nutzen, und die editorischen Methoden erlernte ich schnell, da ich schon bei der Assistenz für die Edition von Haeckel-Briefen durch Georg Uschmann entsprechende Kenntnisse erwarb. Zu meiner Überraschung arbeiteten auch die Editoren der Berliner Akademie, wo es spezielle „Editionskolloquien“ gab, ähnlich pragmatisch ohne objektives Regelwerk, wie ich eigentlich gehofft hatte.

Da die Briefe A. von Humboldts aus aller Welt gesammelt werden mußten, entsprechend seiner weltweiten Kontakte, waren die internationalen Beziehungen der Akademie nach 1961 nicht so eingeschränkt wie die der Universitätsinstitute. Demzufolge war die „Humboldt-Kommission“ auch international besetzt, die Vorsitzenden waren der Westberliner Zoologe Erwin Stresemann, Werner Plesse (?) und der Vizepräsident der Akademie Heinz Ertel (1904–1971), danach Werner Hartke. Es kamen viele ausländische Gäste in Berlin zu Besuch, die ich zu be-

treuen hatte, nicht nur aus der Bundesrepublik Deutschland, sondern auch aus Frankreich wie der Zoologe Jean Théodoridès, der Spanier Caldas, der Amerikaner Coleman und die Russen Kedrov und S. R. Mikulinskij.²³

Für mich selbst wurde 1966 eine dreiwöchige Archivreise nach Bamberg genehmigt, um im Staatsarchiv Bamberg und in Nürnberg noch nach Humboldtbriefen zu recherchieren, bzw. bereits vorhandene Brieftexte mit den Originalen zu vergleichen. Dabei konnte ich diesen Aufenthalt auch zu einem privaten Abstecher nach Neuendettelsau nutzen, um meine Schwester zu besuchen, was sonst damals unmöglich gewesen wäre.

Dieses Jahrsiebt war somit geprägt von einem international weltweiten Ausblick, wie er vorher von Jena aus kaum möglich war. Es gab Beziehungen zu der holländischen Wissenschaftshistorikerin Maria Rooseboom (1909–1978), Direktorin vom Rijksmuseum voor Geschiedenes der Naturwetenschappen (Museum Boerhaave) in Leiden und mit Pieter Smit (1925–2020)²⁴ in Utrecht, die durch den Internationalen Museumsbund (ICOM) – International Council of Museums – vermittelt waren. Denn ich war Mitglied des „Rates für Museumswesen“ der DDR und, seit ich in Berlin ansässig war, auch in dessen Vorstand. Diese Mitgliedschaft verschaffte mir schon im September 1965 eine Reise nach Ungarn (Budapest, Tihany, Balatonfüred) und Kontakte mit tschechischen Kollegen der Museen in Prag (Prof. Kruta) und Brunn (Dr. Orel). Eine weitere bemerkenswerte Reise führte mich zu einem internationalen Kongress des ICOM 1964 nach Warschau und Krakau, wohin nach Kriegsende die Archivbestände aus dem besetzten Breslau gekommen waren, die ebenfalls Humboldt-Briefe besaßen, und deren Kopien die Humboldt-Kommission erhalten hatte. Meine Aufgabe war es, diese Abschriften mit den Originalen zu vergleichen und für die Drucklegung zu korrigieren. Auf dieser Reise konnte mich meine Tochter (damals noch in Jena) begleiten, da es eine Reise in ein sozialistisches Nachbarland war. Sie hatte bereits nach Abschluß ihrer Lehrausbildung bei Zeiss im Sommer 1964 eine selbständige Reise nach Moskau, Kiew und nach der Krim unternommen (s. Kap. 6).

Bereits 1964 erhielt ich zusätzlich zu den Akademieaufgaben, die mich nie über die Dienstzeit hinaus in Anspruch nahmen, einen Lehrauftrag für „Geschichte der Biologie“ an der Humboldt-Universität, der von dem ehemaligen Jenaer Ordinarius für Botanik und Dekan der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, Professor Walther Vent, vermittelt wurde, der diese Vorlesungen von Jena kannte. Sie wurden für Biologiestudenten in einem Hörsaal des Museums für Naturkunde abgehalten, mit dem ich von nun an regelmäßige Kontakte unterhielt, sowie dessen

²³ Die A.-v.-Humboldt-Kommission war von der DAW am 19.01.1956 gegründet worden, hauptsächlich zur Aufspürung und Sammlung von Briefen A. von Humboldts aus aller Welt und zur Vorbereitung der Gedenkfeier zum 100. Todestag A. v. Humboldts 1959, wozu Gäste aus 25 Staaten nach Berlin kamen. 1969 wurde diese Kommission wieder aufgelöst. Ihre Arbeit setzte die A.-v.-Humboldt-Forschungsstelle an der DAW, nach 1991 bei der BBAW fort bis zum 31.12.2014. Seit Jan. 2015 ist an der BBAW ein Akademievorhaben über 18 Jahre mit dem Gesamtthema „A. v. Humboldt auf Reisen – Wissenschaft aus der Bewegung“ etabliert.

²⁴ Siehe Catalogus Professorum der Universität Utrecht.

Bibliothek und Handschriftensammlungen kennenlernte, zumal auch dort Humboldt-Briefe vorhanden waren. Ich begann nun, Material für eine biologiehistorische Habilitationsarbeit zu sammeln. Meine Vorlesungen konnte ich mit den in der zoologischen Bibliothek vorhandenen alten Kräuter- und Tierbüchern aus dem 16. bis 17. Jahrhundert demonstrieren, und diese reichhaltigen alten Bücherbestände des Museums entfachten meine Interessen für Biologiegeschichte aufs Neue.

Häufig besuchte ich auch die Kolloquien des Institutes für Geschichte der Medizin an der Humboldt-Universität und übernahm zeitweilig den Vorsitz der Sektion für Medizingeschichte (in der die Biologiegeschichte integriert war) in der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte und besuchte die Jahrestagung für Medizingeschichte in Erfurt (11. bis 13. Oktober 1967). In diesem Zusammenhang reiste ich zu einem Erfahrungsaustausch zusammen mit einem Berliner Medizinhistoriker, der für ein geplantes medizinhistorisches Museum und die Dokumentation von Exponaten verantwortlich war, nach Budapest zum „Sammelweis-Museum“ (s. Kap. 8).

Regelmäßig nahm ich an den in der Akademie organisierten Editions-kolloquien teil, in denen nun diejenigen Regeln und Prinzipien diskutiert wurden, wie ich sie in Berlin erwartet hatte, und lernte viele Kollegen aus anderen Abteilungen kennen. 1965 wurde ich zur Oberassistentin ernannt.

Neue Erlebnisse im Privatleben und mein erstes Enkelkind

Die Arbeiten im Hauptgebäude der Berliner Akademie der Wissenschaften und in den Editions-kolloquien brachten mir wieder eine schicksalhafte Begegnung. Neben den Räumen der A.-v.-Humboldt-Kommission befand sich auch die Arbeitsstelle für ein „Goethe-Wörterbuch“ des Institutes für Literaturwissenschaften. Dort arbeitete eine Germanistin, Dr. Gertrud Schmits (1917–1986), die mich sehr bald schon auf einen anthroposophischen Arbeitskreis im Hause von Anna Samweber (1885–1969) hinwies, die noch aus dem persönlichen Umkreis um Rudolf Steiner (1865–1925) in Berlin stammte und viel aus ihrem Leben in dessen Haus in Berlin (bis 1923) erzählte.

Dort lernte ich etwa 1967 Wilfried Krutzsch²⁵ und dessen Ehefrau Barbara kennen.

Dieser anthroposophische Arbeitskreis, der auch nach Samwebers Tod in anderen Wohnungen, zunächst bei Susanne Schillinger (1920–1999), die ich durch Gertrud Schmits (s. o.) kennengelernt hatte, weitergeführt wurde, bot mir eigentlich erst die geistige „Heimat“ in Berlin. Wilfried Krutzsch (gebürtiger Sachse wie ich) war befreundet mit Meißner Anthroposphen, Hedwig und Maximilian Hans (1893–1973) und Frau Dora Thieme (1886–1984), die ebenfalls noch Rudolf Stei-

²⁵ Geb. 1928, deutscher Paläobotaniker und Palynologe; war am Zentralen Geologischen Institut der DDR als Leiter der Arbeitsgruppe Paläobotanik und lange Jahre am *Museum für Naturkunde* der Humboldt-Universität Berlin tätig, wo er auch eine Professur innehatte (Quelle: Wikipedia).

ner persönlich kannten. Von letzterer erbt ich anthroposophische Literatur, die sonst in der DDR nicht beschaffbar war, und wofür ich ihr stets dankbar war.

Meine Mutter bewahrte die gemeinsame Jenaer Wohnung als Heimat für uns, bis Isolde ihr Studium abschließen konnte. Inzwischen hatte diese in Rostock Wolfgang Schmidt, ihren künftigen Ehemann, kennengelernt und am 26. November 1966 geheiratet, im Standesamt in Rostock, was dann mit der Familie in Berlin (im Hotel Warschau) gefeiert wurde, da ich in Berlin noch keine richtige Wohnung hatte. Das junge Paar übernachtete dann im Hotel am Ernst-Thälmann-Platz und trat zwei Tage später einen „Hochzeitsflug“ nach Prag an. Isolde wohnte bis dahin in einem Rostocker Studentenheim und zog zunächst in Wolfgangs Wohnung. Im April 1967 kam ihr erstes Kind Regina zur Welt und wurde in der Rostocker Gemeinde der Christengemeinschaft getauft (s.u.). In dieser schwierigen Zeit stand ihr der Ehemann hilfreich zur Seite, da meine Mutter und ich ihr stets nur kurze Zeit helfen konnten. Nachdem sie 1969 ihr Diplom als Oberstufenlehrer für Spanisch und Russisch erhalten und im Frühjahr 1970 ein Schulpraktikum für die Klassenstufen 5 bis 12 absolviert hatte, trat sie im September 1970 eine Stelle als Mitarbeiterin für fremdsprachliche Dokumentation im Institut für Seeverkehr und Hafenwirtschaft in Rostock an, was ich vermitteln konnte; denn eigentlich hätte sie sich nun als Oberstufenlehrer verpflichten müssen. Diese Vermittlung war nur möglich durch die Beziehungen, die das Museum für Naturkunde – in dem ich seit Herbst 1967 tätig war (s.u.) – zur Rostocker Seereederei hatte, denn jene hatte 1966/67 zusammen mit einem Zoologenkollektiv des Museums in den kubanischen Gewässern ein Korallenriff erforscht und abgebaut, das in den Ausstellungen unseres Museums wieder aufgebaut werden sollte, was nun meiner Leitung unterstand. Dadurch hatte ich unmittelbare Kontakte zur Seereederei, die diese Anstellung von Isolde ermöglichte.

Isolde und Wolfgang bezogen in Lütten-Klein eine eigene Wohnung, später in Evershagen, wo die zwei Töchter Antje (1975) und Andrea (1976) geboren wurden, nachdem 1971 eine Fehlgeburt verkraftet werden mußte (s. Kap. 8).

Ihr Mann hatte einen verantwortungsvollen Beruf in einem Industrieunternehmen (IBK) in Rostock. Im Jahr 1970 nahm Wolfgang noch ein Studium an der Dresdner Technischen Universität auf und erhielt 1973 sein Diplom als Ingenieur-Ökonom.

Die Geburt meines ersten Enkelkinds Regina am 16. April 1967 führte mich im privaten Bereich zu einer neuen Lebensqualität. Da ich selbst durch den frühen Tod von Wilhelm nur ein Einzelkind haben konnte, erlebte ich nun das Aufwachsen und Entwickeln des ersten Enkelkinds, so oft es möglich war, mit Aufmerksamkeit mit. Ich verbrachte die erste Maiwoche in Rostock und begleitete Isolde, die keiner kirchlichen Institution mehr angehörte, zur Taufe von Regina in der Rostocker Christengemeinschaft (die Herr Pfarrer Dr. Albrecht Meyer vornahm). Die junge Familie wohnte zunächst in einem Zimmer im Borenweg, von wo aus ich Regina noch öfters als Kleinkind ausfahren und ihre ersten Sprechversuche miterleben konnte. Auch meine Mutter besuchte ihr erstes Urenkelkind und



staunte immer wieder, „was für eine gute Mutter Isolde geworden war!“ Nach ihrer Übersiedlung nach Bayreuth besuchte sie jährlich außer Berlin auch Rostock und erfreute sich an den zwei weiteren Enkelkindern Antje (1975) und Andrea (1976).

Abb. 16: Spaziergang mit dem 1. Enkelkind 1969

Schon länger hatte ich mich um einen Wohnungstausch in Berlin bemüht und reiste nicht mehr an jedem Wochenende nach Jena, zumal nun auch Rostock vorrangig war. Meine Mutter hatte keine Verpflichtungen mehr für ihr Enkelkind und hatte bisher die Jenaer Wohnung als Heimat für uns bewahrt. Da sie ohnehin schon lange nach einem Umzug in eine größere Stadt trachtete, wollten wir zusammen in Berlin sesshaft werden. Nachdem mein Schwager aber eine Pfarrstelle in Bayreuth übernommen und 1969 dorthin umgezogen war, verwirklichte schließlich meine Mutter im Sommer 1971 ihre Übersiedlung aus Jena nach Bayreuth. Da es bisher bei mir nicht mit einem geeigneten Wohnungstausch geklappt hatte, wollte sie nun nicht mehr, wie ursprünglich geplant, mit nach Berlin ziehen. Sie hoffte auch, daß ich mit der Jenaer 4-Zimmer-Wohnung im Wohnungstausch nunmehr eine angemessenere Wohnung für mich allein in Berlin finden und die Zuzugsgenehmigung nach Berlin erhalten würde (s. Kap. 8). Bis dahin besaß ich nur eine Aufenthaltsgenehmigung für die Dauer meiner Anstellung an der Akademie der Wissenschaften, an der ich eine zeitlich begrenzte Editions Aufgabe wahrgenommen hatte.

Mit der Fertigstellung der Bearbeitung – Transkription der Handschriften und Kommentierung der Jugendbriefe Alexander von Humboldts – neigte sich diese Aufgabe einem Ende zu (obwohl die Drucklegung erst 1973 beendet war) und ich bewarb mich 1967 für eine vakante Stelle am Museum für Naturkunde der Humboldt-Universität, wo der Vorsitzende der Alexander-von-Humboldt-Kommission, Professor Erwin Stresemann (1889–1972), gleichzeitig Direktor der ornithologi-

schen Abteilung des Museums für Naturkunde war und als einer der wenigen Westberliner eine Dauergenehmigung zum Besuch von Ostberlin erhalten hatte, wo das Museum lag. Er unterstützte mein Anliegen, denn ich hoffte auch, mich an der Humboldt-Universität mit der biologiehistorischen Arbeit habilitieren zu können.

Mitte der 1960er Jahre wurde Wissenschaftsgeschichte in der DDR gefördert, die „Zeitschrift für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin“ (NTM) wurde 1964 in Leipzig gegründet, nachdem es nach 1961 untersagt war, in westdeutschen Zeitschriften zu publizieren. An den Universitäten Halle und Jena wurden Lehrstühle für Geschichte der Naturwissenschaften eingerichtet und ich beschäftigte mich schon 1966 mit der Konzeption eines „Museums für Biologiegeschichte“, dessen Standort in Erfurt oder Stralsund geplant war, denn ich stand seit meiner Jenaer Zeit schon mit dem „Rat für Museumswesen der DDR“ in Verbindung (s. Kap. 6). Ein solches Museum, das „Biohistoricum“, wurde dann erst 1998 durch Prof. Armin Geus in Neuburg an der Donau gegründet (s. Kap. 11–12).

Ich war also mit vielen Fäden mit der Biologiegeschichte als Lehrfach verbunden.

Das war auch einer der Gründe, weshalb ich wieder eine Universitätsstelle anstrebte, denn die Hörer meiner Vorlesungen, die in einem Hörsaal des Museums für Naturkunde stattfanden, waren Zoologen und Botaniker. So hatte ich die vakante Stelle als Leiter der zoologischen „Schausammlung“ dieses Museums angenommen, obwohl meine Editionsarbeit noch nicht beendet war, vor allem aber, um gleichzeitig die Schrift- und Bildgutsammlungen betreuen zu können wie mein Vorgänger Rudolph Gottschalk (gest. 1967), und wechselte im September 1967 von der Akademie an die Universität, d. h. ins Zoologische Museum, wo eine Fülle neuer Projekte geplant war.

Vor allem war das Sammelgut von einer Korallenriff-Expedition zu sichten, die in Zusammenarbeit zwischen der Deutschen Seereederei in Rostock und einem Kollektiv aus Zoologen und Präparatoren des Zoologischen Museums im Winter 1966/67 durchgeführt worden war. Dieses Unternehmen war durch die Medien längst der Öffentlichkeit bekannt gemacht worden und sollte so bald wie möglich in den Ausstellungen gezeigt werden.

Doch gab es zunächst andere Prioritäten.

Gleich im ersten Monat meiner neuen Aufgaben stand der 50ste Jahrestag der russischen „Oktoberrevolution“ bevor, der im Museum für Naturkunde mit einer Sonderausstellung über „50 Jahre Sowjetunion“ gedacht werden sollte. Dazu lagen im Museum noch keinerlei Vorarbeiten vor, so daß ich zunächst durch Archiv- und Literaturstudien mein erstes „Drehbuch“ über Vitrinengestaltung und inhaltliche Struktur des Themas erstellen mußte, bevor die Handwerker, Präparatoren und Grafiker ihre Aufgaben bekommen konnten. Dazu mußte ich Kontakte zu den Kustoden aller Sammlungsabteilungen aufnehmen, um zu ermitteln, welche Exponate zur Verfügung standen. Es war meine erste Bewährungsprobe, und es

gab wohl kein besseres Mittel, um gleich im ersten Vierteljahr das gesamte Museum, sein Personal und dessen Eigenheiten kennenzulernen.

Da zu diesem Zeitpunkt die Editionsarbeiten an dem ersten Humboldt-Briefband noch keineswegs abgeschlossen waren, arbeitete ich daran auch im Museum noch weiter und erhielt die Genehmigung der Akademie, eine Sekretärin der Arbeitsstelle, Käthe Rohleder, in meinem Arbeitszimmer weiterhin zu beschäftigen bis zur Drucklegung des Manuskriptes (ca. 1971), während mir für die musealen Dienstaufgaben, Ausstellungsgestaltung, Führungen etc. nur eine Halbtagschreibkraft zur Verfügung stand.

Im Museum besuchte mich auch Georg Uschmann aus Jena wieder öfters in Berlin, der ab 1967 neben seinen Aufgaben als Direktor des Ernst-Haeckel-Hauses in Jena auch die Leitung des Archivs der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle übernommen hatte, nachdem er 1964 deren Mitglied geworden war. Er begann, dieses zu einer selbständigen Institution mit Planstellen für Archivare zu entwickeln, und konnte Kollegen aus der Bundesrepublik einladen. So besuchte er mit Professor Dr. Hans Querner (geb. 1921)²⁶ aus Heidelberg im Herbst 1967 auch das Museum für Naturkunde in Berlin. Diese neue Bekanntschaft spielte für mich später noch eine wichtige Rolle, als ich nach 1982 in die BRD reisen konnte. Nachdem er 1984 vom Lehramt emeritiert war, siedelte er sich auf einem kleinen Landgut in Laase an (s. Kap. 11), wo ich schöne Urlaubstage verbringen konnte, die mich an meine Jugendliebe zum Landleben erinnerten. Als Hans Querner 1998 in seine Vaterstadt Wernigerode übergesiedelt war, konnte ich ihn noch oft besuchen und auch seine Bibliothek benutzen...

Indessen waren zu diesem Zeitpunkt die Maßnahmen der „3. Hochschulreform“ in vollem Gange, in deren Zuge das Vorlesungsspektrum für Diplombiologen verändert wurde und die Lehrveranstaltungen zur „Geschichte der Biologie“ ab 1969 entfielen, zugunsten einer Lehrveranstaltung über „Philosophische Probleme der Biologie“, die von Philosophen übernommen wurden. So schien eine Habilitation für dieses Fach zwecklos und ich stellte die Arbeiten dafür ein, zumal ich mit der Umsetzung der 3. Hochschulreform und der völligen Neugestaltung der Ausstellungen voll beansprucht war und häufig bis in die Nachtstunden im Museum arbeitete.

Das Museum für Naturkunde und neue Herausforderungen bei der Neugestaltung der Ausstellungen nach der „3. Hochschulreform“

Im Vordergrund meiner Tätigkeit standen zunächst die museologischen Anforderungen an die Neugestaltung der zoologischen Ausstellungen und die museumspädagogischen Aufgaben, die anderen Prinzipien folgten als die hochschulpädagogischen. Mit dieser Zielstellung galt es Verbindung mit anderen Museen im In- und Ausland aufzunehmen, und ich erhielt im November 1968 eine Dienstreise nach Ungarn, nachdem Kollegen aus dem Zoologischen Museum in Budapest in Berlin zu Besuch waren und von mir betreut werden mußten. Der Freundschafts-

²⁶ Gest. 2012 in Wernigerode.

vertrag zwischen unseren beiden Museen, der einen Erfahrungsaustausch vorsah, ermöglichte mir diese Reise nach Ungarn, die einen vierwöchigen Aufenthalt vorsah. Davon blieb ich zwei Wochen in Budapest und machte in den neu gestalteten Ausstellungen des ungarischen Nationalmuseums, der zoologischen, paläontologischen und botanischen Museen, Aufzeichnungen über die museologischen Konzeptionen, deren Umsetzung in die Ausstellungen und über Besucherfrequenzen, deren Ergebnisse teilweise in die Neugestaltung des Berliner Primatensaales einflossen (die 1967 begonnen worden war und zwei Jahre dauerte).

Einen breiten Raum nahm in Budapest die Besichtigung der modern eingerichteten Präparationswerkstätten ein und die Information über die Spezialisierung der Präparatoren, da mir in Berlin die vier Ausstellungspräparatoren unterstellt waren und auch eine Neuordnung der Präparatorenausbildung vorgesehen war. In Ungarn gab es vier gute Dermoplastiker, wofür auch das Berliner Museum berühmt war, neben entomologischen Präparatoren.

An den Aufenthalt in Budapest schloß sich die Besichtigung der Museen in Keszthely am Südbalaton sowie in Verteszölles in Ostungarn an, die vom Budapester Nationalmuseum gestaltet worden waren und von dort aus mitbetreut wurden. Das entsprach in gewissem Sinne den gleichen Zentralisierungstendenzen, wie sie sich auch in der DDR anbahnten (s. Kap. 8).

Mit gleicher Zielsetzung erhielt ich im Februar 1974 eine Reise in das Naturhistorische Museum in Skopje (Jugoslawien), das ebenfalls durch einen Freundschaftsvertrag mit dem Berliner Museum verbunden war (s. Kap. 8).

Im Zuge der Hochschulreform wurde nun auch eine grundlegende Veränderung der internen Museumsstruktur vorgesehen. Bisher bestand diese aus traditionellen Ursprüngen seit 1889 aus drei nahezu selbständigen Museumssammlungen: dem Mineralogischen, dem Paläontologischen und dem Zoologischen Museum mit drei autonomen Direktoren, Lehrstuhlinhabern in verschiedenen Fakultäten der Universität. Ebenso dreieggliedert war auch der zu den Museen gehörige Ausstellungsbereich, obwohl nur dieser öffentlich zugänglich war und von den Museumsbesuchern als Einheit erlebt wurde.

Der damals so genannte „Schausammlungsleiter“ gehörte zum Zoologischen Museum, obwohl er die pädagogische Ausstellungsarbeit insgesamt zu verantworten hatte, wobei er oft an die Grenzen seiner Kompetenzen kam.

Außerdem war vom Zoologischen Museum seit 1965 unter der Direktion von Professor Konrad Senglaub (1926–2016) eine totale Um- und Neugestaltung der zoologischen Ausstellungsräume begonnen worden, während die mineralogischen und paläontologischen Räume noch in hergebrachten Formen mit alten Ausstellungsvitrinen und mit Exponaten in magazinartiger Aufstellung nach dem jeweiligen System ausgestattet waren. Das führte zu Kritiken seitens der Öffentlichkeit, womit in erster Linie der Ausstellungsleiter konfrontiert war, so daß eine Neuordnung dringend erforderlich wurde. Dieser Herausforderung sah ich mich gegenüber.

Für mich war die Einarbeitung in die neuen, vorwiegend organisatorischen und pädagogischen Museumsaufgaben recht schwierig, zumal ich nur wenige technische Hilfskräfte (ausschließlich Präparatoren) hatte und keine vertrauten Gesprächspartner. In dieser Situation „entdeckte“ ich voll Freude die mir aus dem Samweber-Kreis und dann auch aus der Gemeinde der Christengemeinschaft bekannte Barbara Krutzsch (s. o.) als einzige schon vertraute Mitarbeiterin im Zoologischen Museum unter lauter fremden Kollegen – wieder eine der „Schicksalsfügungen“ meines Lebens! Sie nahm sich meiner „Hilfslosigkeit“ an und bot ihre Hilfe an; sie wirkte noch mehrfach in meinem späteren Leben wie ein guter Engel (s. Kap. 10).

Außer mir gab es keine pädagogischen Kräfte, um Führungen durchzuführen, lediglich ca. 40 „Aufseher“ in den insgesamt 14 Ausstellungsräumen, meist Rentner, die aus den verschiedensten Berufen kamen und speziell angeleitet werden mußten.

An technischen Hilfskräften standen mir drei bis vier zoologische Präparatoren zur Verfügung, die bei neuen Ausstellungen die Vitrinengestaltung durchzuführen hatten, sowie in den bestehenden Ausstellungen ggf. Reparaturen machten. Betraf dies die paläontologischen oder mineralogischen Räume, so mußten Fachkräfte aus den bisher autonomen Museen erbeten werden. Das galt auch für die Grafiker, da jedes dieser drei Museen einen eigenen Personalbestand hatte, in dessen Aufgaben aber üblicherweise nicht der Ausstellungsbereich einbezogen wurde.

Da ich selbst – wie Grafiker und Präparatoren – zum „Zoologischen Museum“ gehörte, hatte ich auch einen kleinen Arbeitsraum dort im 4. Stockwerk, ebenso Grafiker und Präparatoren. Um die Ausstellungsräume während der Öffnungszeiten des Museums betreuen und überwachen zu können, hatte ich permanent die Fahrstühle oder Treppen zu benutzen.

Das änderte sich erst, nachdem der Primatensaal 1969 eingerichtet worden war. In diesem bekam ich ein geräumiges Arbeitszimmer mit Nebenräumen zur Vorbereitung und Aufbewahrung von Ausstellungselementen.

Im Zuge der 3. Hochschulreform wurde nach 1969 ein Direktor für das Gesamtmuseum ernannt. Diese Funktion nahm zunächst der Direktor des Zoologischen Museums Konrad Senglaub wahr, nach drei Jahren wechselte diese Aufgabe und der Direktor des Paläontologischen, danach des Mineralogischen Museums, bis diese Funktion von dem Direktorat der Einzelmuseen getrennt und ein eigenes „zentrales Sekretariat“ eingerichtet wurde. Im Zuge dieser Strukturveränderungen wurde die Stellung des „zoologischen Schausammlungsleiters“ aus dem Zoologischen Museum herausgelöst und ein eigener „Bereich Ausstellungen“ begründet, der dem neu berufenen „Stellvertretenden Direktor für Bildungsarbeit“ unterstellt war und nunmehr den gesamten Ausstellungsbereich mit 14 Räumen umfaßte. Auch er war zunächst für drei Jahre berufen.

Von 1969 bis 1972 wurde intensiv an den Konzeptionen zur neuen Verwaltungsstruktur des Museums für Naturkunde und zur Bildung des „Bereichs Ausstellungen“ gearbeitet.

Mit dieser Verselbständigung des Ausstellungsbereiches für das Gesamtmuseum bot sich nun die Möglichkeit zur Erweiterung der Personalstruktur. Ich erhielt nun auch eine Sekretärin, die telefonische Anmeldungen entgegennehmen konnte, während ich im Ausstellungsbereich und mit Führungen unterwegs war. Es konnte ein Pädagoge speziell für die „Museumpädagogik“ (Dr. Wolfgang Freydank) eingestellt werden, sowie ein Ausstellungsgestalter und ein Grafiker, so daß die Erneuerung und Neugestaltung auch der paläontologischen Ausstellungen in Angriff genommen werden konnte, die mit paläobotanischen Ensembles ergänzt wurden, nachdem die paläobotanischen Sammlungen (unter Leitung von Prof. Rudolf Daber) erst 1969 aus der Akademie der Wissenschaften ins Museum für Naturkunde eingegliedert worden waren.

8 Das achte Jahrzehnt. 1971–1978

*Der Mensch ist immer mehr, als er von sich weiß.
Er ist nicht ein für alle mal, was er ist.
Er ist ein Weg.
(Karl Jaspers)*

Die Neuprofilierung des GesamtMuseums und die Berufung zum Stellvertretenden Direktor

Die neue Verwaltungsstruktur mit einem Generaldirektor an der Spitze veränderte auch die Stellung und Kompetenz des Ausstellungsleiters. Es erfolgte für mich die Ernennung zum „Stellvertretenden Direktor“ für Bildungsarbeit des GesamtMuseums, was ich von 1971–1974 wahrnahm, sowie zum Leiter der Ausstellungen (parallel zum „Direktor für Ausbildung und Erziehung“ in den anderen Sektionen der Universität).

Da die Ausstellungen mit der Neuprofilierung unter ein Gesamtkonzept „Evolution“ gestellt werden sollten, wurde eine neue Konzipierung im Hinblick auf dieses „Bildungsziel“ für die gesamten Ausstellungsräume angestrebt, da ja nicht nur die zoologischen Sammlungen, sondern vor allem die paläontologischen Sammlungen geeignete Objekte zur Stammesgeschichte enthielten, die bis dahin aber ganz eigenständig thematisch präsentiert worden waren. Eine Gesamtkonzeption sollte nunmehr diese Thematik durchgängig anhand von allen Sammlungsbereichen darstellen. Schließlich wurden auch die Sammlungen des mineralogischen Museums einbezogen, die die Erd- und Mondenentwicklung veranschaulichen sollten; eine spezielle Darstellung der reichhaltigen Meteoritensammlung wurde durch Prof. Günther Hoppe gestaltet.

An dieser Gesamtkonzeption wurde intensiv in den folgenden Jahren gearbeitet.

So wurden auch Pläne zum Wiederaufbau des ausgebombten östlichen Seitenflügels mit der Neugestaltung einer Insektenausstellung entwickelt, die bis dahin in der „Schausammlung“ fast völlig fehlten, wobei ich auf meine früheren Kenntnisse über Entomologie zurückgreifen konnte und dafür bereits eine Ausstellungskonzeption entwarf, was aber nie verwirklicht wurde.

Da unter der allgemeinen Hochschulreform manche der herkömmlichen Institutsstrukturen benachbarter Universitätsgebäude einschneidende Veränderungen erfuhren, wie zum Beispiel das Zoologische oder Landwirtschaftliche Institut, mußten deren Sammlungen übernommen und zunächst magaziniert werden, was ebenfalls teilweise dem Bereich Ausstellungen übertragen wurde, da es sich um Lehrsammlungen handelte.

Der Wohnungswechsel von Jena nach Berlin

Mein Arbeitspensum und mein Verantwortungsbereich hatten sich erheblich vergrößert und kaum zeitlichen Spielraum für ein umfangreiches Privatleben gelassen, waren so meine früher regelmäßigen Reisen nach Jena sehr reduziert worden, zumal auch Isolde in Rostock ein wünschenswertes Reiseziel war. Als sie im September 1971 eine Fehlgeburt hatte und tief deprimiert war, da sie sich sehr auf dieses zweite Kind gefreut hatte, fuhr ich natürlich nach Rostock, um ihr zur Seite zu stehen, zumal Wolfgang sein Studium in Dresden nicht längere Zeit unterbrechen konnte.

Zu einem Umzug meiner Mutter nach Berlin, die an einer passenden Wohnung mit getrennten Wohnbereichen scheiterte, rückte die Alternative ihrer Übersiedlung nach Bayreuth – wo mein Schwager eine Pfarrstelle erhalten hatte und 1969 nach dort umgezogen war (s. o.) – ins Gespräch. Hatte meine Mutter bis dahin seit 1957 mit mir im gemeinsamen Haushalt gelebt und ihre Fürsorge Isolde angedeihen lassen, so lag der Wunsch nahe, nunmehr einmal näher bei meiner Schwester und deren Tochter zu wohnen, zumal der Westen lockte. So bewältigte unsere Mutter mit dem ihr eigenen Elan allein in Jena all die Arbeit und Formalitäten und zog Anfang September 1971 nach Bayreuth. Das bedingte, daß ich nun auf dem Tauschweg leichter eine kleine Zweizimmer-Wohnung im Stadtbezirk Treptow bekam, was meine Mutter vermutet (s. Kap. 7) und mit ihrer Übersiedlung auch beabsichtigt hatte. So konnte ich im Oktober 1971 definitiv nach Berlin umziehen, nachdem ich schweren Herzens abermals von Jena Abschied nahm.

Im Frühjahr 1971 hatte mich die Parteigruppe der SED im Zoologischen Museum als Mitglied geworben und ich dachte einen Monat darüber nach, ob ich dem folgen sollte. In dieser Bedenkzeit beriet mich der damalige Direktor und Genosse Konrad Senglaub und meinte, ich müsse mich nicht positiv entscheiden, zumal ich ja damals schon 50 Jahre alt war.

Daß ich mich dennoch entschloß, trotz meiner religiösen Bindungen Mitglied dieser Partei zu werden, und – nach einjähriger Probezeit – 1972 aufgenommen wurde, war menschlich begründet; ich hatte während meiner schwierigen Anfangs-

jahre und meiner Leitungstätigkeit im Ausstellungsbereich des Museums vor allem viele Hilfen durch diejenigen Kolleginnen und Kollegen des Zoologischen Museums erfahren, die Mitglied der SED waren und sich progressiven Ideen gegenüber aufgeschlossen zeigten, während die „parteilosen“ und meist konservativen Kollegen meinen Aktivitäten für die Öffentlichkeits- und Ausstellungsarbeit skeptisch, ja abwertend gegenüberstanden, ihre Interessen ganz und gar auf ihre spezielle Sammlungsabteilung und deren wissenschaftliche Aufgaben beschränkten. Es gab kaum Kontakte mit diesen Sammlungsabteilungen, obwohl ich ja eigentlich darentwegen von der Akademie ans Museum gewechselt war und eine Anknüpfung an meine früheren entomologischen Arbeiten in Jena erhofft hatte. Dennoch gab es eine spürbare Distanz zwischen Parteilosen und Genossen, die ich durch Mitgliedschaft in der SED zu überbrücken hoffte, zumal auch fachliche Entscheidungen, speziell über meinen Arbeitsbereich, auf Parteiversammlungen beraten wurden.

An diesem Beratungstisch wollte ich mit sitzen. Ich hatte nicht bedacht, daß sich nunmehr die menschliche Distanz, geprägt von Mißtrauen, zwischen mir und den parteilosen Kollegen vergrößerte! Aber ich fand in dieser Parteigruppe ein stets verständnisvolles Kollektiv, in dem ohne ideologischen „Holzhammer“ jederzeit sachlich über Probleme diskutiert werden konnte. Außerdem konnte ich die Anschauungen und Prinzipien dieser Partei, die die Grundlagen der Staatsführung der DDR waren, verstehen und im begrenzten Rahmen vertreten, zumal sie innerhalb des Museums nie dogmatisch geltend gemacht wurden und soziale Ziele anstrebten, die auch ich für richtig hielt.

Die großangelegte Neukonzeption des Museums erforderte einen erweiterten Erfahrungsaustausch, wodurch für mich eine Reihe von wichtigen Auslandsreisen vorgesehen wurden, wie schon 1968 nach Ungarn und im August 1970 nach Rumänien (Bukarest und Konstanz). Das wurde zweifellos nun durch meine Parteizugehörigkeit begünstigt. Sie führten mich im Dezember 1973 nach Brno, wo im Mendel-Museum ein Vortrag über Geschichte der Genetik gehalten wurde, und dann im Austausch mit dem naturhistorischen Museum in Skopje Ende Februar 1974 nach Jugoslawien, das damals als „halb-kapitalistisches“ Land galt, wo ich außer dem Zoologischen Museum in Skopje auch Zagreb und Dubrovnik an der Mittelmeerküste mit dem großen Seewasser-Aquarium sowie Belgrad besuchen konnte. Im September 1974 folgte wiederum eine Reise nach der CSSR, insbesondere nach Prag und Gottwaldow, wo speziell eine Tagung über Museumspädagogik stattfand, einer Richtung, in der die tschechischen Kollegen, besonders Herr Dr. Stransky, eine Pionierrolle spielten (s. u.). Im Juni 1977 folgte ich einer Einladung der medizinhistorischen Gesellschaft in das „Paul-Stradins-Museum“ für Medizingeschichte nach Riga (Lettland), von wo aus ich noch nach Tartu (Dorpat, Estland) fuhr, wo Erki Tammiksaar Leiter des Baer-Museums geworden war. Auch Budapest mit dem „Simmelweis-Museum“ für Medizingeschichte stand im September 1977 wieder auf dem Reiseplan. Diese Tagungen und weitere in der DDR (z. B. in Weimar, in Stralsund, Leipzig, Königswusterhausen, Gera, Dornburg und

andere) fanden im Rahmen des „Rates für Museumswesen“ statt, in dessen Auftrag seit 1970 an einem „Terminologischen Wörterbuch des Museumswesens“ gearbeitet wurde, das der internationalen Verständigung dienen sollte und öfters Beratungen erforderte.

Kongresse im Rahmen des Rates für Museumswesen, des ICOM und der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften wurden größtenteils von den Ministerien der DDR bzw. deren Einrichtungen sowie durch die Akademie der Wissenschaften und das Museum für Naturkunde der Humboldt-Universität finanziell getragen, so daß ich für meine eigenen Reisen nur wenige Unkosten hatte.

Meine Mitgliedschaft in der SED bzw. meine parteipolitische Aktivität war zwar auf die Parteigruppe des Museums für Naturkunde beschränkt, dehnte aber bald meinen Aktionsradius im Rat des Museumswesens der DDR aus, der Aufgaben zur Koordinierung aller Museen der DDR hatte. Nachdem eine Sektion „Naturkundliche Museen“ begründet worden war, erhielt unser Museum als größtes in der DDR eine Leitungsfunktion, so daß die Kommunikation mit allen naturwissenschaftlich profilierten Museen der DDR nötig und jährliche Zusammenkünfte zu planen und vorzubereiten waren, was oftmals in meiner Verantwortung lag. Diese Aufgaben und Sitzungen nahmen mich noch lange nach Abschluß meiner Berufstätigkeit in Anspruch.

Da seit 1974 auch wieder Vorlesungen zur Geschichte der Biologie im Lehrprogramm der Humboldt-Universität vorgesehen waren und ich nach der turnusmäßigen Ablösung als Stellv. Direktor für Bildungsarbeit, die Dr. Eckhard Gruner²⁷ übernahm, und von der Leitung des Ausstellungsbereiches, die Dr. Wolfgang Freydank (1950–2020) antrat, wieder als Kustos der „Schrift- und Bildgut-Sammlungen“ des Zoologischen Museums eine ruhigere Arbeit übernehmen konnte, begann ich erneut mit einer Habil.-Arbeit, zugleich mit der Durchführung dieser Vorlesungen, die ich ab 1979 auf meinen Kollegen Dr. Ulrich Sucker übertragen konnte. Etwa zu dieser Zeit trat auch Frau Dr. Johanna Schlüter (geb. 1931), Leitende Lektorin des Gustav-Fischer-Verlages Jena, mit der Bitte an mich heran, die Herausgeberschaft einer „Geschichte der Biologie“ zu übernehmen, was ich nun ebenfalls in Angriff nahm.

Daß bei all diesen beruflichen Aktivitäten meine Privatsphäre etwas zu kurz kam, ist unbestritten. Aber ich wußte Isolde samt Regina in Rostock in guter Obhut und in glücklicher Ehe an der Seite von Wolfgang, der in seinem Betrieb an vielen Bauvorhaben in Rostock beteiligt war, z. B. am Bau einer neuen Kirche der Christengemeinschaft, deren neuartiger Baustil auch Fragen bei ihm auslösten. Doch gab es im Februar 1975 auch echte Sorgen, als – nach der Fehlgeburt 1971 – ein weiteres, heiß ersehntes, Kind zu früh auf die Welt wollte. Am 21. Februar erblickte Klein-Antje das Licht der Welt, durfte aber nicht gleich mit der Mutti nach Hause, sondern mußte zunächst in der Obhut der Klinik bleiben und Isolde

²⁷ Hans-Eckhard Gruner (1926–2006).

mußte ihre reichliche Milch täglich abpumpen und in die Klinik bringen, bis Antje nach etwa vier Wochen gesund nach Hause durfte.

Als schon 1 ¼ Jahr später am 22. Mai 1976 auch das Schwesterchen Andrea geboren wurde und zunächst alle Fürsorge der Mutter beanspruchte, sprang oftmals Wolfgang ein und betreute Klein-Antje beim Anziehen, Füttern und Töpfchen-gehen, während Isolde Klein-Andrea stillte. So entwickelte sich Antje bald zum echten „Vater-Töchterchen“! Das ist natürlich die Darstellung aus der Erlebnissicht der Großmutter, die hin und wieder die junge Familie besuchte, ohne entscheidende Hilfe leisten zu können, wie das eigentlich die Aufgabe einer Oma sein sollte! Antje entwickelte später besonders sportliche Ambitionen und bekam zu meiner großen Freude Kontakt zu einer Reitsportgruppe, nachdem bereits eine Ponygruppe im Rostocker Zoologischen Garten betreut worden war. Ich konnte ihr meine gesamte Reitkleidung vererben und bei den Reitübungen zuschauen.

Aber im Museum warteten schon neue Aufgaben. Ab 1976 wurde für alle Präparatoren in Museen der DDR ein Fachschulfernstudium am Museum für Naturkunde Berlin eingerichtet, an dessen Konzeption ich auch beteiligt war und in dessen Rahmen ich eine Lehrveranstaltung über „Museologie“ von 1976–1980 übernahm, sowie einen „Lehrbrief“ über „Geschichte der Präparationstechnik“ verfaßte. Dadurch erarbeitete ich mir ein neues Profil für ein neues Fachgebiet, das bis dahin noch nicht als Lehrfach an Universitäten existierte. Bisher war es die Regel, daß jeder Fachwissenschaftler (Zoologe, Paläontologe, Mineraloge, Botaniker), der eine Museumsleitung an einem der vielen naturkundlichen Heimatmuseen übernahm, mehr oder weniger in den museumstypischen Arbeitsprozessen dilettieren mußte. So setzte ich mich im Rahmen des Museumswesens der DDR für den Erfahrungsaustausch mit ausländischen Kollegen und Museen ein, die auf diesem Sektor bereits weiter waren, z. B. mit dem tschechischen Kollegen Dr. Stransky in Prag, mit dem polnischen Kollegen Dr. Swiecimsky in Krakau und mit der Kollegin Dr. Antonova in Moskau, die ich im Rahmen eines internationalen Kongresses des ICOM („International Congress of Museums“) 1975 (Venedig) besuchen konnte.

Zwar war es mir nicht gelungen, den Plan eines Museums für Biologiegeschichte in der DDR zu realisieren, wie ich es schon 1966 einmal konzipiert hatte; doch gab es inzwischen ein Museum für Geschichte der Medizin, das in Zusammenarbeit mit dem Institut für Medizingeschichte und meinem Kollegen Dr. Georg Harig (1935–1989) in einem Gebäude der Charité am Robert-Koch-Platz eingerichtet worden war. Als Mitglied der Gesellschaft für Geschichte der Medizin war ich beratend für die museologischen Belange tätig und konnte durch diesen Auftrag auch manche Reise zu ausländischen Museen durchführen, z. B. im Juni 1977 nach Riga, wo das Paul-Stradins-Museum für Medizingeschichte Berühmtheit erlangt hatte, oder nach Budapest zum „Simmelweis-Museum“ (s. o.).

Die Aktivitäten für eine gesamtstaatliche Präparatorenausbildung mit Fachschulabschluß brachten mir die Bekanntschaft mit dem Dresdner Oberpräparator Maximilian Gebhart, aus der sich bald eine echte Freundschaft entwickelte. Er ist

auch Chemnitz und wir hatten gemeinsame Erinnerungen und aktuelle Interessen. Denn er und seine Frau Christel waren kenntnisreiche Entomologen, was meine einstigen zoologischen Ambitionen berührte. Durch Gebharts erhielt ich 1972 die Empfehlung für einen Ferienplatz in einem privaten Waldgrundstück von Hermann und Traudel Ehmer in Oberwiesenthal, bzw. an einem Waldrand in Unterwiesenthal mit herrlichem Blick zum Keilberg. Das wurde für fast 20 Jahre nun mein Urlaubsaufenthalt, gemeinsam mit Gebharts, die eine Nachbarhütte bewohnten. Dort entstanden auch wieder Zeichnungen und Aquarelle.

9 Das neunte Jahrsiebt. 1978–1985

*Im Grunde sind es doch die Verbindungen mit Menschen,
welche dem Leben seinen Wert geben.
(Wilhelm von Humboldt)*

Die Begründung eines neuen Hochschullehrfaches und die Dozentur für Museologie

So führte ich von 1978 bis 1982 Lehrveranstaltungen für Museologen der DDR durch und wurde mit einer Arbeit zur „Geschichte der Museologie in naturhistorischen Museen“ 1979 an der Humboldt-Universität habilitiert. Als kurz danach dem Museum im Zuge der staatlichen „Frauenförderung“ eine Dozentur angeboten wurde, war ich dafür vorgeschlagen worden und wurde 1980 zum Dozenten für „naturhistorische Museologie“ ernannt, wodurch ich hoffte, auf diese Weise eine solche Fachdisziplin im Hochschulbereich einführen zu können.

Aus diesem Grunde lehnte ich die mir ursprünglich angebotene Ernennung zum ao. Professor anstelle der Dozentur ab, da diese (im Gegensatz zu einer ao. Professur) in der DDR zu dieser Zeit eine ordentliche Hochschullehrerstelle repräsentierte, die auch nach meinem Eintritt in das Rentenalter erhalten blieb und neu besetzt werden mußte. Das erfolgte ab 1982 mit Dr. Ralph Schummer, wodurch das Ausbildungsfach „Museologie“ zunächst erhalten blieb.

Da das Museum für Naturkunde Berlin ja zur Humboldt-Universität gehört, konnten mit Hilfe dieser planmäßigen Dozentur für Absolventen der „naturhistorischen Museologie“ und Kollegen an außeruniversitären Museen mit museumspezifischen Leistungen Graduierungen vorgenommen werden. Auf diese Weise wurden ab 1980 fünf Promotionen und zwei Habilitationsverfahren im Fach „naturhistorische Museologie“ durchgeführt wie 1982 die Habilitation für Dr. Wolfgang Dunger (1929–2019), Direktor des Naturkundemuseums in Görlitz und 1984 für Dr. Klaus Schreiner, Direktor des Agrarhistorischen Museums in Alt-Schwerin.

Allerdings wurden diese Initiativen nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten 1990 nicht weitergeführt bzw. nicht wieder aufgegriffen, da es in der Bundesrepublik Deutschland nichts Vergleichbares gegeben hatte. So gingen

letztlich diese Aktivitäten in der Gesamtentwicklung des Museumswesens wieder verloren und sind lediglich durch einige Veröffentlichungen zur „Museologie“ erhalten geblieben.

Sowohl diese Arbeiten zur Museologie als auch zur Geschichte der Museen, die das neue Thema für eine Habilitationsarbeit bildeten und wodurch ich eine Brücke schlagen konnte von der Geschichte der Biologie, die vorher meine Hauptarbeitsrichtung war, wurden dadurch begünstigt, daß ich nach der turnusmäßigen Ablösung vom Amt des Stellv. Direktors und der Leitung des Ausstellungsbereiches mich wieder ausschließlich auf die Verwaltung der Schrift- und Bildgutsammlungen im Bereich Zoologie konzentrieren konnte (s. o.).

Diese Sammlungen bildeten bis dahin im Gesamtmuseum nur ein Randgebiet, waren weder sachgemäß untergebracht noch systematisiert und katalogisiert. Sie waren seinerzeit angelegt durch den historisch interessierten Ornithologen Erwin Stresemann, von seiner Sekretärin Frau Grothe grob geordnet und in vier Schränken der zoologischen Bibliothek untergebracht und existierten zunächst als Bestandteil dieser Bibliothek. Der Umstand, daß sie früher von dem Leiter der zoologischen Schausammlung (Dr. Gottschalk) mit betreut worden waren, hatte mich ja ursprünglich zur Übernahme dieser Stelle veranlaßt (s. Kap. 7), aber die starke Beanspruchung durch die Neugestaltung der Ausstellungen, die Umstrukturierung des Museums und die Ausweitung der Verantwortung für die gesamten Ausstellungen nach der Hochschulreform (s. Kap. 8) hatten kaum mehr Zeit für eine sachgerechte Betreuung der Schrift- und Bildgutsammlungen gelassen.

Diese Aufgabe ergriff ich nunmehr ab 1974 als „Kustos“ dieser Sammlungen und suchte, sie im Sinne eines Archivs des Museums für Naturkunde ebenfalls zu profilieren.

Der Aufbau eines Archivs aus den „Schrift- und Bildgutsammlungen des MfN“ und die Konzeption einer „Geschichte der Biologie“ für den Gustav-Fischer-Verlag Jena

Bei Betreuung dieser archivalischen Sammlungen konnte ich auf die im Ernst-Haeckel-Haus in Jena erworbenen Kenntnisse zurückgreifen (s. Kap. 6). Hatte ich schon damals an den Archivleitertagungen teilgenommen, die von der Archivarin der Berliner Akademie der Wissenschaften, Frau Dr. Christa Kirsten, durchgeführt wurden, so hatte ich seit meiner Tätigkeit in Berlin weiterhin an archivarischen Seminaren teilgenommen und besaß gute Kontakte zu den Archivaren der Akademie der Wissenschaften, der Humboldt-Universität und anderer Einrichtungen. Wie notwendig eine kompetente Verwaltung dieser Schrift- und Bildquellen zur Geschichte des Museums war, zeigte sich, als im Zuge der Realisierung der Hochschulreform – als traditionelle Institute aufgelöst wurden – die älteren Archivalien und Nachlässe in das Universitätsarchiv abgegeben werden sollten, um für die künftige Geschichtsforschung verfügbar zu sein. Da konnten wir geltend machen, daß das Schriftgut des Museums für Naturkunde nur im Zusammenhang mit den

naturhistorischen Sammlungen (aus denen es stammte) nutzbar sei und für diese Nutzung fachgerecht bereitgestellt werde, also im Museum für Naturkunde verbleiben müsse. Dabei konnte ich auf das Vorbild eines Museumsarchivs im Naturhistorischen Museum in Wien verweisen (Riedl-Dorn, s. u.).

Da auch seit 1974 die biologiehistorischen Vorlesungen wieder aufgenommen wurden, an denen nicht nur Studenten der Universität, sondern auch Mitarbeiterinnen des Museums für Naturkunde teilnahmen, qualifizierten sich bald einige zusätzlich für Biologie- und Museumsgeschichte und wurden mit Diplom bzw. mit einer Promotionsarbeit (Dr. Hannelore Landsberg) zu Assistentinnen in diesem kleinen „Archiv“, so daß gewährleistet war, daß diese Aufgaben nach meiner Pensionierung weitergeführt werden konnten. Da meine Kollegin Dr. Sabine Hackethal ein Staatsexamen in Kunstgeschichte besaß, sann ich auf eine Aufgabenteilung und übertrug dieser speziell die Verwaltung und Erfassung der umfangreichen Bildgutsammlung (s. u.).

Nun konnte ich auch ernsthaft an die Konzeption des vom Gustav-Fischer-Verlag geplanten Handbuches zur „Geschichte der Biologie“ gehen. Dieser Auftrag hatte bereits eine Vorgeschichte und reichte in die Jahre zurück, in denen ich noch regelmäßig nach Jena fuhr. Bei einem der letzten Besuche (1971) legte mir Frau Dr. Schlüter ein Manuskript für ein solches Handbuch von Mauritz Dittrich (1916–1997) in Greifswald vor, das jedoch von Gutachtern (unter anderen von Prof. Uschmann) als nicht druckreif abgelehnt worden war. Der Verlag wollte aber einen solchen Titel in das Verlagsprogramm aufnehmen und trug das Projekt dem kompetentesten Autor, Georg Uschmann, Direktor des Ernst-Haeckel-Hauses, vor. Dieser lehnte jedoch ein solches Angebot ab mit der Begründung, wenn man keine Autoren aus der BRD heranziehen dürfe, sei es – nur mit Autoren der DDR – nicht realisierbar.

Da Frau Dr. Schlüter regelmäßig in Berlin war und mit Autoren anderer Titel im Museum für Naturkunde verhandelte, trug sie mir eines Tages auch diesen Plan vor und fragte, ob ich eine Möglichkeit zur Realisierung sähe, wenn Uschmann es ablehne. Ich äußerte die Meinung, daß es unter den derzeitigen politischen Bedingungen nur als Gemeinschaftsprojekt mehrerer Autoren zu realisieren sei und profilierte Biologiehistoriker aus den sozialistischen Nachbarländern mit herangezogen werden sollten. Dieser Variante stimmte der Verlag zu, obwohl dadurch Reisekosten und Zeitverzögerungen in Kauf zu nehmen waren. Als federführende Herausgeberin übernahm ich nun die Korrespondenz und die Verhandlungen mit den vorgeschlagenen Kollegen in Prag, Moskau und Bukarest, bat einen Fachzoologen – den Direktor unseres Museums Konrad Senglaub – und einen Fachphilosophen – Rolf Löther –, die Mitherausgeberschaft zu übernehmen.

Darüber hinaus konnte ich auf die kompetente Mitarbeit der befreundeten Medizinhistoriker der DDR Georg Harig (gest. 1989) und Jutta Kollesch (geb. 1933) sowie den Arabisten Rainer Nabielek (geb. 1944) rechnen.

Von jeher waren Biologiegeschichte und Medizingeschichte eng verknüpft, in Berlin besuchte ich regelmäßig die Kolloquien des Institutes für Medizingeschichte und war Mitglied der Gesellschaft für Geschichte der Medizin.

So war dieses Jahrsiebt besonders mit den Arbeiten für diese „Geschichte der Biologie“ und mit den daraus resultierenden internationalen Kontakten ausgefüllt, was auch wieder Auslandsreisen bedingte: nach Prag zu Vera Eisnerová, nach Moskau zu L.J. Bljacher (1900–1987) und A. E. Gaissinovitch, Mitautoren der ersten Auflage (1982). Das Buch erschien 1982, in dem Jahr, in dem ich mit 60 das Rentenalter erreichte, das in der DDR für weibliche Dozenten obligatorisch war. Es konnte im Museum für Naturkunde vom Verlag präsentiert werden.²⁸

Der 60ste Geburtstag und der Beginn meines Rentneralltags

Meinen 60sten Geburtstag feierte ich am 3. Februar 1982 mit Verwandten, Freunden und Kollegen im *Ermeler*-Haus in Berlin.

Am Vormittag dieses Tages fand noch eine Direktoriumssitzung statt, wo mir gratuliert wurde, als eine Sekretärin in das Sitzungszimmer stürmte mit dem Ruf, „es brennt!“ Das gesamte Direktorium war zunächst konsterniert, alle verstreuten sich im Treppenhaus, das von Rauch erfüllt war, und ich stellte fest, daß bereits die Feuerwehr aufgestellt war und in Aktion trat. Denn in den Sammlungsräumen des Dachgeschosses des Paläontologischen Museums war ein Brand ausgebrochen (elektrischer Leitungsschaden). Dieses Ereignis verzögerte nun meinen Aufbruch zur Geburtstagsfeier, denn die Fahrstühle konnten nicht benützt werden, womit ich alle Blumen und Geschenke zum Ausgang transportieren wollte, wo meine Dresdner Freunde Dr. Gebhart sie mit ihrem Auto ins *Ermeler*-Haus transportieren wollten; sie standen ratlos vor der Invalidenstraße, die durch Feuerwehren gesperrt war.

Dennoch kamen wir schließlich alle noch zu der renommierten Gaststätte, wo

inzwischen die Familie wartete, und konnten noch heiter feiern, wobei auch mein Kollege und Freund Georg Uschmann eine – wie stets humorvolle – Ansprache hielt.



Abb. 17: 60. Geburtstag im *Ermeler*-Haus Berlin, mit Georg Uschmann (r.)

²⁸ Siehe auch „Nachsatz der Tochter“.

Obwohl ich bereits seit 2. Februar 1982 Rentnerin geworden war, erfolgte die Beendigung des Dienstes an der Humboldt-Universität erst am Ende des Semesters und die offizielle Abschiedsfeier im Museum für Naturkunde erst am 8. September 1982.

Doch bedeutete es für mich keinen „Abschied“ von den vertrauten Arbeitsstätten und keinen harten Einschnitt in der Lebensführung, da meine Kolleginnen und Nachfolgerinnen mir in den inzwischen mehrfach erweiterten Räumen der „Schrift- und Bildgut-Sammlungen“ stets einen Arbeitsplatz bereit hielten.

Die beabsichtigten Arbeiten für die Verselbständigung des Archivs übernahmen diese gut eingearbeiteten Kolleginnen Landsberg und Hackethal (s. o.), die der Abteilung „Schrift- und Bildgutsammlungen“ sukzessive das Profil einer selbständigen Abteilung und die Stellung im Gesamtmuseum verschafften, die diesem wertvollen historischen Quellenfundus gebührt. Vor allem führten sie nun fachgerecht die provisorisch begonnene Systematisierung und Katalogisierung des Archivgutes durch, denn außer dem Schriftgut des Zoologischen Museums (das Stressemann ordnen ließ, s. o.), gab es noch den umfangreichen Quellenbestand der 1773 gegründeten „Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin“, die früher im Museum für Naturkunde verwaltet wurde und nach 1945 in Westberlin wiederbegründet worden war. Deren Bitten um Herausgabe der Archivalien war vom Ministerium abgelehnt worden. Umso dringlicher war die Verfügbarkeit der Daten bei Benutzeranfragen; diese Aufgabe übernahm nun Dr. Hannelore Landsberg vordringlich.

Viele meiner laufenden Publikationsvorhaben wurden weitergeführt, wobei ich auf die kollegiale Hilfe der Kollegen und die Hilfsmittel des Museums rechnen konnte. Als neue Qualität wurden jetzt aber Reisen in die BRD und in das westliche Ausland möglich, was ich auch sehr bald wahrnahm. So beantragte ich bereits im September 1982 eine Reise nach Bayreuth, um Mutter und Schwester zu besuchen. Bald besuchte ich meine Freundinnen in Hamburg und Köln und erhielt von ihnen Rat und Hilfe zum Erwerb eines provisorischen Passes der BRD, um Freunde und Kollegen in der Schweiz (1984 Basel), in Italien (1984, 1985 Bologna, Florenz, Populonia und Rom) sowie Holland (Amsterdam und Utrecht) zu besuchen. Da das aber für einen DDR-Bürger illegal war, benutzte ich fortan den Paß der DDR, den ich 1983 erhielt, wenngleich die Formalitäten mindestens vier Wochen dauerten.

Auch 1983 reiste ich wieder zu Mutter und Schwester nach Bayreuth und konnte mit ihrer Hilfe sogar einen Besuch bei den Bayreuther Festspielen ermöglichen – nach 46 Jahren (s. Kap. 3), wo ich im August „Tannhäuser“ sah. Gegen Jahresende verschlechterte sich Mutters Gesundheitszustand. Sie wohnte jetzt in der Wohnung meiner Schwester, da sich eine Altersdemenz eingestellt hatte, die sich schon bei ihrem letzten Besuch in Berlin (1982?) angekündigt hatte, als sie sich in sonst vertrauter Umgebung nicht mehr orientieren konnte.

Als sie um Weihnachten 1983 bettlägerig wurde, reiste ich vom 6. bis 15. Januar 1984 wieder nach Bayreuth und konnte acht Tage lang ihr noch sehr nahe sein,

bevor sie am 20. Januar 1984 – kurz nach meiner Heimkehr nach Berlin – früh 7 Uhr in den Armen meiner Schwester starb. So reiste ich vom 24. bis 28. Januar abermals nach Bayreuth, um ihrer Beisetzung am 25. Januar beizuwohnen.

Anfang Februar verstarb auch Dora Thieme, Freundin des Anthroposophen und langjährigen Mitarbeiters von R. Steiner, Maximilian Hans (1893–1973) in Meißen (s. Kap. 7), die beide noch Rudolf Steiner persönlich kannten und die ich durch Wilfried Krutzsch kennenlernte. Von Dora Thieme erbe ich ihre anthroposophische Literatur, ein damals für mich als DDR-Bürger kostbarer Schatz, der mein weiteres Leben begleitete.

In Berlin erwarteten mich wieder Verpflichtungen, zunächst privater Art, da mein Patenkind Bettina Krutzsch (geb. 1970) am 22. April in der Christengemeinschaft konfirmiert wurde.

In beruflicher war eine Redaktionsbesprechung der Zeitschrift NTM wichtig, in deren Schriftleitung ich war, eine museologische Habilitation (Dr. Schreiner) und eine Humboldt-Festveranstaltung (3. bis 4. Mai), wofür ich einen Vortrag übernommen hatte, sowie die Publikation des Lehrprogrammes für „Museologie“, woran ich noch starken Anteil nahm.

Alle diese Arbeiten führte ich im Museum für Naturkunde durch.

1984 brach auch in einer Präparationswerkstatt ein Brand aus und bewirkte, daß die Ausstellungen zunächst geschlossen werden mußten. Sie wurden erst 1985 wieder eröffnet.

Wie war ich froh, daß ich nun keine Verantwortung mehr trug, und ich begann, mein Rentnerleben zu genießen.

Bei einer Tagung der Gesellschaft für Geschichte der Medizin in Berlin, der ich seit 1960 angehörte, hatte ich den westdeutschen Mediziner Dr. Felix Poeschel (1914–2007) mit Frau Emmeli aus Efringen-Kirchen (nahe der Schweizer Grenze) kennengelernt, die mich dorthin einluden. Das nahm ich nun gern an, da es mir die Aussicht eröffnete, von dort aus auch das Goetheanum in Dornach bei Basel zu besuchen.

Diesen Besuch bei Poeschels, die meine Beziehung zur Anthroposophie kannten, nahm ich im Juli 1984 wahr. Ich lernte unter ihrer Führung in schönen Ausflügen in ihrem PKW die gesamte Landschaft am Oberrhein kennen, zunächst das Gebiet um Baden-Baden und Achern, dann Appenweiler mit einer schönen Kirche, den Kanal bei Offenburg, sowie Burg und Dom in Orschweiler, dann Ruine und Dorf bei Riegel und Bad Krozingen. Wir besuchten Engelberg, Breisach und Schloß Bürgeln mit dem Blauen (1168 m). Auch besuchten wir die 92jährige Mutter Poeschel.

Schließlich ermöglichten mir Poeschels auch einen kurzen Besuch in Basel und in Dornach, wo ich meine Chemnitzer Freundin Roswitha Wundt, geb. Funk (s. Kap. 6) besuchen und mich mit ihrer Bürgschaft endlich offiziell als Mitglied der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft am Goetheanum anmelden konnte. Dieses originelle Bauwerk beeindruckte mich sehr in seiner organischen Einbettung in die Landschaft, so daß ich es zeichnete.

So schloß dieses Jahrsiebt mit einem Neubeginn der anthroposophischen Arbeit ab, die fortan wieder stärker mein Denken und Leben bestimmte, zumal bald auch der Besuch des Berliner Arbeitszentrums der Anthroposophischen Gesellschaft in Berlin-Dahlem zugänglich war.

10 Das zehnte Jahrsiebt. 1985–1992

*Jeder Mensch hält Ausschau nach einem Menschen,
der ihm das Ja des Seindürfens zuspricht.
(Martin Buber)*

Mitgliedschaft in der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und der Heimgang meines Lehrers und Mentors Georg Uschmann

Das neue Jahrsiebt führte mich durch die Vermittlung von Georg Uschmann, der mich häufig in Berlin besuchte, auch enger mit dem westdeutschen Arbeitskreis „Biologiegeschichte“ zusammen, der sich neben der Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik gebildet hatte und sich in Mainz bei Gunter Mann (1924–1992) traf. Daran waren maßgeblich Uschmanns Kollegen Hans Querner (Heidelberg, 1921–2012), Dorothea Kuhn (Marbach, 1921–2012), Armin Geus (Marburg, geb. 1937), Irmgard Müller (Bochum, geb. 1938) und Antje Sommer (Bonn) beteiligt. So nahmen wir zum Beispiel gemeinsam an einem solchen Treffen Anfang Juli 1985 in Mannheim bei Gunter Mann teil. Später fuhr ich dann auch weiterhin allein dorthin, und da inzwischen in der DDR ebenfalls im Rahmen der „Biologischen Gesellschaft“ eine Sektion für „Geschichte und Theorie der Biologie“ entstanden war, ergriff ich nach der Wiedervereinigung 1990 die Initiative, diese beiden aktiven Gruppen in Berlin zu vereinen und die Gründung einer gesamtdeutschen „Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie“ vorzuschlagen, was 1991 in Jena auch realisiert wurde und bis zur Gegenwart Bestand hat. Leider hatte Georg Uschmann nun keinen Anteil mehr daran, obwohl ihm der erste Vorsitz gebührt hätte und seiner dabei gedacht wurde.

Noch eine gemeinsame Reise mit Georg Uschmann führte uns Ende Juli 1985 nach Wien zu Georg Uschmanns Freund Hans Seidemann (1912–2005). Ich lernte Baden mit dem schönen Kurpark und dem Beethoventempel kennen, bevor wir Seidemanns Sommerhaus mit großem Grundstück in Ramsau bei Baden besuchten, in dem ich später noch oft zu Gast war.

Im September konnte ich endlich Gertrud Risch (1905–1998) in Hamburg persönlich kennenlernen. Von ihr hatte ich durch Vermittlung der anthroposophischen Gesellschaft in der BRD seit Ende der 1940er Jahre regelmäßig die Zeitschriften „Erziehungskunst“ und Christengemeinschaft zugeschiedt bekommen, die wir in der DDR nicht abonnieren konnten (s. Kap. 4). Dadurch war ich stets über die Geschehnisse in westdeutschen anthroposophischen Vereinigungen in-

formiert. Sie wohnte inzwischen in dem Altersheim des Tobias-Stifts in Ahrensburg und ich lernte Schloß Ahrensburg und auch Ratzeburg kennen. In einer Veranstaltung im großen Saal des Tobias-Hauses hörten wir einen Vortrag über die 12 Urlehrer, die 12 Bodhisattvas und die Apostel Christi sowie den Zusammenhang mit den Verkörperungen der Erde als Saturn – Sonne – Mond und Jupiter – Venus – Vulkan.

Inzwischen war auch 1985 die zweite überarbeitete Auflage der „Geschichte der Biologie“ erschienen, als mich Anfang 1986 Frau Dr. Schlüter vom Gustav-Fischer-Verlag Jena wieder mit einem neuen Projekt, einer kurzen Lehrbuch-Fassung der „Geschichte der Biologie“ für die UTB-Reihe konfrontierte, die dann als „Grundzüge der Biologiegeschichte“ 1990 erschien. Damit war nun wieder ein wissenschaftliches Arbeitspensum für dieses „Rentner-Jahrsiebt“ in Angriff genommen, das weiterhin durch die Mitherausgeberschaft der „Biographien hervorragender Naturwissenschaftler“ (1982–1990) charakterisiert war, für die ich eine Linné- und eine Darwin-Biographie verfaßt hatte, sowie durch die Mitherausgeberschaft von „Ostwald's Klassiker (...)“ (1983–1991), in deren Reihe ich Band 275, „Klassische Schriften zur Zellenlehre“, herausgab. Außer zahlreichen Vorträgen, die meist auch gedruckt wurden und zusätzlich Arbeit kosteten, seien für dieses Jahrsiebt nur noch die 36 biographischen Artikel genannt, die für das „Fachlexikon „abc forscher und erfinder“ (Frankfurt a.M. 1992) erarbeitet wurden. Denn da diese Beiträge termingebunden waren, beschäftigten sie mich auch während meiner Besuche in Bayreuth und während ich Anfang 1984 am Krankenbett meiner Mutter wachte (s. Kap. 9), was mir meine Schwester noch heute vorwirft.

Zu meinem Geburtstag am 2. Februar 1986 überraschte mich Georg Uschmann durch die Mitteilung, daß ich zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt worden sei, und er überbrachte mir das Diplom. Diese ehrende Mitgliedschaft erfolgte auf Grund meiner bisherigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, gewiß aber vor allem durch die Fürsprache von Georg Uschmann. Wir feierten diesen Tag durch einen Besuch der „Nofretete“ in Westberlin, die vorübergehend in Charlottenburg präsentiert wurde.

Diese Wahl in die Leopoldina bedingte für die folgenden Jahre häufige Fahrten nach Halle (Saale), um an den Vortragsveranstaltungen teilzunehmen, und meinen Einführungsvortrag zu halten, sowie mich mit den Aufgaben der Mitarbeiter, des Archivs und der Bibliothek vertraut zu machen. Sie verschaffte mir auch neue Freunde und neue Chancen der wissenschaftlichen Kommunikation, da die Leopoldina eine gesamtdeutsche Akademie mit mancherlei Privilegien geblieben war und zu den Jahrestagungen stets die westdeutschen und ausländischen Mitglieder teilnahmen.

Bereits Anfang 1986 hatte Uschmann, der die neue Reihe „Acta historica Leopoldina“ begründet hatte, als deren Herausgeber eine Schleiden-Biographie in das Publikationsprogramm aufgenommen, da er wußte, daß ich seit meiner Arbeit für die Jenaer Geschichte der Botanik schon seit Jahren dafür Material sammelte. Das bedeutete nun für mich die Verpflichtung, auch diese Biographie energisch in An-

griff zu nehmen. Es dauerte dennoch weitere 20 Jahre bis zur Fertigstellung und war geknüpft an viele „Zufälle“ und neue Menschenbegegnungen, die mir erst das Quellenmaterial aus westeuropäischen Nachlässen zugänglich machten (s. Kap. 12). Das Vorhaben blieb aber für mich stets wie ein Testament Uschmanns.

Für Georg Uschmann brachte der Verlauf des Jahres 1986 eine zunehmende Verschlimmerung seines Asthmas, dessentwegen er sich so oft von dem Jenaer Klima entfernte und lieber in Halle oder Berlin aufhielt. Obwohl Uschmann sehr schwach war, konnten wir Anfang Juni 1986 für zwölf Tage noch gemeinsam zu Seidemanns nach Ramsau fahren, sogar im kleinen Schwimmbad schwimmen und Waldwanderungen machen. Vor der Rückreise wurde ausgiebig Wien besucht, die Barockkirche von Hafnerberg, das Kloster Heiligenkreuz bei Mödling, die Karlskirche, die Kunstakademie und das Naturhistorische Museum besichtigt und am 20. Juni der Rückflug angetreten.

Bereits am 3. Juli fand in Halle eine Leopoldina-Tagung statt, an der ich – da es meine erste war – mit Spannung teilnahm. Sie bot eine Besichtigung des Domes von Merseburg und zum Abschluß eine Aufführung von Mozarts „Zauberflöte“ in dem historischen Theater von Bad Lauchstädt.

Anschließend begleitete ich Uschmann nach Jena, da die Töchter Uschmanns das Jenaer Haus verkaufen wollten, nachdem Frau Uschmann (1906–1987) – seit Jahren demenzkrank – in einem Altersheim in Dessau untergebracht war.

In mehreren Autoausflügen nach Naumburg und Freyburg (Unstrut), nach Eisenberg zu der barocken Schloßkapelle, nach Großkochberg (Haus der Frau von Stein) und Rudolstadt, später auch nach Wolfersdorf zur „Fröhlichen Wiederkunft“, zum Jagdschloß Hummelshain und nach Stadtroda, wo eine Ruine des Zisterzienserinnen-Klosters besichtigt wurde, nahm Uschmann quasi Abschied – wie es im Nachhinein erscheint – von dieser ihm von Jugend an vertrauten und geliebten Landschaft, die er nun mir nahezubringen suchte und die ich erst dadurch kennenlernte.

Ende August bekam Uschmann eine Gürtelrose mit starken Schmerzen, während gleichzeitig die Verhandlungen und Besichtigungen wegen des Hausverkaufs in Jena vor sich gingen. Am 17. September überwies ihn sein Hausarzt wegen Bluthochdrucks trotz seines Protestes in die Klinik, wo er am 20. September auf die Intensivstation kam und am 24. September 1986 „an akutem Herzversagen“ verstarb. Mit seinen Töchtern, die ich schließlich trotz seiner Ablehnung verständigt hatte und die die Formalitäten mit Bestattung und Hausverkauf übernahmen, hatte ich später wenig Kontakt. Die Beisetzung fand am 3. Oktober auf dem Nordfriedhof in Jena statt, und ich konnte als letzten Dienst für diesen Freund und Lehrer noch etwas Zuarbeit für die Nekrologe in der Leopoldina und diversen Gesellschaften leisten, denn ich bin ihm viel Dank schuldig.

Luise Uschmann starb am 28. Mai 1987 in Dessau; damit fand ein Familiendrama einen vorläufigen Abschluß, dessen Aufarbeitung und Bewertung im Hinblick auf meine Verwicklung noch zu leisten wäre.

Im Juni 1987 fand der Sommerausflug der Leopoldina nach Bautzen und Schloß Rammenau in Begleitung von Isolde statt, und eine Vortragstagung in Halle, auf der der Medizinhistoriker Richard Toellner (1930–2019) sprach, ließ stets auch Erinnerungen an Uschmann aufleben. Bereits im Juli wurde ich wieder von Hans Seidemann nach Baden, Mödling und Ramsau eingeladen, und mußte viel von dem Jugendfreund „Uschi“ und seinen letzten Monaten berichten.

Unmittelbar nach meiner Rückkehr aus Wien starb am 14. Juli 1987 meine Tante Ilse Herklotz (1908–1987) und am 20. August vereinte ihre Urnenbeisetzung auf dem Berliner Friedhof Kieffholzstraße wieder einmal die ganze Verwandtschaft mütterlicherseits, z. B. meinen Vetter Dieter Herklotz (1934–1997) mit seiner Frau Renate und seinen Töchtern, die stets Verbindung mit uns hatten bis zum heutigen Tag. Unmittelbar danach fuhr ich Ende August nach Bayreuth, da meine Schwester und Schwager nicht zur Urnenbeisetzung nach Berlin gekommen waren.

Bereits in der ersten Septemberwoche 1987 stand ein Kongreßbesuch in Amsterdam bevor, wo ich durch Pieter Smit die Artis-Bibliothek, das Tropenmuseum und den Zoologischen Garten kennenlernte, dann auch das Rijksmuseum in Utrecht, die Arbeitsstelle von Piet Smit, wo wir die Werke der frühen Naturforscher des 17. Jahrhunderts besichtigten.

Diese Kongreßbesuche waren stets auch der Anlaß für neue Menschenbe-
kanntschaften und dauerhafte Beziehungen.

Im Februar 1988 lernte ich bei einer Zusammenkunft des Arbeitskreises Biologiegeschichte bei Professor Gunter Mann (1924–1992) in Mainz Renato Mazzolini (geb. 1945) aus Trento kennen, dessen Einladung nach Venedig und Padua (von Trento aus) ich begeistert annahm. Bald lernte ich seine zweite Frau Michèle und seinen kleinen Jungen kennen, und es entstand eine echte Freundschaft, die sich durch gegenseitige Besuche auf die ganze Familie (bis nach Rostock) ausdehn-

te, wohin auch seine ältere Tochter aus erster Ehe, Federica Tagliani (geb. 1978), mitkam.



Abb. 18: bei Renato Mazzolini mit Tochter Federica

Am 19. März 1988 reiste ich nach Florenz und von dort nach ausgiebiger Besichtigung mit Renato Mazzolini und seiner Mutter Anna (1918–1991) per Auto über Pisa, Vicenza nach Populonia, dem schönen Landsitz in der Toskana. Von dort konnte ich am 29. März eine Tagestour nach Rom machen, den Petersplatz mit dem Dom sehen, die Vatikanstadt mit den wundervollen Galerien besichtigen, schließlich noch die Engelsburg und das Colosseum im Vorbeifahren bestaunen und den Wunsch zum Wiederkommen mitnehmen. Der nächste Besuch in Populonia fand erst nach der „Wende“ mit Antje und Andrea statt (s. u.).

Das welthistorische Ereignis der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten und die individuellen Erlebnisse, die sich daran anschlossen

Am 29. April 1989 wurde in Rostock die Jugendweihe von Antje gefeiert – auch ein Anlaß für Familientreffen.

Als am 9. November 1989 die „Mauer“ fiel – ein überraschendes Ereignis während einer Pressekonferenz der Regierung – befand ich mich auf einer Tagung des Rates für Museumswesen im „Haus des Lehrers“ am Alexanderplatz, wo über den „Bildungsnotstand“ in der Bevölkerung heiß diskutiert worden war. Auf meinem Heimweg zum S-Bahnhof Alexanderplatz erlebte ich die vorbeiströmenden Menschenmassen Richtung Brandenburger Tor, ohne zu wissen, was das auf sich hat. Erst zu Hause erfuhr ich ab 23 Uhr über das Fernsehen, wie es zu der Maueröffnung kam, und welche Freudenszenen es an der Berliner Mauer gab. Am nächsten Morgen machte dann auch ich von dem freien Zugang nach Westberlin Gebrauch und benutzte den meiner Wohnung nahe liegenden Übergang auf der Kieholzstraße.

Gemessen an diesem überpersönlichen Ereignis der Wiedervereinigung beider deutscher Staaten treten eigentlich alle persönlichen Vorkommnisse in den Hintergrund. Und doch wird auch dieses nationale Geschehen jeweils ganz individuell erlebt worden sein. Da mir persönlich bereits als Rentnerin jede Reisemöglichkeit gegeben war und mir gleichsam „die Welt offen stand“ (bis auf den Besuch Westberlins, der zunächst 1982 noch nicht möglich war), wurde mir der einschneidende Charakter dieser letzten Monate des Jahres 1989 nicht gleich voll bewußt.

Aber Isolde erfuhr bald durch die Auflösung ihres Institutes für Hafen- und Seeverkehr ihre Entlassung in eine ungewisse Zukunft. Doch sie ergriff die Chance für ein einmaliges Reiseerlebnis. Es wurde die Möglichkeit einer großen Seereise mit einem Containerschiff von Warnemünde nach Colombo angeboten, und Isolde nahm dieses Angebot für sich und ihre Familie wahr. So fuhren Isolde und Wolfgang mit Antje und Andrea zwei Monate lang im Juli und August 1990 um die halbe Welt und kehrten mit reichhaltigen Erfahrungen und Fotos zurück (allerdings ohne Regina, die zu dieser Zeit als Kindergärtnerin in Bergen auf Rügen arbeitete und soviel Urlaub nicht erhielt).

Das war allerdings nicht ihr erstes Erlebnis der „westlichen Welt“.

Gleich nach der „Wende“ hatten Isolde und Wolfgang mit den Töchtern und mir nach Weihnachten 1989 eine Zugfahrt nach Lübeck unternommen. Es war für die Familie das erste gemeinsame Reiseerlebnis in den „Westen“, wobei mir die erstaunten Blicke von Wolfgang und den Kindern in die vollen Schaufenster von Lübeck in Erinnerung geblieben sind, die Wolfgang den Ausruf entlockten: „Ich verstehe gar nicht, wieso wir (in der DDR) das nicht auch hatten?!“ Aber da die Geschäfte Sonntagsruhe hatten, gab es keine „Versuchungen“ zum Kaufen, zumal der Geldumtausch gerade erst angelaufen war.

Bei meinem Besuch in Rostock am 11. März 1990 wurde eine erste Fahrt mit der Fähre von Warnemünde nach Dänemark (Gedser, Insel Falster) mit einer Busfahrt nach Vordingborg unternommen, wo wir das Königsschloß (9. Jh.) sahen.

Schon im April 1990 hatte meine Schulfreundin Otta Kießling zu einem Klassentreffen nach Möckmühl (Jagst) eingeladen, wo unsere alte Klasse erstmals nach der Wiedervereinigung die Schulkameradinnen aus Ost und West wieder zusammenführte. Nach einer Fahrt durch den Odenwald bis Ebersbach und Zwingenberg am Neckar lernten wir Ottas neue Heimat kennen. Auf schönen Wanderwegen um Möckmühl und bei einer Fahrt nach Kloster Schöntal über Jagsthausen, wo die Götzenburg besichtigt wurde, und Berlichingen lernten wir das schöne Jagsttal kennen und vereinbarten künftig jährliche Klassentreffen. Das wurde an den jeweiligen Wohnorten auch realisiert, so bereits im Oktober 1990 in Frankfurt am Main bei Irmgard Schreiter (gest. 2004), bis von Jahr zu Jahr immer weniger daran teilnehmen konnten. Nur wenige meiner Klassenkameradinnen hatten Familie. Im August 1992 trafen wir uns in Lemgo, wo Thea Lemke (geb. Thimme) die Klassenschwestern in ihr Haus einladen konnte, wo sie mit Mann und Töchtern wohnte, bis diese nach auswärts heirateten.

Mich erwartete bald nach der Heimkehr von jenem ersten Klassentreffen in Möckmühl ein Familienfest, da Andrea am 28. April 1990 ihre Jugendweihe in Rostock feiern konnte; sie wurde ja im Mai 14 Jahre alt, was in die Schulferien fiel, wo danach dann beide, Andrea und Antje, mich in Berlin besuchten. Wir konnten schöne Schiffsfahrten auf der Spree zum Wannsee, Griebnitzsee, Babelsberg und der Pfaueninsel machen, eine Fahrt, die kurze Zeit später auch zum Treffen der Luisenhöfer Maiden in Berlin ausgesucht wurde.

Wie nun alljährlich besuchte ich im September 1990 auch wieder Hans und Gerda Seidemann in Ramsau, konnte dort ein dörfliches Erntedankfest erleben, auf den Spaziergängen Georg Uschmanns Andenken beleben und die „Uschi-Bank“ aufsuchen. Eine Autofahrt nach Stift Melk und Burg Dürnstein (wo die Sage um Richard Löwenherz und Sänger Blondel spielt), durch die Wachau bis Krems brachte mir die schöne Landschaft auf beiden Ufern der Donau nahe.

So hatte meine Reisetätigkeit weiterhin zugenommen, die Tagungen der deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin in Mannheim mit Exkursionen in den Odenwald, eine Goethe-Tagung in Frankfurt am Main und eine anthroposophische Tagung der kurze Zeit bestehenden „Freien Europäischen Akademie“ zuerst in Hamburg, dann in Prag mit Wilfried Krutzsch Ende November 1990

kennzeichnen meine vielseitigen Interessen, Verknüpfungen und Bindungen zu Gesellschaften, deren Tagungen in Ost und West regelmäßig besucht wurden. So setzte sich auch 1991 meine umfangreiche Reisetätigkeit fort.

Als am 12. Januar 1991 Anna Mazzolini (geb. 1918), die Mutter von Renato Mazzolini (geb. 1945), in Populonia gestorben war, der wir diese Bekanntschaft durch ihre engen Beziehungen zu Deutschland verdankten, fuhr ich zum Abschied nach Italien und lernte auf der Rückfahrt über Trento Renatos neues Haus in Madrano kennen. Schon im März sahen wir uns bei einer Dohrn-Tagung in Neapel wieder, zu der die Leiterin der Zoologischen Station in Neapel, Christiane Groeben, eingeladen hatte.

Federica, Mazzolinis Tochter aus erster Ehe (s. o.), besuchte uns im Sommer in Oberwiesenthal, unserem jährlichen Ferienaufenthalt seit 1972 (s. Kap. 8), wo nun auch Antje und Andrea mitfahren und Isolde zu Besuch kam.

Regina war damals Kindergärtnerin in Bergen auf Rügen, wo sie eine erste intime Beziehung anknüpfte und am 3. März 1991 ihren Sohn Martin, mein erstes Urenkelkind, zur Welt brachte. Deshalb nahm sie an solchen Familienunternehmungen zunächst nicht mehr teil.

Als Martin 1997 in die Schule kam, besuchte ich sie nochmals in Bergen, bevor Regina dann 1998 nach Berlin umzog, um hier mit ihrer Kollegin Matzat ein eigenes Unternehmen zu gründen. (s. Kap. 11).

Die Wende hatte allenthalben auch bei meinen jüngeren Freunden neue Reise lust entfacht, und so schlug Barbara Krutzsch eine Busreise nach Spanien vor, die am 19. April 1991 vom Alexanderplatz Berlin aus startete. Die Fahrt ging über Nürnberg, Heilbronn, Sinsheim, Baden-Baden über die Grenze bei Mulhouse, weiter nach Belfort, Besançon und Lyon. Am 20. April frühmorgens kamen wir in Santa Susanna (Malgrat de Mar) an der Costa Dorada an. Es folgte eine Busfahrt nach Blanes mit Besichtigungen des Hafens, des Botanischen Gartens, einer Modenschau und einer Weinverkostung entlang der Mittelmeerküste, von wo aus man die Schloßruine Cabrera auf dem Monte San Juan sehen konnte. Eine weitere Busfahrt führte nach Tossa de Mar bis Palamos, über die Steilküste der Costa Brava und landeinwärts bis zur mittelalterlichen Stadt Pals und Dorf Monelles bis Girona, wo der Dom besichtigt wurde.

Eine dritte Exkursion brachte uns bis Barcelona, wo uns das Olympia-Stadion gezeigt wurde, bevor wir vom Hafen die Rambla entlang mit der alten Markthalle zur Kathedrale Santa Maria, der Universität Montserrat und dem Benediktinerkloster gingen. Von der Piazza aus wurde noch das „gotische Viertel“ und das Haus von Picasso besichtigt. Am 27. April erfolgte die Heimfahrt über Lloret del Mar, die Pyrenäen, Montpellier, nach Lyon und Mulhouse, nach Deutschland – ein Reiseerlebnis, das sich gelohnt hat!

Ein nächstes herausragendes Erlebnis wurde im August 1991 die Aufführung des gesamten ungekürzten „Faust I und II“ am Goetheanum in Dornach, wo ich wiederum bei Roswitha Wund geb. Funk in Dornach wohnen konnte. Ohne deren Hilfe hätte ich diesen kostspieligen Aufenthalt niemals realisieren können. Von

dort aus wurde auch wieder Familie Dr. Poeschel in Efringen-Kirchen besucht, die mir bereits im Mai einen Aufenthalt mit Fahrten zum Bodensee, nach Kreßbronn, Blaubeuren, Riedlingen und Sigmaringen ermöglichten.

Auf meinen jährlichen Fahrten von Berlin nach Oberwiesenthal besuchte ich meistens auch Chemnitz, wo hin und wieder ein Treffen mit den Schulfreundinnen Sonja Langer und Ruthli Weinhold von Käthe Bäckmann arrangiert wurde, die mich auch in Oberwiesenthal besuchten. Deshalb waren die Kontakte zu meiner Heimatstadt nie ganz abgerissen, und ich nahm noch an vielerlei Ereignissen Anteil, so zum Beispiel, als am 22. Dezember 1991 ein neues Gebäude bzw. der Weiheraum für die Christengemeinschaft in Chemnitz geweiht wurde, der von der Weststraße in die Andréstraße verlegt worden war.

In den Erinnerungen an dieses mein zehntes Jahrsiebt darf die Feier meines 70sten Geburtstages am 2. Februar 1992 nicht fehlen. Sie fand nahe meiner Heimatstadt in Augustusburg bei Chemnitz statt, wo wir in dem traditionsreichen „Café Friedrich“ Räume gemietet hatten. Dort versammelte sich nun fast die ganze Familie – Petzolds aus Bayreuth, Dieter Herklotz mit Familie aus Berlin, Heinz und Ruth Hertel aus Greiz mit Söhnen Andreas und Gottfried sowie dessen Frau Monika aus Markkleeberg und deren Sohn Arne Hertel, der musizierte. Mein Schwager Gottfried hielt eine feierlich-heitere Rede und Isolde und Wolfgang sorgten samt Regina, Antje und Andrea für den reibungslosen Ablauf und mit Gedichten und Sketchen für die Aufhellung meiner familiären Vergangenheit.

Daran schlossen sich in Berlin am 5. Februar Feiern im Museum für Naturkunde an, wo alle Präparatoren mit lustigen Beiträgen an meine einstigen Tätigkeiten im Ausstellungsbereich erinnerten, und am 8. Februar fand noch eine private Feier mit den engsten Freunden Familie Krutzsch, Frau Schillinger und Familie Bosse statt, die mein anthroposophisches Leben in Berlin begleiteten.

Daß meine vielen Reiseerfahrungen nun auch meinen Enkeln zugutekommen sollten, liegt nahe, und so konnten mich Antje und Andrea im Juli 1992 nach Italien begleiten, wo wir nicht nur Trento und Madrano, sondern auch den Sommersitz Mazzolinis in Populonia besuchten. Ausflüge nach der Insel Elba und Portoferraia wurden unterbrochen von Strand- und Badeerlebnissen im Mittelmeer, eine Besichtigung des Hafens von Pisa, und einer „Bildungsfahrt“ durch die Toscana, wo etruskische Ausgrabungen besichtigt und Florenz erlebt wurden. Eine unerwartete Erfahrung war dort das Verbot des Kirchenzutritts für die sommerlich spärlich bekleideten Mädchen!

Meine Mitgliedschaften in internationalen Gesellschaften regten immer wieder zum Besuch von ausländischen Kongressen an wie eine Tagung für Medizingeschichte im November 1992 in Wien und Anfang Dezember in Mainz, die Einladung zur Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft Ende November in Frankfurt am Main, wo ich durch Vermittlung meines Kollegen Wolfgang Gutmann (1935–1997) zum korrespondierenden Mitglied ernannt wurde.

Meine besonders enge Beziehung zur Biologiegeschichte, die mich ja schon 1986 zu dem westdeutschen Arbeitskreis für Geschichte der Biologie geführt hatte,

hatte mich bewogen, im Rahmen der Biologischen Gesellschaft der DDR im Herbst 1986 eine äquivalente Sektion „Geschichte und Theorie der Biologie“ zu begründen, da eine gesamtdeutsche Teilnahme vorerst nicht möglich war. Nun nach der Wende trafen sich im Februar 1991 die Mitglieder beider Gruppen in Berlin zu einer gemeinsamen Tagung und beschlossen die Gründung einer „Deutschen Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie“, was im Juni 1991 in Jena realisiert wurde. Es wurden ein Vorstand gewählt und Statuten beschlossen.

11 Das elfte Jahrsiebt. 1992–1999

*Als mir die Zeit entgegenkam,
fand ich sie hübsch und lecker,
als ich sie dann von hinten sah,
erkannt ich ihren Höcker.
(Wilhelm Busch)*

Dreifache Urgroßmutter und noch auf Reisen durch halb Europa

Dieses zweite Jahrsiebt meiner nun „freiberuflichen“ Tätigkeit ist deutlich in zwei Abschnitte geteilt, von denen der erste noch als die Fortsetzung all der beruflichen Aktivitäten darzustellen ist, die ich eigentlich immer als „Hobby“, nie als „Pflichten“ betrachtet hatte. Der erste Abschnitt wird markiert durch die Feier meines 75sten Geburtstages (1997), in dessen Ergebnis eine rückschauende berufliche Biographie und ein Schriftenverzeichnis erschienen, die mir beim Rückblick immer wieder Orientierung geben (s. Wessel, Schulz und Hackethal, Bielefeld 2000). Dieser erste Zeitabschnitt war auch gekennzeichnet durch umfangreiche Publikationstätigkeit, wie sie dieses Schriftenverzeichnis widerspiegelt; es führt für den Zeitraum 1992–1999 allein 45 Publikationen (von insgesamt 196 bis 2000) auf, also nahezu ein Viertel aller Arbeiten.

Das wurde wesentlich erleichtert, als ich um 1997 einen „abgeschriebenen“ Computer aus dem Museum für Naturkunde übernehmen konnte, bei dessen Handhabung mir vor allem Regina und ihr damaliger Freund Torsten behilflich waren, mit dem Regina 1999 in Berlin in eine Wohnung zog (s.u.).

Im zweiten Abschnitt, der durch einen Herzinfarkt eine ruhigere Gangart annahmte, wurde ich dreifache Urgroßmutter, da nach Martin (1991, s. Kap. 10) nun noch Lydia (1997) und Antonia (1999) von Andrea geboren wurden. So gab es in diesem Jahrsiebt herausragende Familienfeste.

An einige erinnere ich mich besonders. So trafen sich die Familien aus der Verwandtschaft meines Vaters im Juni 1993 zur goldenen Hochzeit von Heinz und Ruth Hertel in Langenwetzendorf (Thür.), wo Heinz vor seinem Umzug nach Greiz mit seiner Familie wohnte. Sohn Gottfried mit Monika und Arne Hertel kamen aus Markkleeberg, Sohn Andreas mit Frau und Töchterchen Lisa (geb.

Februar 1991) waren aus Greiz gekommen, sowie deren Verwandte. Vor allem lernte ich auch die ehemaligen Kollegen von Heinz Hertel aus dem Betrieb „Textima“ kennen, dessen Chor und Musikensemble (Geigen, Celli, Trompeten) für Heinz und Ruth ein Ständchen brachten und Heinz wieder zum Mitspielen auf seiner Geige anregten. Diese Musikbegeisterung und seine Fertigkeit auf der Geige hatte Heinz früher bei Besuchen in Chemnitz und in Jena vermittelt und erfolgreich an seine Nachkommen weitergegeben. So erfreute uns Arne zu meinem 70sten Geburtstag bei der Feier in Augustsburg (s. Kap. 10) mit einem Cello-Ständchen.

Bald nach diesem Familienereignis besuchte ich meine Schulfreundin Ursula Pingel (geb. Knöbel) im Juli 1993 in Illerkirchberg, von wo aus ich auch zu Dr. Christiane Caesar, einer Bekannten der Familie Petzold aus Pulsnitz in Sachsen, nach Altshausen fuhr. Sie hatte während meines Studiums ebenfalls in Jena Medizin studiert und war vor 1961 – wie meine Schwester – über Westberlin nach der BRD emigriert, wo sie sich als Ärztin niederließ. Da sie Anthroposophin war, versorgte sie mich mit entsprechender Literatur. 1993 besuchte ich sie erstmalig und wir fuhren zum „Höchsten“ (833 m), von wo aus man einen Blick zum Bodensee und nach Überlingen hatte.

Zu Ostern 1995 reiste ich zu Reginas Geburtstag nach Bergen auf Rügen, wo Klein-Martin nun im Kindergarten war, und kurz danach nahm ich am 22. April 1995 an der Hochzeit meines Patenkindes Bettina Krutzsch teil, die es nach der Wende – nach einem Musikstudium in Weimar – als Hotelfachfrau zunächst nach Schloß Waldeck am Edersee und dann nach Wabern verschlagen hatte, was nun ihr Wohnsitz wurde, und wo ich sie öfters besuchte.

Von dort aus fuhr ich zu einem Klassentreffen nach Heidelberg, was ebenso wie die Absolvententreffen der Luisenhofer Maiden einen großen Teil meiner jährlichen Reiseaktivitäten bedingte:

Im Juni 1994 fand erstmals ein Treffen der Luisenhofer „Maiden“ meines Jahrganges statt, das von Traude Reuß (Stuttgart) und Marie-Luise von Peter in Aach nahe Pfalzgrafenweiler bei Freudenstadt organisiert wurde. Ein Treffen der gesamten Frauenschule hatte schon kurz nach der „Wende“ in Berlin (West und Ost) stattgefunden, danach auch in Lüneburg und Hamburg, woran ich aber nicht immer teilnahm. Im August 1998 fand es erstmals im ehemaligen „Luisenhof“ bei Bärwalde, jetzt in Polen, statt, wo wir auch unsere alten Lehrerinnen wiedertrafen. Ich besuchte aber von nun an jedes Jahr das „kleine“ Luisenhofer-Treffen in Aach, wo stets die Gelegenheit zum Treffen mit Hannelore Wöhlermann und Rose-Marie Nitzsche bestand, mit denen ja permanente Verbindungen gepflegt wurden (s. Kap. 3).

Nicht nur diese Absolvententreffen hielten die Erinnerung an meine Jugendzeit wach, vor allem die Klassentreffen meiner ehemaligen Chemnitzer Oberschule, meist organisiert von Käthe Bäckmann, führten jährlich zweimal die einstigen Weggefährtinnen zusammen und erschlossen uns gleichzeitig viele neue Gegenden Deutschlands. So trafen wir uns 1993 in Bad Dübén und Tiefensee, dem Wohnort

von Irene Leistner (geb. Vollstädt, 1921–2005), 1994 in Lemgo bei Thea Lemke (s.o.), 1995 in Heidelberg bei Elinor Neideck (geb. Dietrich, 1921–1996), und im Oktober in Schmallenberg bei Renate Schulz. 1996 hatte Ursula Pingel (geb. Knöbel) nach Oberweisel bei Fischen (Bayern) eingeladen und im Oktober Käthe Bäckmann nach Chemnitz, wo wir mit Sonja Langer und Ruth Weinhold im „Chemnitzer Hof“ feierten. 1997 waren wir in Pirna bei Dresden, wo nun Otta Kießling einlud und wir auch Sybille Peter (geb. Ruß) aus München wiedertrafen. Für Oktober hatte diese ein Treffen in Staffelstein (Maintal) mit dem Besuch bei der Burgen organisiert, das mir in besonders schöner Erinnerung ist. Doch markiert diese Reise einen Einschnitt in meinem Lebensgang (s.u.). Aber in dieses Lebensjahrsiebt gehört dann noch ein Treffen in Halle (Saale) 1998, wo Lisa Steinmann lebt, und im Oktober in Lemgo (s.u.).

Als wir 1994 in Lemgo waren, hatte Thea für Käthe Bäckmann und mich eine Busreise von dort aus über Köln und Aachen nach Paris organisiert. Ende Juli kamen wir über Lüttich, Namur, Somme, Amiens und Combiegne am 30. Juli nach Paris, wo wir in einem kleinen Hotel in einem nördlichen Vorort (gegenüber der Kirche Jean Baptiste) wohnten. Wir besuchten am 31. Juli das Muséum d'Histoire naturelle und den Jardin des Plantes mit der Libanon-Zeder, das Ziel meiner Sehnsucht, seit ich Biologiegeschichte betrieb, und ich vertiefte mich in diese Wirkungsstätten von Cuvier und Lamarck, deren Namen überall präsent waren. Am folgenden Tag besuchten Thea und ich den Louvre mit der „Mona Lisa“ und andere Sehenswürdigkeiten wie Mont Martres und den Eiffelturm und machten abends eine romantische Schiffstour auf der Seine, vorbei an der beleuchteten Stadt. Der folgende Tag war noch einem Besuch von Versailles gewidmet, wo wir (unabhängig von der Reisegruppe) den Spiegelsaal bestaunten und die schöne Anlage des großen Gartens, bevor wir nach Lemgo zurückfuhren.

Vor allem aber regte mich meine Mitgliedschaft in den verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften immer wieder zu Tagungsbesuchen und Reisen an.

So war im Juni 1991 in Jena die „Deutsche Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie“ gegründet worden, die im Februar 1991 in Berlin von Armin Geus, Günther Tembrock und mir vorgeschlagen worden war (s. Kap. 10); sie legte mir als „Gründungsmutter“ von nun an besondere Verpflichtungen und Anteilnahme auf. Es wurde 1994 eine Publikationsreihe, das „Jahrbuch für Geschichte und Theorie der Biologie“ begründet, worin die Gründungsidee von Hans Querner und mir dargelegt wurde (s.d. S. 9f.). Dazu kam 1997 die Gründung der „Verhandlungen...“, worin speziell die Vorträge der Jahrestagungen gedruckt werden konnten, und die bald im internationalen Zeitschriftentausch eine Rolle spielten.

Im September 1993 tagte in Lübeck die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin und bat um einen Gedenkvortrag zur Feier des 100sten Geburtstages von Rudolph Zaunick. Da das Georg Uschmann nicht mehr wahrnehmen konnte, der ihn viel länger und besser kannte als ich, übernahm ich schließlich diesen Vortrag. Die Reise über Hamburg nutzte ich anschließend zu einem Besuch von Ger-

trud Risch (1905–1994) in Ahrensburg. (Es war das letzte Mal vor ihrem Heimgang 1994). Dabei meldete ich mich prophylaktisch in diesem Altersheim, dem Tobias-Haus, als potentielle Bewohnerin an, da mir die großzügige Anlage des Gebäudekomplexes gut gefiel und auch die Entfernung von Ahrensburg nach Rostock nicht größer war als nach Berlin.

Ein besonderes Ereignis war aber schon Ende August 1993 vorausgegangen, als ich in Begleitung von Isolde an einem Internationalen Kongreß für Wissenschaftsgeschichte in Zaragoza teilnahm. Eine Stadtrundfahrt brachte uns diese historische Stadt nahe und einen Empfang im Aljafera erlebte Isolde mit. Sie hatte – während ich an den wissenschaftlichen Sitzungen teilnahm – die Gelegenheit ergriffen und lernte mittels der „normalen“ Überland-Busverbindungen das Pyrenäen-Vorland näher kennen. Das muß einmal ihrer eigenen Darstellung vorbehalten bleiben. Sie konnte ja Spanisch sprechen und lesen und war auch mir dadurch eine große Hilfe. Es war für sie das erste Mal, diese Sprachkenntnisse in Europa zu erproben, bevor sie im Dezember 1995 zu einer Tagung über A. von Humboldt nach Havanna reiste.

Anfang September des Jahres 1994 folgte ich vom 5. bis 19. September erstmals der Empfehlung meiner Klassenkameradin Ursula Pingel zu einem Urlaubsaufenthalt auf Schloß Elmau bei Klais in Oberbayern, und ich genoß den gepflegten Aufenthalt in diesem Ferienhotel, mit ständigem Blick auf die schneebedeckten Berge des Karwendelgebirges, das ich skizzierte, mit Klavierkonzerten, Tanz und Quadrille in langen Kleidern. Wanderungen zum Geroldsee und zum Ferchensee, sowie am Kranzbach entlang erschlossen mir die Umgebung, und mit Pingels besuchte ich Garmisch-Partenkirchen mit der Barockkirche, Wies und Mittenwald mit der schönen Barockkirche. Das Schloß Elmau gehörte zu einem Gut mit großem Garten und einer Pferdezucht mit Reitstall, die mich natürlich besonders interessierte.

Es war eine erholsame Unterbrechung der wissenschaftlichen Aktivitäten, die schon Ende September 1994 in Halle neue Nahrung erhielten mit den Veranstaltungen zum 300jährigen Bestehen der Universität und dem gleich anschließenden Johann-Reinhold-Forster-Kolloquium in den Sälen der Franckeschen Stiftungen, wo ich auch einen Vortrag zu halten hatte und erste Kontakte zu Dr. Hintzsche knüpfte, der speziell über Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland arbeitete. Dadurch konnte ich Andrea, die sich schon immer für biologiegeschichtliche Arbeiten interessierte, einen Honorarauftrag vermitteln (s. u.).

Wenig später folgte Anfang 1995 in Halle ein Leopoldina-Meeting und im April die Jahresversammlung der Leopoldina.

Bereits am 22. Juni 1995 fand dann erstmals in Neuburg an der Donau die Jahrestagung unserer „Deutschen Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie“ statt, wo Professor Armin Geus ein Museum für Biologiegeschichte einrichten wollte, wie es mir seit 30 Jahren vorschwebte, weshalb ich nun besonders an diesem Projekt Anteil nahm (s. Kap. 6).

Auch die Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin in Bonn (22. bis 25. September 1995) brachte neue und weiterführende Anregungen durch den Besuch des „Museums Koenigs“, in dem „Theo“ Michael Schmitt als stellv. Direktor wirkte. Diesen kannte ich bereits von einem Weismann-Symposium in Freiburg/Br., das wir im Mai 1984 beide besuchten und wo M. Schmitt mich erstmals wegen einer Mitarbeit an den von ihm herausgegebenen „Meilensteinen der Biologie“ ansprach. Er trat bald auch mit dem Plan zur Herausgabe einer Geschichte der Biologie in Porträts „Klassiker der Biologie“ (d. h. in biographischen Darstellungen) an mich heran, einem Projekt, das mich dann noch im zwölften Jahrsiebt beschäftigte und unter dem Titel „Darwin & Co.“ 2001 erschien (s. u.).

Daß ich nach all diesen Tagungsbesuchen, auch mit eigenen Vorträgen, erholungsbedürftig war, ist einleuchtend. Gern folgte ich deshalb Ende September 1995 erneut der Einladung von Pingels nach Schloß Elmau, wo ich gern wieder am Quadrillentanz teilnahm, auch eine Kassette mit dieser einschmeichelnden Musik erwerben und ein Moskauer Klaviertrio hören konnte.

Bereits im November 1995 konnte ich im Staatsarchiv Hamburg einen seit 1973 dort liegenden Briefnachlaß der Familie Schleiden studieren, was nun erst die Arbeit an der seit 1986 geplanten Schleiden-Biographie beflügelte (s. Kap. 10). Obwohl ich schon vor 1961 in diesem Hamburger Archiv recherchiert hatte, verdankte ich nun den Hinweis auf die neuen Bestände einer jungen Amerikanerin Anne Mylott aus East Bloomington (USA), die an einer Doktorarbeit über die Zellentheorie arbeitete und einen Studienaufenthalt in Bochum bei den Professoren Charpa und König absolvierte, die mich darüber verständigt hatten. Auch das gehört zu den bemerkenswerten „Zufällen“ meines Lebens, wie schon die Bekanntschaft mit Michael Schmitt in Bonn (s. o.), der mich wenig später auf einen weiteren Schleiden-Nachlaß im Privatbesitz der Familien Loeschcke hinwies, der dann definitiv die Vollendung der von Uschmann angeregten Biographie ermöglichte (s. Kap. 12).

Nachdem im Juni 1995 die Ernst Haeckel-Gesellschaft in Jena getagt hatte, führte die nächste Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie vom 26. bis 30. Juni 1996 nach Wien, und ich fand endlich Gelegenheit, die berühmte „Spanische Hofreitschule“ mit ihrer bestechenden Vorführung der Lippizanerhengste, für die ich von Jugend an schwärmte, einmal selbst zu sehen. Die wissenschaftlichen Veranstaltungen fanden teilweise in dem Naturhistorischen Museum am Ring statt, wo Frau Riedl-Dorn ein Museumsarchiv leitete; das war in gewisser Weise mein Vorbild bei der Etablierung eines solchen „Archivs“ auch im Museum für Naturkunde Berlin (s. Kap. 9).

Nach Amsterdam lockte vom 17. bis 22. Mai 1996 eine Einladung von Prof. Pieter Smit und seiner deutschen Frau Uschi für die Rostocker und mich. Sie waren – nun im Ruhestand – von Utrecht weggezogen in ein Landhaus in Groot-schermer, nahe an der Küste (Noordeinde 76), wo wir beherbergt wurden und manches auch über ihre vier Kinder Jantien, Floortje, Ferdinand und Maeky erfuh-

ren. Von dort fuhr ich mit Wolfgang und Isolde nach Amsterdam und wanderte die Grachten entlang, wo Piet Smit später eine Stadtwohnung „Koorte Prinsengracht“ mietete.

Ende Mai 1996 trafen sich wieder die Luisenhöfer Maiden in Aach bei Pfalzgrafenweiler, von wo ich zu Ursel Pingel nach Illerkirchberg fuhr, wo Konrad im Krankenhaus lag, und besuchte mit Ursel zusammen dann Anfang Juni das Klassentreffen in Obermeiselstein bei Fischen, das sie organisiert hatte.

Im Juni 1996 fand eine wichtige Leopoldina-Sitzung in Halle statt, wo Renato Mazzolini – der auf meine Anregung 1994 zum Mitglied gewählt worden war – einen Vortrag hielt, was dann in einer „Nachsitzung“ im Hotel am „Leipziger Turm“ gefeiert wurde.

Von dort war ich zur Jahrestagung der DGGTB nach Wien gefahren (s. o.).

Bevor ich dann am 24. (bis 25.) August 1996 den 60sten Geburtstag der Zwillinge Dietmar und Hadwig Knorr in Büdingen mitfeierte, konnte ich gemeinsam mit Käthe Bäckmann von Chemnitz aus noch kurz zu den Bayreuther Festspielen fahren und am 20. August eine beeindruckende Aufführung des „Parsifal“ sehen. Nur wenig Zeit blieb uns diesmal, um auch Elisabeth mit Udo und Agnes in ihrem Haus zu besuchen, bevor wir zurückfahren.

Inzwischen hatten die Gespräche mit Barbara Krutzsch über einen Umzug in ein Altenwohnheim in der Nähe ihrer Wohnung nach Besichtigungen im „Haus Christophorus“ zu einem Entschluß geführt und ich meldete mich am 9. November 1996 als Mitglied des Trägervereins „Gemeinschaftshilfe und Altersheim e.V.“ an (s. u.), denn schließlich ging ich auf den 75sten Geburtstag zu. Aber es ist seltsam, daß man sich „innerlich“ nie „alt“ fühlt, auch wenn sich körperliche Beschwerden einstellen!



Abb. 19: 75. Geburtstag im *Ermeler-Haus* 1997; v.l.n.r. Jorge Aguiar Santiago, Antje Schmidt, Horst Heinecke, Barbara Krutzsch, Wolfgang Schmidt, Marianne Heinecke, Ilse Jahn, Isolde Schmidt, Käthe Bäckmann, Andrea Schmidt, Wilfried Krutzsch

Bevor ich meinen 75sten Geburtstag 1997 mit Verwandten und Freunden im *Ermeler*-Haus feierte, fand schon am 1. Februar ein „Ehrenkolloquium“ im Institut für Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik statt, womit mich Professor Karl-Friedrich Wessel und Jörg Schulz überraschten. Alle meine beruflichen Kollegen (Hans-Jörg Rheinberger, Günther Peters, Horst Heinecke, Rolf Löther, Katrin Böhme, Ekkehard Höxtermann, Sabine Hackethal, Hans-Joachim Paepke, Brigitte Steyer, Annette Vogt, Petra Werner) neben einer Reihe prominenter Vortragredner wie Prof. Günther Tembrock, Dietrich von Engelhardt, Reinhard Mocek, Peter Schneck oder Richard Toellner beteiligten sich daran und faßten ihre Vorträge in einer „Festschrift“ zusammen, zu der sogar der von mir verehrte Ernst Mayr in Cambridge, Mass. USA (gest. 2005) ein Vorwort beisteuerte (Bielefeld 2000).

Kurz vor diesem für mich freudigen Erlebnis hatte unsere Familie am 15. Januar 1997 den plötzlichen Heimgang meines Veters Dieter Herklotz (geb. 1934) zu beklagen, dessen Bestattung in Berlin-Marzahn am 24. Februar stattfand. Da er nicht kirchlich bestattet wurde, war ich um eine Gedenkrede gebeten worden, denn wir hatten schon immer den engsten Kontakt all unserer Verwandten und viele gemeinsame Erinnerungen. Seit seinem Umzug aus Sachsen nach Berlin (1961) in die Bergstraße, nahe bei dem Museum für Naturkunde in der Invalidenstraße, meiner Arbeitsstätte seit 1967, hatten wir häufigen familiären Kontakt. Sein früherer Erdenabschied war durch ein Krebsleiden verursacht, das sich in den letzten Jahren bemerkbar machte und schon 1994 eine Operation nötig gemacht hatte. Trotzdem war er stets fröhlich, hilfsbereit und optimistisch und hatte uns voller Stolz sein großes Gartengrundstück in Zepernick gezeigt, wofür neben einem Gartenbungalow schon der Bau eines Hauses geplant war. Es ist jetzt der Wohnort von Renate, wo Isolde und Wolfgang gern zu Besuch sind.

In diesen letzten Lebensjahrsiebenten vermischen sich nun öfters die Lebensabschiede enger Freunde mit freudigen Ereignissen von Geburten und Geburtstagen. Anfang August 1997 konnten wir in Bergen auf Rügen Martins Schulanfang feiern, ein Jahr bevor Regina nach Berlin umzog (s. u.) und schon am 16. April 1997, dem gleichen Tag wie Reginas Geburtstag, war in Halle mein zweites Urenkelkind Lydia zur Welt gekommen.

Seit September 1994 war Andrea an der Universität Halle immatrikuliert. Sie hatte von jeher das meiste Interesse für Biologie gezeigt und suchte nach einem entsprechenden Berufsweg. So war ein Pharmaziestudium vorgeschlagen und Halle/Saale dafür ausgewählt worden. Unter den Studenten lernte sie Daniel Cichon kennen und lieben. Bald zogen sie zusammen und führten eine „Studentenehe“. Zur finanziellen Unterstützung konnte ich Andrea eine Honorararbeit für den Hallenser Wissenschaftshistoriker Hintzsche (s. o.) vermitteln, der den Briefwechsel des Halleschen Arztes und Forschungsreisenden Georg Wilhelm Steller (1709–1746) edieren wollte und der jemanden suchte, der alte Handschriften in gotischer Schrift lesen konnte. Andrea hatte sich das, durch ihre Mutti und durch mich ange-regt, angeeignet und übernahm diese Honorararbeit mit Erfolg. Mit Studium und

Baby hatte sie eine enorme Arbeitsbelastung, vor allem, als sie schon ein Jahr später wieder schwanger wurde und am 23. Juni 1999 Antonia zur Welt kam.

Ich habe meine jüngste Enkelin, die ich oft bei meinen Besuchen zu Tagungen und Sitzungen der Leopoldina in Halle aufsuchen konnte, stets bewundert. Daß sie dann eine Zwischenprüfung in Chemie nicht bestand und dieses Studium aufgeben mußte, war eigentlich nicht verwunderlich!

(Sie konnte danach ein Fachhochschulstudium als „technischer Redakteur“ in Merseburg aufnehmen und 2005 erfolgreich abschließen, s. Kap. 12).

Ein Herzinfarkt – wie kam es dazu?

Die Monate September bis Oktober sind meistens den wissenschaftlichen Tagungen vorbehalten, und da ich in mehreren Gesellschaften Mitglied bin, bin ich dann oft auch reichlich mit Tagungsterminen beschenkt. Ende September 1997 hatte ich einen Vortrag auf der Jahrestagung der DGGNTM in Regensburg zu halten, von wo aus ich dann nach Ramsau zu Seidemanns weiterfuhr. Am 2. Oktober erlebte ich im Festspielhaus von St. Pölten mit Gerda Seidemann ein Schubert- und Beethovenkonzert, am 5. Oktober ein dörfliches Erntedankfest in Hainfeld, mit Reit- und Kutschfahrvorführungen, einem „Fohlenbrennen“ (wo die Fohlen mit „Brandzeichen“ der Herkunft versehen wurden) und Ponydressuren.

Da ich gern solche Reisen hintereinander durchführte, wenn die Termine gleichsam „am Wege“ lagen, nahm ich unmittelbar im Anschluß an diese Reise in Jena vom 9. bis 12. Oktober an einem Fries-Symposium teil, wo ebenfalls ein Vortrag anstand, und nach der Rückkehr konnten wir in Berlin Ernst Mayr (1904–2005) aus Cambridge (USA) aus Anlaß seiner Ehrenpromotion in der Humboldt-Universität am 16. Oktober im Museum für Naturkunde begrüßen, bevor ich vom 27. bis 31. Oktober 1997 an dem schönen Klassentreffen in Staffelstein teilnahm (s.o.) und auf der Rückreise am 1. November noch Dr. Uwe Müller in seinem Stadtarchiv in Schweinfurt besuchte; dort liegt ja der gesamte Nachlaß des Begründers der Akademie der Naturforscher Leopoldina Johann Laurentius Bausch (1605–1665), so daß eine ständige Verbindung von Halle/Saale mit dieser Geburtsstätte der Leopoldina besteht. Uwe Müller wurde 2002 zum Mitglied der Leopoldina gewählt.

Nach der Rückkehr nach Berlin überraschte mich am Sonntag, den 2. November 1997, daß ich frühmorgens Herzschmerzen bekam und einen Notarzt anrief, der mich sofort in das Krankenhaus Neukölln überwies. Zu meinem Glück kam ich dort sofort in richtige Behandlung (Dr. Hoch) und auf die Intensivstation mit der Diagnose „Herzinfarkt“ (Vorderwandinfarkt). Familie und Freunden bereitete ich nicht geringen Schrecken und Barbara Krutzsch und Renate Herklotz besuchten mich gleich in den ersten Tagen, dann auch Andrea mit Daniel Cichon und Töchterchen Lydia (geb. 16. April 1997), meiner Urenkelin.

Es versteht sich, daß ich nun die zunächst geplanten Vorträge zum Hochschultag in Lübeck (6. November), zum Höxtermann-Kolloquium am 12. November in

Jena, an der Technischen Universität Berlin am 18. November und eine Reise nach Prag (20. bis 22. November), vom 27. bis 29. November in der Akademie der Wissenschaften Berlin und vom 4. bis 5. Dezember in Göttingen (über Darwin) absagen mußte. Möglicherweise war ja auch diese gehäufte Reisetätigkeit mit wissenschaftlichen Veranstaltungen und den damit verbundenen physischen und psychischen Belastungen eine der Ursachen des Herzinfarkts, für den es vorher keine Anzeichen gab. War ich doch noch bis August in regelmäßiger Behandlung bei Frau Dr. Berliner (Plänterwald) gewesen!

Statt all dieser Reisen verbrachte ich nun vom 19. November bis 15. Dezember einen Kuraufenthalt in der Reha-Klinik Seehof am Teltower See, einer sehr schönen Landschaft bei Teltow südlich von Berlin, wo mich u. a. Isolde und Wolfgang besuchten. Die Weihnachtstage 1997 verbrachte ich dann unter ihrer Fürsorge in Rostock wie auch 10 Jahre später (2007).

Im Februar 1998 konnten wir eine schöne Hochzeit von Antje mit dem Kubaner Jorge Aguiar Santiago (geb. 1965) feiern, der im Rahmen des Deutschen Akademischen Austauschdienstes in Düsseldorf war und von Isoldes Freundin Martina mit nach Rostock gebracht worden war. Diese Hochzeit war eines der schönsten Familienfeste, wo nach der Trauung in Gelbensande in einer schönen Ausflugsstätte „Warnemünder Hof“ nahe Rostock – mit Fähre über die Warnow zu erreichen – sich die Verwandten und Freunde der Familien versammelten. So waren auch Wolfgangs Brüder Edmund aus Rostock sowie Alfred mit Frau Hannelore aus Nauendorf bei Ohrdruf in Thüringen da. Dies war ein beliebter Ferienaufenthalt der Kinder und auch für mich zeitweilig ein liebes Reiseziel für meine stets latente Sehnsucht nach den Thüringer Landschaften. Außerdem feierten die Greizer Verwandten – Heinz Hertel mit Ruth und Sohn Andreas – sowie meine Freundin Käthe Bäckmann mit.

Zu Ostern 1998 reisten Antje und Jorge nach Habana (Cuba), und Antje zog nun mit Jorge nach Düsseldorf. Dieser mußte nach Beendigung der Austauschzeit wieder in sein Heimatland zurückkehren. Doch konnte sich Antje nicht entschließen, für immer nach Cuba zu ziehen, und so wurde diese Ehe später wieder getrennt.

Isolde und Wolfgang flogen im April 1999 nach Cuba, wo auch Isoldes Studienfreundin Martina wohnt und arbeitet, die das eigentliche Verbindungsglied nach Rostock war. Es hatte also immer Verbindungen mit Cuba gegeben.

Regina war mit Martin nun in Berlin selbstständig geworden und besuchte mich öfters. Noch gab es manche Probleme zu wälzen, nachdem sich Regina mit ihrer Bekannten Marlies Matzat auf eine Geschäftsgründung in der Karl-Kunger-Straße (21. Juli 1998) eingelassen hatte und dort ihre Fertigkeit im Nähen und Schneiden freiberuflich im Rahmen einer Änderungsschneiderei zur Verfügung stellen wollte. Doch florierete das Unternehmen nicht so wie erhofft und Regina kehrte schließlich zu ihrem eigentlichen Beruf als Erzieherin zurück. Am 15. Oktober 1998 wurde sie wegen eines Fahrradunfalles ins Krankenhaus Neukölln eingeliefert und ich mußte Martin zu ihrem damaligen Freund Torsten Sattler bringen.

Welches Glück, daß es ihn gab!

Auch für mich war diese Freundschaft in jenen Jahren vielfach eine große Hilfe, denn Torsten verstand sich mit der Technik von PCs, im Gegensatz zu mir, und er half mir öfters im Gebrauch dieses nützlichen Gerätes; von Torsten und Regina erhielt ich auch das technische Zubehör und lernte, damit für meine Zwecke – dem Schreiben und Speichern von Texten – umzugehen. Isolde, die schon sehr frühzeitig – lange vor 1990 – mit dieser modernen Technik vertraut wurde, als sie in ihrem Institut einen der ersten Personal Computer der DDR bediente, um einen erweiterten „Thesaurus“ der Seeverkehrswirtschaft aufzubauen, wohnte mit Wolfgang zu weit weg von Berlin, um jederzeit helfend zur Stelle sein zu können wie Regina und Torsten; deren Wohnung in Köpenick lag ja der Bergastraße relativ nahe!

Meine Reisetätigkeit hielt sich zunächst in Grenzen. So war ich dankbar, daß Wolfgang und Isolde mit mir im Mai 1998 nach Amsterdam und Leiden fuhren, wo die Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte tagte. Dort wurde ich am 21. Mai mit Prof. Toellner zum „Ehrenmitglied“ ernannt. Am 23. Mai besuchten wir noch Leiden mit dem Museum Boerhaave (Rijksmuseum voor Geschiedenes der Natuurwetenschappen), das Haus von Boerhaave, die Petrikirche und die Universität mit dem alten Botanischen Garten – alles Stätten, die mir aus der Geschichte der Biologie wohl vertraut waren!

Doch schon im Juni 1998 fuhr ich wieder zum Leopoldina-Meeting nach Schweinfurt, von dort am 21. bis 23. Juni nach Altshausen zu Christiane Caesar und weiter vom 25. bis 28. Juni nach Neuburg (Donau), wo ich einen Vortrag hielt, und der Beschluß gefaßt wurde, die Jahrestagungen der DGGTB alle zwei Jahre in Neuburg durchzuführen, wo das „Biohistoricum“ entstand; dann verweilte ich auf der Rückreise kurz in Bayreuth, wo ich mit Gottfried eine Ausstellung über „das vergessene Paradies“ im Schloß besuchte, die die Geschichte der kulturellen Aktivitäten, den „Mushof“ der Wilhelmine von Bayreuth, behandelte. Auch ein Besuch im Schloß „Fantaisie“ bei Donndorf schloß sich an, wo 1999 ein Museum für Gartengeschichte entstehen sollte.

Alle diese Aktivitäten wurden von den Ermahnungen guter Freunde begleitet, „Zeitdruck zu vermeiden“!

Den Geburtstag von Isolde (9. Juli 1999) erlebte ich wieder in Rostock, bevor ich vom 27. bis 30. August an dem Luisenhöfer Maidentreffen in Bärwalde (Polen) teilnahm (s. o.).

Vom 9. bis 11. September 1999 fand dann in Neuburg die Eröffnung des lange vorbereiteten Museums für Biologiegeschichte „Biohistoricum“ durch Armin Geus statt, dem ich mich ja besonders verbunden fühlte (s. o.), und wohin mich Isolde und Wolfgang begleiteten.

Selbstverständlich nahm ich in Halle vor allem an jenen Leopoldina-Vorträgen teil (29. Oktober, 9. November, 1. bis 9. Dezember 1998), die wissenschafts- oder biologiegeschichtliche Themen behandelten wie den Naturforscher Georg Ernst Stahl und Johann Reinhold Forster und wo wir des ehemaligen Präsidenten Kurt

Mothes (1900–1993) gedachten. Aus Anlaß dieser Meetings war auch die anatomische Sammlung von Johann Friedrich Meckel (1781–1833) zugänglich gemacht worden, dessen Symposium (2005) bevorstand (s. Kap. 12).

Seit Weihnachten 1998 lag Suse Schillinger (geb. 1920), die nun bei ihrem Sohn auf Borkum lebte, mit Blasenkrebs im Krankenhaus. Sie starb bald danach am 4. Januar 1999.

Sie hatte ja unserem Berliner anthroposophischen Arbeitskreis angehört, der sich aus dem ehemaligen Samweber-Kreis (s. Kap. 6) entwickelt hatte. Diese Freunde trafen sich nach Samwebers Tod (1969) in der Wohnung von Frau Schillinger und nach deren Ausreise nach Borkum in der Wohnung des Architekten Axel Ringle, dem Lebensgefährten von Frau Kerner, mit der ich durch einen Pankower anthroposophischen Zirkel bei Dankmar Bosse, durch die Christengemeinschaft und die Patenschaft für ihre Tochter Maren verbunden war. Seit der Wende trafen sich die Freunde dann bei Wolfram Wacker, einem Eurhythmisten der Waldorfschule in Berlin-Schöneweide. Zu ihnen gehörten (außer Wilfried Krutzsch und Barbara) Herr Ringle und Frau Kerner mit ihrer Tochter Maren (aus erster Ehe) und ihrem jüngsten Sohn Gunnar. Mit Maren besuchte ich im Januar 1999 das Ballett „Schwanensee“ in der Berliner Staatsoper.

12 Das zwölfte Jahrsiebt. 1999–2006

*Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen.
Mein sind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen.
Der Augenblick ist mein, und nehm ich den in acht,
so ist der mein, der Jahr und Ewigkeit gemacht.
(Andreas Gryphius)*

Alle Kapitel habe ich mit einem Zitat eingeleitet. Diese sind nicht zufällig und spontan gesucht, sondern haben mich in all den Jahren als Motto in meinen Terminkalendern begleitet. Sie sind also gleichsam Weggefährten gewesen.

Mein Leben im aktiven Ruhestand und mit dem „Haus Christophorus“

Obwohl ich bereits ein Jahr vor meinem Herzinfarkt (s. Kap. 11) im September 1996 durch Barbara Krutzsch das „Haus Christophorus“ kennengelernt hatte, als ich Krutzschs in ihrer neuen Wohnung in Berlin-Tiergarten besuchte, wohin sie Anfang 1996 aus Pankow gezogen waren, fühlte ich mich noch nicht altersheimreif und hatte noch manche Pläne. Doch ich nahm bereits in jenen Jahren an Veranstaltungen in diesem Altersheim teil (s. u.).

Nachdem ich am 18. Februar 1999 an der Einweihung des neuen Archivgebäudes der Leopoldina in Halle teilgenommen hatte, besuchte ich am 21. Februar

Antje zu ihrem Geburtstag in Düsseldorf und stattete dem Goethe-Museum, an dessen Konzeption ich mitgearbeitet hatte, einen Besuch ab.



Abb. 20: Düsseldorf, Ausstellungseröffnung „Goethe u. die Welt der Pflanzen“, mit Enkelin Antje Schmidt (links)

Noch immer fesselten mich museologische Themen, und so war es nicht verwunderlich, daß ich schon einen Monat später wieder das Museum Koenig in Bonn besuchte, nachdem ich auf Einladung von Prof. von Mackensen an einem Goethe-Seminar der anthroposophischen Gesellschaft in Kassel teilgenommen hatte.

In Halle war ich nicht nur zu den Jahresversammlungen der Leopoldina, sondern vor allem zu den Sitzungen der „Kommission Wissenschaftsgeschichte“, die eine Festschrift vorzubereiten hatte (30. März 1999). Dabei konnte ich bei Andrea übernachten, die mit Daniel und Lydia eine Wohnung in der Großen Brunnenstraße (nahe dem Gebäude der Leopoldina) bewohnte. Am 23. Juni 1999 wurde mein drittes Urenkelkind Antonia geboren.

Nach einem Kurzbesuch in Trassenheide auf Usedom, – in Erinnerung an die früheren Urlaubsaufenthalte dort (s. Kap. 6) – und wohin jetzt bequem die Bäderbahn von Berlin nach Zinnowitz fuhr, wurde nach dem Mittagessen im Hotel Baltic in Ahlbeck und Heringsdorf den alten Seebrücken ein Besuch abgestattet, dann

ging es noch nach Bansin ins Tropenhaus und schließlich nach Koserow, wo ich einst als Vierjährige meinen ersten Ostseeurlaub verbrachte (s. Kap. 2).

Danach folgte vom 24. bis 27. Juni 1999 die Jahrestagung unserer Deutschen Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie (DGGTB) in Rostock, die längst eine „internationale Gesellschaft“ durch italienische, österreichische und holländische Mitglieder geworden war, deren Name aber ursprünglich aus der Gründungsgeschichte („gesamtdeutsch“) stammt (s. Kap. 11). Diesmal hielt nicht nur ich, sondern auch Isolde einen Vortrag (am 27. Juni über den Gustav-Fischer-Verlag Jena), und zum Abschluß ging es – wie oft in Rostock – zum Kaffeetrinken auf die Wilhelmshöhe.

Anfang Juli reiste ich über Bonn, wo die Ausstellungshalle der BRD über portugiesische Kunst besucht wurde. Vom 12. bis 18. Juli fuhr ich nach Dornach zu einer Tagung am Goetheanum und von da nach Altshausen zu Christiane Caesar, mit der ich mich über die anthroposophischen Inhalte austauschen konnte.

Auch Wien bzw. Ramsau standen wieder auf dem Reiseplan, wo ich vom 8. bis 14. August Seidemanns besuchte und mit Gerda ihre Mutter (Maria Rohrböck) in einem Altersheim, „Haus der Geborgenheit“ in Maria Lanzendorf, aufsuchte.

Der Reischöhepunkt dieses Jahres 1999 war ein gemeinsamer Flug mit Isolde und Wolfgang nach A Coruña in Spanien, wohin uns Dr. Xosé A. Fraga – anlässlich des Kongresses der spanischen Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaft und Technik vom 14. bis 18. September in Pontevedra – eingeladen hatte.



Abb. 21: v.l.n.r. Wolfgang Schmidt, Cristina, Ilse Jahn, Isolde Schmidt, Xosé Fraga



Abb. 22: Unterhaltung mit Mr. Lang aus Manchester

Ihn kannte ich durch die Humboldt-Forschung der Akademie der Wissenschaften Berlin. Nach der Besichtigung von Altstadt und Hafen von A Coruña (dem Hafen, von dem Alexander von Humboldt 1799 nach Amerika abreiste!) fuhr uns Dr. Fraga nach Santiago de Compostela und schließlich nach Pontevedra, wo am 14. September abends der Kongreß im Museo de Pontevedra eröffnet wurde. Nach den ersten Vorträgen gab es eine Exkursion zur Insel San Simon bei Rondodela und am 16. September hielten Isolde und ich unsere Vorträge (Isolde

über den Hallenser Orientalisten Johann Severin Vater als Beispiel für den Einfluss A. von Humboldts auf die deutsche Linguistik und Vaters Verbindungen zu Spanien und ich über Humboldts Aufenthalt in Spanien). Nach dem Abschlußempfang im Rathaus beteiligten wir uns am 19. September noch an einer Busfahrt nach Cangas und einer Schiffsexkursion nach Vigo und Illas Cies, bevor am 20. September der Rückflug von Vigo über Madrid nach Berlin angetreten wurde. Wir haben hinterher immer bereut, daß wir nicht die Gelegenheit zu einer Besichtigung von Madrid ergriffen haben, das ich 1991 nur kurz gesehen hatte (s. Kap. 10).

Für die gute Betreuung in Spanien konnten wir uns schon bald revanchieren, als Ende Oktober 1999 Dr. Fraga mit seiner Frau Cristina Berlin besuchte. Er kam am 28. Oktober in Tegel an, und wir besuchten²⁹ anschließend Schloß Tegel, wo uns Cristine von Heinz, eine Nachfahrin Wilhelm von Humboldts, begrüßte. Dann fuhren wir nach Halle, wo ein Goethe-Humboldt-Meeting stattfand und mit Dr. Fraga Bibliothek und Museum der Franckeschen Stiftungen besichtigt wurden. Auf der Rückfahrt wurde am 31. Oktober noch Potsdam besucht, am 1. Novem-

²⁹ Diese Tour vom Flughafen Tegel bis nach Halle (S.) und zurück einschließlich der „Abstecher“ war nur möglich, weil mein Mann und ich meine Mutter mit dem Auto begleiteten.

ber in der Berliner Humboldt-Forschungsstelle in der Akademie der Wissenschaften die Briefsammlung und in der Staatsbibliothek die Tagebücher Humboldts angesehen, am 2. November noch das Museum für Naturkunde besucht, bevor Dr. Fraga den Rückflug antrat.



Abb. 23: Schloss Tegel



Abb. 24: rechts Christine von Heinz, Nachfahrin W. v. Humboldts

Ende September 1999 stand mir noch die Tagung der DGGMNT in Leipzig bevor, zu der am 26. September eine Karl-Sudhoff-Gedenkveranstaltung geplant war.

Wirft man einen Blick auf meine Schriftenverzeichnisse, die 2000 und 2002 erschienen sind, so geht daraus hervor, daß neben diesen Tagungsbesuchen und Reisen stets auch an wissenschaftlichen Publikationen gearbeitet wurde wie zum Beispiel auch an den Beiträgen für die *Enciclopedia italiana* (2003), für deren Mitarbeit mich Renato Mazzolini geworben hatte. Diese Arbeiten erfüllten auch noch dieses Jahrsiebt. Wäre doch sonst das Leben einer Rentnerin zu langweilig!

Mit Hilfe des PC, dessen Betrieb von Torsten und Regina seit 1998 gewährleistet war, wurden alle diese Arbeiten erleichtert, wenn nicht überhaupt möglich gemacht (s. Kap. 11).

Auch für die Schilderung dieses letzten Jahrsiebts, sind meine Terminkalender eine wichtige Orientierungshilfe und zuverlässiger als mein Gedächtnis. Um einen Überblick über die nicht geringen Aktivitäten meines Rentnerlebens zu behalten, fasse ich diese jahresweise zusammen.

Ein Charakteristikum dieser Jahre ist es, daß nunmehr viele der Aktivitäten gemeinsam mit Isolde und Wolfgang durchgeführt wurden, und die Erinnerungen daran sind meist mit ihnen verknüpft.

Den Beginn des neuen Jahrtausends verlebte ich in Berlin in der Christengemeinschaft (Schwedter Straße), sowohl am 2. Januar als auch zum Oberuferer Dreikönigsspiel am 8. Januar, sowie mit Renate Herklotz (am 4. Januar). Erst vom 13. bis zum 20. Januar 2000 verbrachte ich in Bayreuth, wo am 17. Januar Käthes 75ster Geburtstag gefeiert wurde. Diese Familienfeiern fanden meist in der schönen Gaststätte am Röhrensee statt, der nur eine Viertelstunde von der Wohnung Leopoldstraße entfernt liegt und mit einer kleinen Wanderung verbunden wurde.

Auf der Rückreise blieb ich kurze Zeit in Jena, wo im Ernst-Haeckel-Haus eine Ausstellung über die Geschichte der Mikrophotographie eröffnet wurde und ich mit Frau Dr. Schlüter vom Gustav-Fischer-Verlag ein Treffen zur Besprechung meiner letzten Publikationen hatte.

Am 10. Februar besuchten mich Isolde und Wolfgang und wir sahen im „Museum europäischer Kulturen“ in Berlin-Dahlem eine Ausstellung über „Weihnachtsberge“, wie wir sie ja als schöne Sitte aus dem Erzgebirge kannten.

Am 8. März 2000 konnte ich in Rostock Wolfgangs 60sten Geburtstag mit feiern und vom 15. bis 18. März weilten Dietmar Knorr und Antje auf der Durchreise in Berlin, und wir trafen uns im „Hotel Steglitz International“ (Albrechtstraße) vor einer kurzen Stadtbesichtigung um das Nicolaiviertel. Schon Mitte Mai besuchte auch Hadi geb. Knorr mit ihrem Mann Prof. Horst Ganz Berlin, wir trafen uns zunächst am 13. Mai im Hotel „Domus“ am Bahnhof Zoo, machten am 14. Mai ab Treptow eine Schifffahrt „Rund um die Müggelberge“ und verbrachten den Nachmittag in meiner Wohnung (Bergastraße) mit Gesprächen bis Mitternacht.

Unser Klassentreffen fand diesmal vom 22. bis 26. Mai 2000 in Jonsdorf (Zittauer Gebirge) statt, da Otta Kießling in Zittau wohnte und diese Zusammenkunft im „Hotel Jonashof“ organisiert hatte. Eine wunderschöne Rundfahrt durch

Tschechien, wo das „Riesenfaß“ bei Friedland bestaunt wurde, krönte dieses Treffen. Es wurde für mich der Anlaß, fortan das Zittauer Gebirge als Urlaubsort zu wählen (s. u.). Vor allem erinnere ich mich daran, welche Freude Sybille Peter (geb. Ruß), die aus München angereist war, an der Wanderung zum Berg Oybin hatte, da sie früher einmal den „Mönch von Oybin“ gespielt hatte.

Ein Reishöhepunkt war eine Tagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Naturwiss., Technik und Medizin (DGGNTM) vom 1. bis 3. Juni 2000 in Budapest, wo wir im „Simmelweis-Museum“ tagten, die Péter-Pázmány-Universität in Piliscaba besuchten und auch von mir ein Vortrag gehalten wurde. Eine Führung durch das Technik-Museum schloß diesen Kongreßbesuch ab, und ich nutzte die Rückreise über Wien, um am 4. Juni über St. Pölten wieder nach Ramsau zu fahren, denn am 6. Juni hatte Uschmanns Freund Hans Seidemann Geburtstag (geb. 1912), der wegen eines Armbruches im Krankenhaus lag.

Mit Gerda besuchte ich das Benediktinerkloster in Kremsmünster, das außer einem Naturalienkabinett eine bedeutende Bibliothek des 13. Jh. besaß und ein Studienort von Thomas von Aquin war, bevor wir Hans am 8. Juni in Lilienfeld im Krankenhaus besuchten.

Ob ich von dort für einige Tage über Pfingsten nach Berlin zurückgereist war oder direkt am 15. Juni zum Treffen der Luisenhöfer Maiden nach Aach bei Freudenstadt reiste, kann ich nicht mehr rekonstruieren. Mit Traude Reuß (gest. 2007) und Marlies von Peter wurden wundervolle Ausflüge organisiert; über die Schwarzwaldhochstraße ging es nach Seebach und durch den Rheingau und zur „Europabrücke“ (1960 gebaut) nach Straßburg. Die Besichtigung der Moritz- und der Paulskirche, des Europahauses (1950), der Orangerie mit dem Josephinenschlößchen, des Bischofspalastes und des Justizpalastes, des „Hauses der Menschenrechte“ und des Europa-Parlamentes mit 750 Sitzen durften nicht fehlen. Nach einem kurzen Blick zum Münster und einem Gang durch die Altstadt (Petite France) machten wir noch eine Schifffahrt auf der Ill vom Schloß ab und erlebten den „alten Zoll“, die vielen Schleusen, eine Drehbrücke und überdeckte Brücken, hatten Gelegenheit, uns auszuruhen und Erinnerungen auszutauschen, auch mit Hannelore Wöhlermann und Rose-Marie Nitzsche, die stets mit dabei waren.

Am 18. Juni nahm mich Anni Baumann mit zu ihrem Haus nach Stegen, von wo aus ich nach St. Blasien abreiste, um mich mit Frau Kerner zu treffen, die nach dem Weggang aus Berlin in Waldshut eine neue Heimat mit ihren Kindern gefunden hatte. Mit diesen waren wir in einem Schwimmbad im Tal der Aller und fuhren nach dem Besuch des Domes von St. Blasien am 20. Juni von Seebrugg über Schluchsee, Titisee, Höllental, Himmelreich nach Freiburg (Br.), von wo aus ich nach Berlin zurückreiste.

Nach einwöchigem Aufenthalt in Berlin folgte schon am 29. Juni 2000 wieder eine Reise nach Süddeutschland, wo im Biohistoricum durch Armin Geus eine sehr beeindruckende Ausstellung über den Tiermaler Joseph Wolf (1820–1899) eröffnet wurde, der in Darmstadt, Leiden und London gewirkt hat.

Da ich nun einmal schon an der Donau war, lag es nahe, gleich auch nach Illerkerchberg zu Ursel Pingel zu fahren, wo wir am 3. und 4. Juli eine Fahrt zum Kloster Wiblingen und einen Spaziergang an der Iller machten. Abends lernte ich den Wert von Qi-Gong- und Tai-tsch- Übungen kennen, denen sich Ursel mit Hingabe widmet. Eine Fahrt nach Bad Ditzgenbach mit der Franziskanerkirche Ave Maria schloß diesen Besuch ab, an den sich noch ein Abstecher zu Christiane Caesar in Altshausen anschloß, der sehr erholsam war. Auf Spaziergängen durch blühende Felder mit *Facelia tanacetifolia* und durch den Wald um den Hardtweiler mit Seerosen, oder in dem schönen Garten um ihr Haus, tauschten wir unsere anthroposophischen Ansichten und Einsichten aus, die naturwissenschaftliche Erkenntnisse einbezogen, da Christiane Caesar ein gutes Fundament medizinischer Kenntnisse und Erfahrungen hat.

Am 8. Juli fuhr ich von Aulendorf über Mannheim direkt nach Rostock, wo

ich noch zu Isoldes Geburtstag am 9. Juli zu-rechtkam.



Abb. 25: Geburtstag 1998 in Rostock mit Andrea + Lydia

Da die Biologie historisch nicht nur mit der Medizingeschichte eng verknüpft war, sondern auch mit der Pharmazie, deren wissenschaftliche Grundlage sie in älteren Zeiten noch mehr als gegenwärtig war, nahm ich vom 14. bis 17. Juli 2000 an einer Jubiläumstagung des Pharmaziegeschichtlichen Institutes von Professor Krafft in Marburg teil, und lernte dort auch das Schloß mit dem historischen Rittersaal kennen.

Da in Marburg auch Hadi Ganz geb. Knorr wohnte, wurde dieser Anlaß für einen Besuch im Haus von Familie Ganz genutzt, wo Professor Horst Ganz (em. Mediziner wie Hadi) mich mit seinem Hobby bekannt machte und seine Operndichtung „Die Karriere“ zu Gehör brachte.

So waren alle diese Tagungs- und Freundesbesuche stets auch verknüpft mit einer „Bildungsreise“, und ich lernte dadurch viele Kulturstätten Deutschlands erstmals kennen.

Einen Höhepunkt erlebte ich mit Isolde und Wolfgang bei dem Besuch der Bayreuther Festspiele vom 4. bis 6. August 2000, wo wir gemeinsam „Lohengrin“ sahen. Es war ja mein Anliegen, Isolde nun auch einmal mit der einstigen Wagnerverehrung ihres Vaters und dem Ort meiner ersten Bekanntschaft mit Wilhelm (s. Kap. 2) vertraut zu machen.

Selbstverständlich besuchten wir dabei auch Elisabeth und Udo Dorn und machten zusammen mit den Kindern Christoph, Agnes und Britta einen Spaziergang durch den Park von Schloß Fantaisie.

Mit dem Auto fuhren wir dann von Bayreuth aus nach Trento und erlebten mit Renato Mazzolini und Michèle vom 8. bis 11. August außer Madrano auch Rovereto und fuhren durch das Val de Sella. Die Rostocker hatten in Pergine am Lago di Caldonazzo ein gutes Quartier gefunden.

Auf der Rückreise blieben wir noch in Dresden, besuchten Schloß Pillnitz mit den Schlössern und dem Park, meine Studienfreundin Renate Angermann in Gopeln und besichtigten am 15. August das Buchmuseum in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden mit einer Ausstellung „Flora illustrata“ der Kräuterbücher des 16. bis 18. Jh. Der eigentliche Anlaß war ein Festkolloquium meines Kollegen Dr. Feiler in den Staatlichen naturhistorischen Sammlungen Dresdens, die ich bis dahin noch nicht kannte.

Es ist ein Merkmal dieser vielen Rentnerreisen, daß ich häufig einen privaten Anlaß mit wissenschaftlichen Angelegenheiten verknüpfte. So verband ich zum Beispiel am 20. September 2000 einen Besuch bei Antje in Düsseldorf, wo sie mit ihrem neuen Freund Achim Sonnenborn zusammenwohnt, mit einer Museumstagung im Museum Koenig in Bonn, wohin Michael Schmitt zum 30. September eingeladen hatte.

Ebenso verband ich ein Klassentreffen in Siegen am 2. Oktober, wo erstmals auch Hanna Stammler teilnahm, anschließend mit einem Besuch bei Hans Querner in Wernigerode (13. bis 15. Oktober), der an Parkinson leidet und nicht mehr verreisen kann.

Nicht nur die Leopoldina lockte allmonatlich nach Halle, wo an der Festschrift gearbeitet wurde und am 2. November 2000 ein Vortrag zum 100. Geburtstag des einstigen Präsidenten Kurt Mothes stattfand. Auch die Alexander-von-Humboldt-Forschung Berlin lud mich zu besonderen Ereignissen noch ein, wie zu einem Kongreß im Bolivarsaal des Ibero-Amerikanischen Institutes in der Staatsbibliothek am 25. Oktober. Ebenso stand ich permanent mit meiner ehemaligen Jenaer Arbeitsstätte in Verbindung und folgte der Einladung zu einem „Workshop“ im Ernst-Haeckel-Haus“, wo meine Kollegin Erika Krauß (1935–2003) um einen Vortrag über Briefe als wissenschaftliche Quelle bat und selbst ihren letzten Vortrag hielt. Denn schon allzu bald ereilte sie ein früher Tod.

An den Weihnachtsfeiertagen 2000 und zu Neujahr 2001 nahm ich an den Veranstaltungen im „Haus Christophorus“ teil, wozu ich seit meiner Anmeldung 1997 stets die Einladungen erhielt.

Im Januar hatte ich vor allem mit dem Schreiben der Druckfassung von Vorträgen und dem Abschluß des von Michael Schmitt (Bonn) angeregten Sammelbandes „Darwin & Co“ zu tun.

Vom 9. bis 15. Februar 2001 war ich zu einem besonderen Anlaß in Rostock, wo am 10. Februar eine große „Pferdeshow“ stattfand, die für mich wie für Antje ein besonderer Genuß war und deren Besuch Isolde und Wolfgang mir zum Geburtstag geschenkt hatten.

Am 10. März 2001 feierte Gottfried Petzold seinen 80sten Geburtstag in Tübingen, und ich war in das „Hotel am Schloß“ eingeladen, wo Käthe und Gottfried wohnten. Das war ein nur kurzer, dreitägiger Besuch, aber im April verbrachte ich dann über Ostern mehrere Tage in Bayreuth, nachdem ich in Halle an der Jahresversammlung der Leopoldina vom 6. bis 8. April teilgenommen hatte, wo gleichzeitig der Arbeitskreis Wissenschaftsgeschichte tagte.

In Bayreuth besuchten wir unter anderem die Eremitage und die „Eule“, die für mich ja immer eine besondere Erinnerungsstätte geblieben ist, seit ich 1937 dort erstmals Wilhelm kennenlernte (s. Kap. 2).

Nach der Jahresversammlung der Leopoldina im April in Halle, an der auch Isolde teilnahm, besuchte ich vom 23. bis 25. Mai einen Internationalen Kongreß für Wissenschaftsgeschichte in Lille, wo ich den von Besuchen in der Berliner Humboldt-Forschungs-Stelle bekannten Pariser Kollegen Bouyssie wieder traf und einen Vortrag über „Humboldt et France“ hielt.

Eine Pfingstreise im Juni 2001 mit dem Ziel, den Geburtstag von Hans Seidemann (1912–2005) am 6. Juni in Ramsau zu begehen, verband ich vorher mit einem Abstecher nach Nideraltaich bei Plattling (Donau), wo Ursula Pingel und ihr Mann ihre Pfingstfeiertage verbrachten. Sie zeigten mir das schöne, hoch über dem Donautal gelegene Benediktinerkloster, wo ich einer Messe und in der Basilika einer katholischen Priesterweihe beiwohnen konnte; denn Ursula Pingel war zum Katholizismus konvertiert. Von Plattling aus fuhr ich dann nach St. Pölten und feierte mit Seidemanns einen schönen Geburtstag im „Föhrenhof“ in Mödling.

Von dort ging es nochmals vom 10. bis zum 17. Juni nach Aach bei Freudenberg, von wo gemeinsame Ausflüge vom Stein am Rhein mit dem Schiff zur Insel Reichenau im Bodensee unternommen, die Kirchen St. Peter und Paul und das Marien-Münster St. Georgen sowie das Solebad Dürrenheim besucht wurden; in Tübingen-Bebenhausen sahen wir das Zisterzienser-Kloster und das Schloß, die alle Baustile – romanisch, frühgotisch, gotisch – repräsentierten.

Die 10. Jahrestagung unserer Deutschen Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie fand wie deren Gründungsversammlung wieder in Berlin statt und konnte diesmal auch im Westberliner Zoologischen Institut der Freien Universität in Dahlem durchgeführt werden, wo ich am 22. Juni einen Vortrag „warum Biologiegeschichte?“ hielt und am 23. Juni eine Fachsitzung leitete. Am 26. Juni

2001 konnte nochmals Ernst Mayr (Cambridge, USA) zur Walther-Arndt-Vorlesung im Museum für Naturkunde begrüßt werden (s. Kap. 11).



**Abb. 26: Ernst Mayr im MfN anlässlich seines 75. Doktorjubiläums
(Foto: Eve-Marie Engels, Tübingen)**

Die Internationale Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte (ICOM) veranstaltete im Juli 2001 einen Kongreß in Mexiko, wofür ich einen Vortrag vorbereitete, aber doch nicht selbst teilnahm. Ich hatte auch Isolde dafür angemeldet, die selbst einen Vortrag in Spanisch halten konnte. Schließlich war sie die Expertin für spanische Sprache und Kultur und verdiente diese Reise, von wo sie am 18. Juli nach Rostock zurückkehrten. Am 20. Juli besuchte ich sie schon dort, um mir erzählen zu lassen, so neugierig, wie ich war!

Im August feierte ich mit Käthe Bäckmann ihren 80sten Geburtstag in außergewöhnlicher Weise, nämlich in Erinnerung an unsere einstigen Schulaufenthalte in der alten „Schwarzbeerschänke“ im Pockautal. Von Chemnitz fuhren wir am 8. August nach Pobershau, wohnten bei einer Frau Ost (Hinterer Grund Nr. 13) und wanderten an der Pockau entlang durch den „Hinteren Grund“, an unserem ehemaligen Schullandheim und der Holzschnitzerei Gründig vorbei und tauschten alte Erinnerungen aus. Danach fuhren wir nach Erdmannsdorf in das „Landhaus Puschke“, wo Käthe ihre offizielle Geburtstagsfeier mit Otta, Sonja und anderen gab. Das wurde von da an ein schöner Brauch.

Im August wurde auch der 65. Zwillingengeburtstag von Dietmar Knorr und Hadi gefeiert und zwar in einem Weingut „Bischof-Klein“ in Bretzenheim an der

Nahe, und danach folgte ein Gedenken an Karl (gest. 1968) und Hilde Knorr (gest. 1968) bei ihren Gräbern auf dem Friedhof Bingen, dem Nachkriegswohnort der Familie.

Der Tagungsmonat September 2001 begann mit der Eröffnung einer Ausstellung in Berlin am 11. September. Danach flog ich mit Isolde und Wolfgang am 15. September ab Schönefeld nach St. Petersburg und kam nach fünf Stunden auf dem Petersburger Airport Pulkovo an. Wir wohnten – sehr verkehrsgünstig – im Hotel Sovjetskaja und machten noch einen Abendbummel zur Erlöserkirche, dem Schloßplatz und dem Winterpalais. Am Sonntag (16. September) besuchten wir die Eremitage mit den Staatsräumen und der berühmten Gemäldegalerie, wo besonders die Holländer (Rembrandt!), Italiener (der sogen. „Vatikanraum“) und Spanier (Goya!) unsere Aufmerksamkeit fesselten. Danach sahen wir noch die Isaak-Kathedrale und die Ismael-Kathedrale. Am 17. und 18. September hatten wir (Isolde und ich) unsere Vorträge zu halten, besichtigten mittags das Zoologische und Anthropologische Museum und das alte, von Peter dem Großen gegründete „Kunstkabinett“, sowie das Archiv der Akademie der Wissenschaften, wo wir Herrn Dr. Hintzsche aus Halle (s.o.) bei der Arbeit antrafen. Am Abend führte uns ein Spaziergang an der Newa entlang zum berühmten Schiff „Aurora“, von wo aus 1917 die Revolution ausgegangen war. Am 19. September machten wir eine Schifffahrt nach Peterhof zu den prächtigen Palästen, Fontänen, Kaskaden und Wasserspielen im Park.

Es war wieder eine unvergeßliche „Bildungsreise“ zu Stätten, die wir aus der Wissenschaftsgeschichte längst kannten.

Am 27. bis 30. September 2001 fuhr ich aus besonderem Anlaß zur Jubiläumstagung der DGGMNT, der ältesten deutschen Gesellschaft, die 1901 von Karl Sudhoff gegründet worden war, und die diesmal gemeinsam mit der „Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte“ tagte in Hamburg. Nach der „Karl-Sudhoff-Gedächtnissitzung“ wurde eine Grußadresse an Hans Querner verfaßt, der nicht teilnehmen konnte, und bei einem Festbankett auch seiner gedacht, der mit dieser Gesellschaft eng verbunden war. Ihm verdankte letztlich Georg Uschmann und auch ich (als „Ossis“) die Mitgliedschaft in dieser westdeutschen Gesellschaft (s. Kap. 8). Nach den wissenschaftlichen Vorträgen bildete ein Empfang im „Museum für Kommunikation“ den festlichen Abschluß. Herrn Querner und seiner Frau konnte ich am 13./14. September darüber in Wernigerode berichten und bekam mehrere Musik-Disketten mit Marschmusik – unsere gemeinsame Vorliebe – geschenkt, sowie – als „Katzennarr“ – Bilder ihrer Hauskatze.

Vom 18. bis 21. Oktober nahm ich mit einem Vortrag an einer Lorenz-Oken-Tagung in Offenburg teil, da die Forschungen über ihn ein wesentlicher Bestandteil meiner noch nicht gedruckten Dissertation (1963)³⁰ gewesen sind.

³⁰ Diesen Druck erlebte Ilse Jahn leider nicht mehr, obwohl sie noch Absprachen mit dem Herausgeber traf; die Dissertation erschien 2011 in den Ernst-Haeckel-Haus-Studien als Vol. 14. Ilse Jahn: Geschichte der Botanik in Jena von der Gründung der Universität bis zur Goethezeit. Herausgegeben von Nicolas Robin. 240 S. VWB-Verlag.

Von Offenburg (Freiburg/Br.) aus fuhr ich direkt nach Chemnitz, wo im Forsthaus Grüna vom 13. bis 25. September das nächste Klassentreffen geplant war. Das gab mir eine wichtige Anregung für die bevorstehende Feier meines 80sten Geburtstages (s. u.).

Nachdem in Wittenberg vom 15. bis 17. November ein Kolloquium über die „Anatomie im 18. Jh.“ stattfand, wozu ich einen Vortrag über Abraham Vater, den Hallenser Anatomen, vorbereitet hatte, fuhr ich nach Halle, wo am 19. November in der Leopoldina eine Gedenkfeier für den kürzlich verstorbenen ehemaligen Präsidenten Heinz Bethge (1919–2001) gehalten wurde. Die Weihnachtstagung am 11. bis 14. Dezember beschloß diesmal diese Reisen nach Halle, wo ich jetzt meist im Hotel am Wasserturm oder im Martha-Haus übernachtete, da Andrea sich von Daniel getrennt hatte und Ende 2002 mit ihren Kindern umgezogen war.

Diese Familientragödie von Andrea habe ich nur am Rande miterlebt, obwohl ich öfters bei ihr übernachtet hatte. Aber die Gemeinschaft mit Daniel war Andreas Doppelbelastung mit Kindern und Studium nicht förderlich. Sie bekam nach ihrem Studienabbruch (s. Kap.11) kein Stipendium mehr und der gemeinsame Haushalt verschlang auch ihre Nebeneinnahmen aus Honorararbeiten, während Daniel kaum etwas zum Unterhalt beitrug. Andrea hatte sich mit ihren Sorgen ihrer Freundin Katja, Mitarbeiterin in den Franckeschen Stiftungen, anvertraut, und zog nunmehr mit ihr und später mit ihrem neuen Freund Tino Winkler zusammen in die Gerhard-Hauptmann-Str. 1. Sie war einer Empfehlung des Berufsinformationszentrums zur Aufnahme eines Fachhochschulstudiums an der Technischen Universität Merseburg gefolgt und absolvierte nun dort seit Oktober 2001 ein Studium als „technischer Redakteur“ mit Erfolg, allerdings auch wieder mit Doppelbelastungen, jedoch unterstützt von Tino sowie Isolde und Wolfgang. Da Andrea aber nie klagte, sondern immer fröhlich und ausgeglichen erscheint, kann man ihr kaum nachfühlen, wie sie alles bewältigt.

Meine Feier zum 80sten Geburtstag und der Umzug in das „Haus Christophorus“

Im Jahr 2002 stand mein 80ster Geburtstag bevor, und ich gedachte ihn nicht in Berlin, sondern wieder in meiner Heimat zu feiern. Durch unsere letzte Klassenzusammenkunft hatte ich das Hotel „Forsthaus Grüna“ bei Chemnitz kennengelernt (s. o.), und das veranlaßte mich, dort für meine Gäste Zimmer und einen Festraum reservieren zu lassen.

Zuvor nahm ich noch an einer Leopoldina-Tagung in Schweinfurt teil, wo die von Dr. Uwe Müller betreute Ausstellung in der „Bibliothek Otto Schäfer“ am 17. Januar im Theater mit Festakt und Empfang eröffnet wurde, das auch für die weiteren Veranstaltungen – die Verleihung des „Carus-Preises“ der Leopoldina – zur Verfügung stand. Daran nahm diesmal auch Professor Janis Stradins, Präsident der lettischen Akademie der Wissenschaften aus Riga, teil, den ich betreuen wollte.

Er war durch meinen Vorschlag 1994 zum Mitglied der „Sektion Wissenschafts- und Medizingeschichte“ gewählt worden.

Mit Isolde und Wolfgang reiste ich am 1. Februar nach Grüna, wo auch Dietmar und Antje aus Hildesheim schon eingetroffen waren. Ich ging am 2. Februar früh 8 Uhr in die neue Kirche der Chemnitzer Christengemeinschaft in der Andréstraße, wo Pfarrer Leo die Menschenweihehandlung zelebrierte, an der auch Frau Fritsch teilnahm, die ich nach Grüna einlud und die Isolde noch aus der Chemnitzer Zeit kannte. Ab 15 Uhr trafen die Gäste in Grüna ein, zu denen außer den Enkeln Regina mit Torsten Sattler, Antje mit Achim Sonnborn und Andrea mit Daniel Cichon und meinen Urenkeln Martin, Lydia und Antonia auch meine nächsten Schulfreundinnen Käthe Bäckmann, Sonja Langer und Otta Kießling gehörten. Die Berliner Freunde Barbara und Wilfried Krutzsch, die Dresdner Christel und Maxi Gebhart, Uwe Müller und Frau aus Schweinfurt, zu denen sich längst eine Freundschaft entwickelt hatte, sowie Wilhelms Verwandte Hadwig und Horst Ganz aus Marburg und Dietmar und Antje Knorr aus Hildesheim mit Sohn Martin konnte ich ebenfalls begrüßen.

Sie alle erfreuten mich und die Gäste mit heiteren Reden, Gedichten und Darbietungen.

Von allen meinen Enkelinnen erhielt ich einen Laptop als wertvollstes Geschenk, das fortan meinen alten PC ersetzte und mir die Publikationen der nächsten Jahre ermöglichte.

Diese ganz private und für mich entspannte Feier war nicht das einzige; am 13. Februar folgte in Jena meine Ehrenpromotion an der Friedrich-Schiller-Universität Jena unter Anteilnahme von Isolde und Wolfgang, wo ich im Hotel „Schwarzer Bär“ übernachtete.



Abb. 27: Ehrenpromotion in Jena

Leider konnten die Bayreuther, Käthe und Gottfried, auch Elisabeth weder nach Chemnitz noch nach Jena kommen.

Am 16. Februar folgte ein Geburtstags-Kolloquium im Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in der Wilhelmstraße in Berlin, wo ich regelmäßig Teilnehmer wissenschaftlicher Kolloquien und Vorträge zu sein pflegte. Prof. Hans-Jörg Rheinberger hielt eine ehrende Ansprache mit einer heiter-witzigen Anspielung auf meine noch immer nicht realisierten Publikationsvorhaben, bevor eine Festschrift „Fokus Biologiegeschichte“ (hrsg. von meinem „Fan“ Jörg Schulz) mit Beiträgen von 25 Kollegen – auch von Isolde! – präsentiert wurde, für mich eine große Überraschung und Freude.

Schließlich folgte am 1. November 2002 in Bremen die Verleihung der Treviranus-Medaille, der höchsten Auszeichnung des Verbandes deutscher Biologen und biologischer Fachgesellschaften e. V. im „St. Jacobus Packhaus“ im Universitäts-Science-Centre, wo ich einen Vortrag über Treviranus und Humboldt hielt.

Zu dieser Zeit war ich schon zwei Monate lang Bewohnerin im „Haus Christophorus“.

Bereits zu Beginn des Jahres 2002 hatte Barbara Krutzsch – wohl anlässlich einer Veranstaltung im „Haus Christophorus“ am 7. Januar – den Verwalter Herrn Peter Duborg gedrängt, mir so bald wie möglich eine Wohnung anzubieten und schon Anfang April erhielt ich seinen Anruf und einen Vorschlag für eine Wohnungsbesichtigung am 12. April.

Das „Haus Christophorus“ ist Mitglied des Nikodemus-Werkes und beherbergt – neben einem Altenpflegeheim (mit 28 Einzelzimmern) – in einem gesonderten Gebäudeflügel ein Wohnhaus mit 22 Ein- bzw. Eineinhalbzimmerwohnungen, in dem mir eine Einraumwohnung in der 5. Etage mit Balkon gezeigt wurde, die mir sofort zusagte. Die Wohnlage an dem ruhigen Eyke-von-Repkow-Platz mit Aussicht auf große Platanen, Birken und Pappeln und großen nach Westen gehenden Fenstern, dazu in der Nähe von Krutzschs Wohnung, hatten mich ja veranlaßt, mich bereits im September 1996 als Mitglied des Trägersvereins „Gemeinschaftshilfe und Altersheim e. V.“ anzumelden und seitdem einen Mitgliedsbeitrag von 15,- Eur. zu zahlen. Die Miete betrug mit 239,- Eur. monatlich über 100,- Eur. weniger als die bisherige Miete in der Bergastraße, und die Generalrenovierung nach der letzten Mieterin wurde vom Haus übernommen. Schon am 30. April war ich mit Barbara wieder dort und machte Pläne für die Einrichtung, nahm am 4. und am 25. Mai sowie am 6. Juni an einem Samstagnachmittag-Konzert im großen Saal des „Hauses Christophorus“ teil und traf da bereits Frau Margarete Heinrich (Frau des Pfarrers Heinrich, s. Kap. 5) als Mitbewohnerin an, wodurch ich mich schnell heimisch fühlte. Am 3. Juli nahm ich an der Mitgliederversammlung teil, besichtigte meine fast fertig renovierte Wohnung und konnte schon am 15. Juli mit Herrn Duborg und der Umzugsfirma Synanon einen Termin vereinbaren. Nach der definitiven Fertigstellung auch der Kücheneinbauten Ende Juli konnte ich dann am 3. August die Details in Küche und Bad ausmessen, um zu entscheiden, was aus meiner bisherigen Einrichtung in der neuen Behausung unterzubrin-

gen war, wie viele Kartons ich benötige und was ich – für Isoldes und Reginas Haushalt – zurücklassen mußte. So konnte Isolde das gesamte Arbeitszimmer von Wilhelm (Bücherschrank mit allen Büchern, Schreibtisch, Tisch mit Stühlen und Sammlungsschrank mit Wilhelms Grafiksammlung) nach Rostock übernehmen, so daß nun zwei Umzüge zu planen waren.

Am 2. September erfolgte der Umzug von der Bergaustraße ins „Haus Christophorus“, wobei mir Wolfgang und Isolde sowie Torsten und Regina zur Seite standen, die mit ihren PKWs die Entfernungen zwischen den beiden Wohnungen zum Glück schnell für den Personentransport hin und her bewältigen konnten. Ich weiß nicht, wie ich ohne deren Hilfe und Rat alles das geschafft hätte!

Am 11. September konnte dann der Rest des Mobilars von einer Rostocker Transportfirma als „Beiladung“ aus der Bergaustraße abgeholt und meine alte Wohnung „besenrein“ gemacht werden – wieder mit Hilfe von Regina und Torsten, die auch in meiner neuen Wohnung Hand anlegten, bis ich darin wohnen konnte.

Aber noch den ganzen September über waren Torsten und Regina ebenso wie Wolfgang und Isolde am Werk, um in der Bergaustraße die Keller auszuräumen und zu „entrümpeln.“

Mir verblieben dann nur noch die Um-, Ab- und Anmeldungen, was noch den Oktober beanspruchte.

Im Rückblick wundere ich mich, daß ich zwischendurch auch noch etliche Reiseterrmine wahrnehmen konnte, z.B. im Mai zu Pfingsten nach Bayreuth, vom 18. bis 21. Juni zu einer Leopoldina-Festveranstaltung nach Halle fuhr, am 20 bis 23. Juli die Feier der Goldenen Hochzeit von Käthe und Gottfried in Bad Steben durch eine Festrede mit gestaltete, sogar vom 7. bis 10. August Käthe Bäckmanns Geburtstag in Erdmannsdorf bei Chemnitz mitfeierte und vom 22. bis 24. Oktober an einem Klassentreffen in Halle teilnahm, kurz bevor mir in Bremen die Treviranus-Medaille überreicht wurde (s. o.).

Wenige Tage nachdem ich im „Haus Christophorus“ eingezogen war, hielt ich dort am 9. November einen Dia-Vortrag über Lettland, Riga und die Dichterin Zenta Maurina, eine Reise, die ich 1977 im Rahmen der medizinhistorischen Gesellschaft unternommen hatte (s. Kap. 8).

Doch konzentrierte sich mein Engagement vorerst auf die Einrichtung meines Lebens in der neuen Wohnung, wo ich schon am 16. Dezember eine richtige Adventsfeier mit Regina, Torsten und Martin vorbereiten konnte. Die Weihnachtszeit verlebte ich im „Haus Christophorus“, am 24. Dezember eine Feier, am 25. Dezember eine Lesung und eine Kaffeestunde mit Renate Angermann in meiner Wohnung, am 26. Dezember einen Musikabend unter dem Weihnachtsbaum im großen Saal, am 27. Dezember die Menschenweihehandlung im Festsaal und am 31. Dezember die Silvesterfeier.

Mir eröffneten sich in diesem Haus von nun an ganz neue Freuden, denn der Festsaal hatte einen schönen Blüthner-Flügel, auf dem ich jederzeit an veranstaltungsfreien Tagen spielen durfte. Ich suchte also meine alten Klaviernoten wieder

hervor, bzw. holte sie aus Rostock zurück und begann nach 30 Jahren „Abstinenz“ wieder Klavier zu spielen. Bald konnte ich diese wiedergewonnene Fähigkeit bei Gedenkfeiern im „Haus Christophorus“ einsetzen, zusammen mit Frau Bräunlinger, einer Mitbewohnerin, die Cello spielt. Es bürgerte sich bald als schöne Gewohnheit ein, daß wir jeden Montagvormittag eine musikalische Übungsstunde einschoben.

Im Januar 2003 stand ein wichtiges Familienfest bevor: Hanna und Karl Stammberger konnten am 7. Januar ihre „Diamantene Hochzeit“ feiern und hatten mich vom 6. bis 8. Januar nach Weilmünster eingeladen, für mich ein besonderes Erlebnis, da ich ja ihre grüne Hochzeit 1943 in Chemnitz miterlebt hatte, wo Karl als schneidiger Offizier in Uniform getraut wurde und seine Kameraden mit Säbel Spalier bildeten. Vom 14. bis 17. Juli folgte nochmals eine Einladung auch für die Rostocker nach Weilmünster ins „Waldhaus“, wo es viele Erinnerungsgespräche mit Karl über seine Kriegserlebnisse gab und tiefer gehenden Gedankenaustausch über „Gott und die Welt“. Da Karl nur wenig später (am 22. Oktober 2003) nach einer Krebserkrankung starb, blieben mir diese Gespräche mit ihm auf dem Sofa in der Veranda ihres Hauses besonders im Gedächtnis. Auf einer Autofahrt zeigten uns Stammbergers ihre schöne Umgebung: das Schloß Braunfels (13. Jh. mit dem Um- und Neubau 1885), am 16. Juli das römische Kastell Saalburg (am „Limes“ des 2. Jh.), den „Hessenpark“ mit Freilichtmuseum, kleinem historischen Marktplatz mit Fachwerkhäusern und dem „Wirtshaus zum Adler“. Die Rückfahrt von Weilmünster wählte Wolfgang über Wetzlar mit dem Dom und nach Nauendorf bei Georgenthal, wo wir Wolfgangs Bruder Alfred mit Hannelore und Sohn Lutz besuchten, bevor wir nach Berlin zurückfuhren.

Vor dieser gemeinsamen Reise hatte ich am 26. Juni an einer anthroposophischen Tagung an der „freien Universität“ Witten-Herdecke teilgenommen, wozu das „Institut für Evolutionsbiologie und Morphologie“ eingeladen hatte. Es sollte über „Wert und Grenzen des Typusbegriffes in der Botanik“ diskutiert werden, einem umstrittenen Problemfeld, wozu ich eine historische Einführung über den Gebrauch des „Typus-Begriffes“ in der Geschichte der Biologie zu geben hatte. Da diese Diskussionen unter Leitung von Professor Wolfgang Schad, einem Zoologen, oftmals in nebulöse Auffassungen über „Goetheanismus“ abglitten, denen eine sachbezogene Anschauung fehlte, empfahl ich für die geplante Fortsetzung des Themas Wilfried Krutzsch einzuladen. Das erfolgte vom 17. bis 20. Juni 2004, wohin ich mit Wilfried fuhr und im Georg-Hotel in Witten-Annen wohnte. Während sein Vortrag hervorragend war, waren die sogenannten „goetheanistischen“ Beiträge (die nun gedruckt vorliegen, 2005) höchst unbefriedigend, so daß uns eine Fortsetzung dieser Gespräche in Mainz nicht erstrebenswert erschien. Auch Hal-lenser und Jenaer Botaniker äußerten sich kritisch, was der Verbreitung anthroposophischen Gedankengutes nicht zugute kommt.

Im Anschluß an die erste Tagung in Witten machte ich einen Abstecher zu Antje und Achim in ihre neue Wohnung, einem schönen Einfamilienhaus in Mettmann bei Düsseldorf.

Im Juli 2003 folgte auf die unbefriedigende Tagung in Witten ein umso beeindruckender Aufenthalt in Dornach, wo ich vom 23. bis 31. Juli 2003 die Aufführung aller Mysteriendramen Rudolf Steiners mit Einführungen erlebte. Darüber hinaus zeigte mir die Botanikerin Ruth Richter an der Naturwissenschaftlichen Sektion den Heilkräutergarten vor dem „Kleinodienhaus“ und am 28. Juli fand eine Führung durch das Rudolf-Steiner-Archiv in der „Villa Hansi“ statt. In Basel traf ich mich mit Frau Kerner, bevor auf der Rückreise Anfang August die Geburtstage in Chemnitz (Käthe Bäckmann) und Dresden (Maxi Gebhart) begangen wurden.

Letzte wissenschaftliche Arbeiten unter Mitarbeit von Tochter und Enkelin

Wichtige Ereignisse folgten Ende August 2003, als Urenkelin Lydia in Halle zur Schule kam und Andrea mit Unterstützung von Tino ihr Studium an der Fachhochschule Merseburg mit Betriebspraktika erfolgreich durchführen konnte.

Anfang August fuhr ich nach Aarhus in Dänemark zu dem Biologen Prof. Volker Loeschcke. Endlich konnte ich dieser wertvollen Empfehlung von Michael Schmitt in Bonn folgen und voll Staunen einen wirklichen „Nachlaß“ von Matthias Jacob Schleiden in Händen halten! Für die noch immer nicht fertige, seit 20 Jahren geplante Schleiden-Biographie – die schon die spöttische Geburtstagsrede von meinem Kollegen Rheinberger bedingt hatte (s.o.) – ermöglichte dieser Briefnachlaß und andere Dokumente die definitive Vollendung.

Nach einer Besichtigung des großen Campus der Universität, wo Prof. Loeschcke im Departement für Ökologie und Genetik arbeitete, und des Naturhistorischen Museums wurde ein längerer Arbeitsaufenthalt für Anfang November geplant, und wir fuhren zu Dritt am 4. bis 12. November wieder von Rostock nach Dänemark. Wir

erhielten ein Appartement im Studentenheim des Campus, wo wir auch die Mahlzeiten einnehmen konnten und ungestört die vielen wertvollen Dokumente sichten und teilweise kopieren konnten.



Abb. 28: gemeinsame Arbeit an einem Schleiden-Nachlass in Aarhus

Nur dank der kundigen Mithilfe von Isolde und Wolfgang konnte in dieser Woche die meiste Arbeit bewältigt werden und endlich an die Fertigstellung der umfangreichen quellenorientierten Biographie gegangen werden, die nun unsere Hauptarbeit der nächsten zwei Jahre wurde.

Dem Hinweis von Volker Loeschcke verdankte ich schließlich den Kontakt zu seinem Bruder Henning Loeschcke, der in Berlin als Kunstmaler wirkt! Er besitzt Jugendbildnisse Schleidens und vermittelte mir die Verbindung zu seinen Cousins Koerlin in Mainz und Offenbach, die mir weitere Nachlaßdokumente Schleidens zur Verfügung stellten. So fügte sich „zufällig“ ein Mosaiksteinchen an das andere, was erst die Publikation abrunden ließ.

Im Dienst dieser Aufgabe arbeite ich dann Mitte September 2003 im Weimarschen Haupt-Staatsarchiv, wo – nach einem Hinweis von Gert König, (Bochum) – der Pawlowna-Nachlaß mit unveröffentlichten Vorträgen Schleidens liegt. Mit Professorin Dorothea Kuhn³¹, die von Marbach nach Weimar gezogen war, wurde das Preller-Haus am Frauenplan besichtigt.

In diesem gehaltreichen Jahr folgte vom 1. bis 8. Oktober 2003 eine Jahrestagung unserer Gesellschaft DGGTB in Neapel, vorwiegend an der Zoologischen Station, durch deren Leiterin Christiane Groeben organisiert, die Gastgeberin war. Diesmal war ein Busunternehmen für die Tagungsteilnehmer ab Berlin gemietet worden, und so beteiligten sich nicht nur Isolde und Wolfgang, sondern auch Käthe Bäckmann, sowie Hanna und Dietrich Germann in Saalfeld, die dort zustiegen.

Wir wohnten zusammen im Plaza Hotel Napoli und lernten dadurch auch etwas die Altstadt kennen. Diesmal hielt auch Isolde am 3. Oktober einen Vortrag in den historischen Räumen der Stazione zoologica über den Rostocker Zoologen Ludwig Will, der ebenfalls in Neapel, am „Mecklenburger Tisch“ gearbeitet hatte, und ich hatte am 5. Oktober eine Vortragsitzung zu moderieren.

Eine Bus-Exkursion zur Amalfiküste von Sorrent bis Amalfi, wo der Dom besichtigt wurde und von wo aus ich – statt der Besichtigung der Altstadt – eine Bootsfahrt im Golf von Neapel machte, vorbei an Ravello, Maiori, Salerno. Am 6. Oktober beteiligten wir uns (statt die Vorträge anzuhören) an einer Fahrt nach Pompeji mit einem etwas strapaziösen Gang über das Kopfsteinpflaster durch die Stadt, zur Besichtigung der wundervoll erhaltenen Mosaiken in Häusern, und einer Fahrt zum Vesuv (1600 m) etwa bis zur halben Höhe unterhalb des Kraterrandes, von wo man einen wundervollen Rundblick über den Golf hat.

An Abend machten wir einen Spaziergang zur „Galeria“ am Königsplatz vor dem Schloß und zum Castello d'Ovo an der Küste.

Auch die Rückfahrt war erlebnisreich; sie führte von Neapel über Rom, Verona, Bologna bis Levico-Terre bei Trento, wo übernachtet wurde.

³¹ 1923–2015.



Abb. 29: Rast auf der Rückfahrt über den Brenner: v.l.n.r. Ilse Jahn, Johanna Germann, Marianne Heinecke



Abb. 30: mit Käthe Bäckmann in Neapel

Gemeinsam mit Isolde und Wolfgang, die mittlerweile ja aktiv an dem Schleiden-Manuskript mitarbeiteten (s.o.), besuchte ich noch vom 17. bis 21. Oktober die Jahresversammlung der Leopoldina mit einem Besuch der „Zauberflöte“ in dem historischen Goethe-Theater in Bad Lauchstädt und einem Empfang im dortigen Kongreß-Zentrum.

Auch die beiden nächsten Jahre standen verständlicherweise im Zeichen der Schleiden-Biographie, die nun zu einem Abschluß kommen sollte, nachdem so viele glückliche „Zufälle“ an der Beschaffung der Quellen mitgewirkt hatten. Außerdem war ja beinahe meine ganze Familie beteiligt, wie auch das Jahr 2004 dokumentiert, das im Zeichen des 200sten Geburtstages von M. J. Schleiden stand.

Gleich zu Beginn fand aus diesem Anlaß in Jena vom 22. bis 24. Januar 2004 eine Tagung über M. J. Schleiden und die Anthropologie statt, die Schleidens erfolgreichster Lehrveranstaltung in Jena gewidmet war. Deshalb hielt ich einen Vortrag im Senatssaal der Universität, dem die Veröffentlichung der neu aufgefundenen Manuskripte über Schleidens Vorlesung zur Anthropologie folgte, die von Andrea 2003 bis 2004 aus den Handschriften transkribiert worden waren.

Zum Teil war diese Entdeckung der Erfolg meiner Recherchen in der Handschriften-Abteilung der Universität Jena, die ein Manuskript aus dem Jahr 1843/44 aufbewahrt, zum anderen Teil aber durch den Leiter des Stadtarchivs Schweinfurt, Dr. Uwe Müller, bewirkt, der den Rückert-Nachlaß verwaltet. Die Söhne Friedrich Rückerts studierten in Jena Medizin und einer war der Hörer von Schleidens Anthropologie-Vorlesungen aus dem Jahr 1845/46.

Die Nachschriften in gotischer Handschrift waren schwer lesbar und hätten zur Auswertung meine Geduld strapaziert. So kam mir Andreas Fähigkeit und Interesse zu Hilfe, und sie erhielt einen Honorarauftrag des Ernst-Haeckels-Hauses, das diese Manuskripte in seiner Schriftenreihe aus Anlaß des Schleiden-Jubiläums veröffentlichen wollte.

Diese Publikation wurde dann in einer festlichen „Buchpräsentation“ am 26. bis 28. April 2004 im Ernst-Haeckel-Haus in Jena vorgestellt, an der auch Prof. Volker Loeschke aus Aarhus teilnahm. Im Hörsaal des Botanischen Institutes in Jena fand dazu ein Kolloquium statt, wo am 26. April Volker Loeschke einen Vortrag hielt. Er war speziell für das Schleiden-Jubiläum aus Dänemark nach Jena gekommen, ebenso wie eine weitere Nachfahrin Schleidens aus England, Beatrice Dixon mit ihrem Sohn, die ich auf diese Weise kennenlernte.



Abb. 31: Buchpräsentation im EHH in Jena; mit Prof. Volker Loeschke und Prof. Olaf Breidbach (1957–2014)



Abb. 32: v.l.n.r.: Uwe Hoßfeld, Andrea Schmidt, Vertreter des Franz-Steiner-Verlags, Olaf Breidbach, Ilse Jahn



Abb. 33: Beatrice Dixon, Urkelin Schleidens, mit Sohn

Nach Oybin, wo ich wieder eine Woche im Mai 2004 verbrachte, wurde ich (und ein Ehepaar Krebs aus Tegel) diesmal durch Herrn Michna mit seinem Auto abgeholt. In Oybin hörte ich am 25. Mai einen Vortrag von Pfarrer Johnne über das Zittauer Gebirge, besuchte in Jonsdorf das Schmetterlingshaus mit einer Terrarium-Ausstellung, fuhr wieder mit dem Gebirgsseilbahn – trotz Regen und Graupelschauer – zum Töpfer, zur Hochwaldbaude und zu Burg- und Klosterruine, meist zusammen mit Otta Kießling.

Mein eigentlicher Urlaubsaufenthalt war aber wieder Oberwiesenthal, wo ich mich vom 1. bis 14. August in der „Naturbaude Eschenhof“ an der Vierenstraße einmietete, die mir Familie Ehmer empfohlen hatte, nachdem der Aufenthalt in ihrer „Hütte“, wo ich zusammen mit Gebharts über 20 Jahre lang Ferien machte, für mich allein ohne Auto zu beschwerlich war (s. o. Kap. 8).

Mein Aufenthalt in Rostock zu Isoldes Geburtstag vom 8. bis 12. Juli war der Arbeit an dem Schleiden-Manuskript mit Isolde gewidmet, das in diesen Jahren alle meine Aufmerksamkeit beanspruchte und den Hauptanteil meiner Korrespondenz und meiner persönlichen Kontakte ausmachte. So eröffnete am 24. September Henning Loeschke seine Bilder-Ausstellung in der „Galerie Petersen“ (Dortmunder Straße) nahe meiner Wohnung, vorwiegend Stilleben, die ich auch besuchte, um diesen Kontakt mit einem Schleiden-Nachkommen aufrecht zu erhalten. Durch ihn hatte ich eine weitere Nachfahrin Schleidens kennengelernt, die ebenfalls in Berlin lebende Eva Bondy. Anhand des in Århus vorhandenen Stammbaumes wußten wir um die während des Naziregimes nach Großbritannien und Mittel- bzw. Südamerika emigrierten Urenkelkinder. Ein Rechercheversuch von Isolde hatte Erfolg, und so trat sie mit diesen Nachkommen Schleidens über E-Mail mit ihren spanischen Sprachkenntnissen in Kontakt und konnte damit weitere wichtige und aktuelle Daten für die Biographie Schleidens zusammentragen.

Für mich haben diese vielfältigen Verflechtungen verwandtschaftlicher Beziehungen mit meinen wissenschaftlichen Ambitionen und Zielen im Rückblick etwas Faszinierendes!

Natürlich bot auch Berlin immer wieder Anziehendes, so ein Luisenhöfertreffen im Johannes-Stift in Spandau (29. bis 31. August 2004) mit der Besichtigung des „Bundestages“, einer Schifffahrt auf der Spree durch Berlin und einem Besuch in Potsdam.

Vor allem die Musiknachmittage im „Haus Christophorus“, ein Modellierkurs mit Ton, eine Erntedankfeier im Oktober, wozu ich Klavier spielte, die Einführung einer „Ernst-Mayr-Lecture“ am 2. November im Leibniz-Saal der Universität oder der Alexander-von-Humboldt-Tag am 18. November und die Adelbert-von-Chamisso-Ausstellung in Kreuzberg, an der das Museum für Naturkunde mitgewirkt hatte und die am 20. Oktober von Hannelore Landsberg eröffnet wurde, machten eigentlich weite Reisen überflüssig, die ich bald zu reduzieren mir vornahm, wenn nicht immer einmal wieder ein Jubiläum oder Geburtstag zu feiern war. Als mein Kollege Sonnfried Streicher, Direktor des Meeresmuseums Stralsund und seinerzeit mit Hilfe meiner Dozentur promoviert (s. Kap. 9), am 5. Oktober 75 Jahre alt wurde, hatte ich natürlich einen Festvortrag zu halten – um nur ein Beispiel zu nennen.

Mit besonderer Freude erlebte ich am 24. Oktober 2004 die Raumweihe der neu gebauten Kirche der Christengemeinschaft in Berlin, die nach jahrelangen vergeblichen Bemühungen von Pfarrer Heinrich nun endlich in der Schwedter Straße von Architekt Axel Ringler gebaut werden konnte, nachdem sich ein verlockendes Projekt am Gendarmenmarkt zerschlagen hatte. In ihr fand am 8. Mai 2005 erstmals eine Priesterweihe statt. Es lag nahe, nun die Veranstaltungen – Vorträge und Menschenweihehandlungen – häufig zu besuchen, obwohl auch das „Haus Christophorus“ solche anbot.

Im Jahr 2005 wurden aber einige schon lange vorbereitete Vorträge auf Tagungen fällig wie ein Meckel-Symposium über Anatomische Sammlungen in Halle am 26. bis 28. Mai, wo ich einen Vortrag über Caspar Friedrich Wolff versprochen hatte und außerdem Andrea besuchen konnte, oder ein Leopoldina-Symposium in Wroclaw (Breslau), der langjährigen Wirkungsstätte des einstigen Leopoldina-Präsidenten Nees von Esenbeck vom 8. bis 11. Juni 2005, wofür ich ebenfalls einen Vortrag zugesagt hatte, da Nees in Schleidens Leben eine besondere Rolle gespielt hatte. Eine Hilfe war es wieder, daß mich Wolfgang und Isolde mit dem Auto hinfuhren, wir zusammen im Hotel Tumski auf der Dom-Insel wohnten, gemeinsam die Altstadt mit dem Rathaus und den Botanischen Garten besichtigten. Es ist stets meine besondere Freude, daß meine „Kinder“ überhaupt an meinen wissenschaftlichen Aktivitäten so viel Anteil nahmen!

Gemeinsam fuhren wir danach von Breslau aus nach Oybin, wo Isolde und Wolfgang sich vom 12. bis 18. Juni in einem Hotel in Hain eingemietet hatten und „eigene Wege gingen“, während ich wieder mit meinen Freundinnen im Hotel zum Berg Oybin wohnte.

Für mich folgte kurz nach der Rückkehr nach Berlin die Tagung unserer Deutschen Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie (DGGTB) vom 23. bis 26. Juni in Göttingen mit einem Vortrag über Schleiden, der schließlich drei Jahre lang in Göttingen studiert hatte.

Schon zur Leopoldina-Tagung in Schweinfurt anlässlich des 400. Geburtstages von J. L. Bausch, wo Prof. Toellner einen beeindruckenden Festvortrag hielt, begleiteten mich Isolde und Wolfgang, und ebenso zur Jahrestagung der Leopoldina in Halle (6. bis 10. Oktober) 2005, mit einer Exkursion nach Merseburg und einem Orgelkonzert im Dom.

Inzwischen war am 19. Juni die Schulfreundin Irene Leistner kurz nach ihrem Mann in Bad Dübén gestorben, und ich nahm gemeinsam mit Käthe Bäckmann am 15. Juli an der Urnenbeisetzung in Tiefensee teil, dem mir lieb gewordenen Dorf, wo ich viele Jahre lang in Haus und Garten zu Besuch war und hin und wieder auch bei Reisen von Leistners das Haus und die Tauben gehütet habe – eine Reminiszenz an meine ursprüngliche Neigung zum Landleben! Es war nun wieder ein Abschied, wie viele in den letzten Jahren! Erika Krauß war in Jena 2003 gestorben, Ruth Hertel in Greiz 2003, ebenso wie Karl Stammberger, Irmgard Schreiter starb 2004 in Frankfurt a.M., und nun Irene Leistner 2005, so daß reguläre Klassentreffen nicht mehr geplant werden können. Das ist der Lauf der Welt!

Dem stehen die freudigen Jugendereignisse gegenüber: Am 21. Februar 2005 feierte Antje ihren 30sten Geburtstag, wozu sie zum Wochenende (25./26. Februar) nach Mettmann einlud, am 7. Mai feierte Martin – „jugendbewegt“ – in Köpenick Jugendweihe, und am 27. August konnten wir Antonia in Halle zur Einschulung begleiten. Somit sind nun alle Ur-Enkel auf dem Wege ins Erwachsenenleben!

Die Luisenhöfer Maiden trafen sich 2005 in Güstrow im „Haus der Kirche“, wo auch für 2006 wieder ein Treffen vorgesehen ist, aber vermutlich können weder Rose-Marie Nitzsche noch Hannelore Wöhlermann aus gesundheitlichen Gründen daran teilnehmen, und ich fahre wegen der Nähe zu Rostock zu diesem Treffpunkt; eines Tages werden sich auch diese Zusammenkünfte überleben. Der Anziehungspunkt in Güstrow war der Dom mit den Barlach-Plastiken, die Gertrudenkapelle und das Atelier Barlachs am Inselsee.

Das „Haus Christophorus“, in dem ich mich mehr und mehr heimisch und „geborgt“ fühle, weil ich Nachbarn und Mitbewohner als echte immer hilfsbereite Gemeinschaft erlebe, konnte im April 2005 auf sein 40jähriges Bestehen zurückblicken, als am 1. April 1965 vor 40 Jahren der Grundstein gelegt wurde. Das wurde am 21. April mit einem historischen Rückblick gefeiert, was mich besonders berührte, als die Gründerin, Ilse Haagen (Spenderin des Grundstückes am Eyke-von-Repkow-Platz) noch unter den Bewohnern lebt und von den Impulsen erzählen kann. Eine kleine Ausstellung mit einer Bilddokumentation hängt in den Gemeinschaftsräumen und begleitet alle Veranstaltungen.

Das „Haus Christophorus“ gibt einen „Christophorus-Brief“ als Mitteilungsblatt für alle Mitglieder des Vereines heraus, der vierteljährlich erscheint und vom Leben im Haus, von besonderen Veranstaltungen und Veränderungen in Bewoh-

nerschaft und Mitarbeiterkreis berichtet. Nachdem ich hin und wieder um Mitarbeit durch einzelne Beiträge gebeten worden war, gehöre ich seit 2005 zum Redaktionsgremium und wachse damit immer fester mit dieser Hausgemeinschaft zusammen.

Diese regelmäßigen kleinen Pflichten wie auch das Klavierspielen und Musizieren vermitteln eine Art „Heimatgefühl“ nicht nur in diesem Haus, sondern in dem ganzen sympathischen Wohngebiet, wozu auch Barbara und Wilfried Krutzschs nahe gelegene Wohnung gehört.

Dank ihrer Initiative habe ich wieder ein Abonnement für die Symphoniekonzerte in der Philharmonie, wohin wir gemeinsam gehen; wir haben den gleichen Hausarzt und die gleiche anthroposophische Weltanschauung, was wohl recht wesentlich ist.

In diesem Jahr 2005 „entdeckte“ ich die nahegelegene Schiffsanlegestelle an der „Hansabrücke“, und ich nutzte die schönen Sommertage mehrmals zu Schiffsfahrten über die Spree bis nach Wannsee. Erstmals probierte ich dies aus, als Antje in Berlin zu Besuch war und wir am 30. Juni eine Schiffsrundfahrt mit der „Reederei Riedel“ machten. Als vom 27. bis 29. Juli 2005 Hadi und Horst Ganz auf der Durchreise in Berlin waren, hatte ich sie bei mir zu Gast und wir machten am 29. Juli eine Schiffsfahrt zum Wannsee, und schließlich machte ich am 11. September auch allein diesen schönen Schiffsausflug, denn ich bin ja „Rentner“ und habe Zeit zu solchem Vergnügen!

Die Herbstwochen waren ausgefüllt mit dem Lesen der Korrekturen für mein letztes größeres Werk, die Biographie von Matthias Jacob Schleiden, das 1986 von Georg Uschmann in das Publikationsprogramm der Acta historica Leopoldina aufgenommen worden war und mich seitdem beschäftigte. Im Herbst 2004 war endlich das Manuskript nach Halle gegangen und sollte eigentlich noch die Jahreszahl vom Jubiläumsjahr 2004 im Impressum tragen. Aber das hatte die Druckerei nicht geschafft. Daß es schließlich noch die Jahreszahl 2005 trägt, ist nur der intensiven Mitarbeit von Isolde und Wolfgang zu verdanken, die nicht nur die Korrekturen lasen, sondern vor allem alle Register und Tabellen anfertigten. Allein die vielen Lebensdaten zu ermitteln, konnte nur Isolde mit dem Internet so schnell erreichen. Erstmals begann ich, die moderne Technik zu würdigen, auch wenn ich mich nicht mehr in sie einarbeiten kann und will.

Es befriedigt mich, daß Andrea inzwischen Anfang 2006 ihre Abschlußexamina als „Technischer Redakteur“ bestanden hat und bald „auf eigenen Füßen“ in einem modernen Beruf steht, in dem ich nicht mehr mitreden kann.

Es ist mir bewußt, daß dieses zwölfte Jahrsiebt fragmentarischen Charakter hat, zwar viele Einzelheiten wiedergibt, aber keine überschauende Wertung ermöglicht und außerdem vermutlich manche Ungenauigkeiten enthält, wo die Mitwirkung anderer Familienglieder geschildert wird.

Ich denke, das sollte einmal die Autobiographie von Isolde und Wolfgang leisten und zurechtrücken.

Mir kam es in erster Linie darauf an, Verknüpfungen, Verflechtungen und Zusammenhänge der einzelnen Personen darzustellen, die Isolde und die drei Enkel aus meinem Leben auch kennen, deren Ursprünge sie aber nicht mehr wissen können. Diese Lücken wollte ich schließen.

Außerdem wurden durch den Rückblick erst die vielen „Zufälle“ deutlich erkennbar, die meinen Lebensgang lenkten und bestimmten, und die einen an eine übersinnliche „Regie“ oder „Fügung“ denken lassen.

Und so möchte ich diese Lebensrückschau beschließen mit einem Ausspruch meiner engsten langjährigen Freundin Käthe Bäckmann, die seit 75 Jahren fast alle meine Lebenswege begleitete:

In Gottes Garten gibt es keine Zufälle

Nachsatz der Tochter

Meine Mutter hatte diesen Lebensbericht auch „für Tochter und Enkel“ gedacht. Ihre Arbeit daran beendete sie 2006, nachdem sie ihr langjähriges Projekt – eine Biografie über Matthias Jacob Schleiden – nach über 40 Jahren des Sammelns, 2004/2005 abschließen und um Ostern 2006 endlich gedruckt in Händen halten konnte.

Welch ein beeindruckendes Dokument ist diese Autobiografie, mit vielen Gleichgesinnten, zu denen auch besonders Hannelore Landsberg, Sabine Hackethal und Ekkehart Höxterman gehörten! Nicht zu übersehen ist auch die Beziehung zu Barbara und Wilfried Krutzsch (s. u.).

Einige wichtige Ergänzungen bei all ihren zahlreichen Aktivitäten müssen wir hier doch anführen: Die „Geschichte der Biologie“³² erschien 1985 bereits in 2. Auflage, die dann ins Spanische übersetzt wurde und 1990 in Barcelona erschien. Anfang bzw. Mitte der 1990er Jahre wurde eine „3., neubearbeitete und erweiterte Auflage“ mit neuem Konzept, neuer Kapitelstruktur und z. T. neuen Mitarbeitern vorbereitet, die 1998 erschien und wieder im Museum für Naturkunde in Berlin durch den Gustav-Fischer-Verlag präsentiert wurde.



Abb. 34: „Signierstunde“ am 2.11.1998. v.l.n.r.: Dr. Hanna Germann, 3. Sabine Hackethal

³² Unter Studenten auch „Dicke Ilse“ genannt!



Abb. 35: Danach hatte der Verlag zu einer kleinen Feier geladen; im Bild rechts stehend Frau Dr. Johanna Schlüter

Wer dachte, dass Mutti nun zur ruhigeren Lebensweise überging, den muss ich enttäuschen.

Mehrfach stellte sie in ihrem Bericht besonders über ihre letzten Lebensjahre fest, es sei „ein Merkmal dieser vielen Rentnerreisen“, dass sie „häufig einen privaten Anlass mit wissenschaftlichen Angelegenheiten verknüpfte“, oder auch umgekehrt. Wir versuchten anhand unserer Kalender sowohl das Jahr 2006 als auch die Zeit bis Herbst 2008 gemeinsam zu vervollständigen. Gern nahm Mutti nun das bequemere Mitfahren in unserem Auto bei solchen Reisen an.

Auch 2006 gab es Ende Juni eine Jahrestagung der DGGTB, wohin wir meine Mutter begleiteten – diesmal nach Neuburg, wo das „Biohistoricum“ eröffnet werden sollte, was sie mit Spannung erwartete, hatte sie doch in den 1960er Jahren bereits eine Konzeption für ein Museum für Biologiegeschichte erarbeitet. Am 23. Juni wurde die Tagung eröffnet, und am Nachmittag hielt sie einen Vortrag über die Rolle der Filmtechnik seit ihrer Erfindung um 1900 für die Biologie, besonders deren Theorienbildung. Ich hatte dazu eine Präsentation erstellt. Am Nachmittag des 24. Juni besuchten wir im Rahmen der Tagung den berühmten Garten von Eichstätt. Die Jahrestagung endete am Sonntagmittag.

Danach fuhren wir auf Bitten meiner Mutter nach Saalfeld zu Dr. Johanna und Dietrich Germann, wo wir Drei auch übernachteten. Auf dem Rückweg von Montagvormittag an machten wir noch eine Zwischenstation in Jena, wo meine Mutter

an einem Treffen mit ehemaligen Kommilitonen teilnehmen wollte. Nach 16 Uhr ging es dann weiter nach Berlin...

Am 24. August 2006 holten wir meine Mutter wieder in Berlin ab; die Fahrt ging diesmal über Marburg nach Wallhausen, wo die schon mehrfach genannten Knorr-Zwillinge ihren 70. Geburtstag feierten. Auf der Rückfahrt nach Marburg besuchten wir noch gemeinsam die Gräber der Eltern Knorr in Bingen und Familie Stammberger in Weilmünster. Bevor wir am 27. August die Rückfahrt nach Berlin antraten, zeigte uns Hadi noch das Burschenschaftshaus der „Marburger Burschenschaft Germania“, wo unsere beiden Väter ihre Spuren hinterlassen haben...

Bereits am 4. September weilte meine Mutter im Rahmen eines Maidentreffens, das in Güstrow stattfand, in Rostock, wo die Marienkirche und die Rostocker Altstadt besichtigt wurden...

Vom 27. September bis 1. Oktober 2006 besuchte Dr. Xosé Fraga aus A Coruña (Spanien) mit seiner Gattin Berlin – er war zu einer Ausstellungseröffnung zu A. v. Humboldt im neuen Instituto Cervantes eingeladen. Natürlich waren meine Mutter und wir auch mit dabei. Sie organisierte für uns alle am 29. September eine Bootsfahrt auf der Spree, führte uns zum Mittagessen in das Berliner Traditionslokal „Nolle“ und lud Dr. Fraga mit seiner Frau Cristina am Folgetag noch zu einem abschließenden Kaffeetrinken in ihr Zimmer im Christophorus-Haus ein.

Am 10. November trafen wir uns wieder in Chemnitz zur Beerdigung des langjährigen Freundes Maxi(milian) Gebhart.

Auch die Weihnachtsfeier der Leopoldina am 12. Dezember in Halle (Saale) bescherte uns ein Wiedersehen. Am nächsten Tag nahm sich die Ur-Großmutter noch Zeit für ihre Urenkelinnen...

Im Februar 2007 stand der 85. Geburtstag von Ilse Jahn bevor – da musste uns was Besonderes für sie einfallen... Nur war sie an ihrem Geburtstag ja gar nicht in Berlin, sondern hatte sich mit einer Reise nach Teneriffa vom 31. Januar bis 7. Februar selbst einen schon längeren Geburtstagswunsch erfüllt: Sie wollte an die Orte auf Teneriffa, wo A. v. Humboldt vor seiner Amerika-Reise war. Dorthin durfte ich sie begleiten; wir hatten einen PKW ausgeliehen, und ich konnte sie auf der Nordhälfte der Insel von Ost nach West und sogar ein Stück in Richtung Teide fahren.

Die eigentliche Geburtstagsfeier fand dann nach unserer Rückkehr in Familie und mit engsten Freunden am 10. Februar im *Ermeler*-Haus in Berlin statt, wo schon ihr 60., damals noch mit Georg Uschmann und Familie Gebhart aus Dresden, gefeiert wurde. Dabei konnte ich ihr und der Geburtstagsgesellschaft bereits die ersten Fotos unserer gemeinsamen Reise „auf A. v. Humboldt's Spuren“ in Teneriffa präsentieren, was sie sehr erstaunte – ein Vorteil der digitalen Fotografie!



Abb. 36: Zeichnen am Humboldt-Blick auf Teneriffa



Abb. 37: ...
ein Stück
näher am
Teide

Am 27. Juni holten wir meine Mutter ein weiteres Mal in Berlin ab, um gemeinsam zur 16. Jahrestagung der DGGTB bis 1. Juli nach Bonn zu fahren.

Anfang Oktober des gleichen Jahres sahen wir uns erneut in Halle bei der Jahresversammlung der Leopoldina, wo wir meine Mutter begleiten durften. Ein besonderes Erlebnis für uns wurde der Besuch eines der Hallenser Theater.

Im Juni 2008 fuhren wir vom 19. bis 22. mit meiner Mutter zur nächsten Jahrestagung der DGGTB. Es war die letzte, die sie miterleben konnte. Nach dem Abschluss der Tagung am Sonntagmittag brachten wir meine Mutter noch nach Erfurt – sie hatte sich zu einem Besuch bei einer ihrer ehemaligen Kommilitoninnen, Dr. Annelore Günther geb. Haack, angemeldet. Nach einer weiteren Nacht in Jena machten wir uns am 23. Juni morgens auf die Rückfahrt – mit einem „Abstecher“ nach Greiz zu ihrem geliebten Cousin Heinz Hertel, der 14 Tage vorher seinen 94. Geburtstag feiern konnte, und danach zu einem kurzen Zwischenaufenthalt in Halle, denn ihre jüngste Urenkelin Antonia hatte an diesem Tag ihren 9. Geburtstag...

Zu mehr Reisen kam es nicht mehr. Meine Mutter litt schon lange unter einer chronischen Arthritis. Diese Schmerzen hatten sich wohl im August/September sehr verstärkt. Allerdings war sie bei einem Konzertbesuch im August auch gestürzt, nahm dieses aber nicht so ernst. Auf meine Bitte, sich doch von ihrem Hausarzt röntgen zu lassen, meinte sie, sie wisse doch, was sie habe. An einen ernsthaften Bruch glaubte sie nicht. Mitte Oktober wurde sie nach einem Zusammenbruch (durch die Schmerzen) auf Zutun ihrer langjährigen Freundin in ein anthroposophisches Krankenhaus eingewiesen. Dort entließ man sie nach ca. einer Woche zur „finalen Pflege“ nach Hause. Da das Zimmer meiner Mutter nicht zum Pflegebereich gehörte, blieb ich bei ihr, um sie zu versorgen. Während dieser Zeit hatte sie eine Mappe mit der ausgedruckten Autobiografie in Griffweite neben ihrem Bett liegen, schaute öfters hinein und nahm Korrekturen vor. Diese mussten jetzt noch eingearbeitet werden.

Am 9. Dezember erhielt Ilse Jahn einen Platz auf der Pflegestation. Das bedeutete für mich und meinen Mann, Muttis kleine Wohnung nun auszuräumen und abschließend zu reinigen – zur Übergabe an den Nachmieter. Ich begann zunächst, ihre immer noch großen Mengen an Büchern in meinem kleinen Laptop zu erfassen...

Am 23. Januar 2009 waren wir mit der Wohnungsauflösung fertig und konnten sie übergeben.

Etwa im April d. J. kam meine Mutter erneut in ein Krankenhaus. Diesmal baten wir energischer darum, ihre Hüfte bzw. Beine zu röntgen, um vielleicht doch die Ursache ihrer Schmerzen zu finden: Sie hatte sich wohl doch bei dem Sturz vorm Konzerthaus einen Oberschenkelhalsbruch zugezogen. Mit ihrem Einverständnis wurde sie nun operiert. Nach den nötigen Nachbehandlungen, ähnlich eines Reha-Aufenthaltes, kam sie nach zehn Wochen wieder zurück ins Christophorus-Haus, wurde freudig begrüßt – und: Sie hatte keine Schmerzen mehr! Sie

wanderte mutig mit ihrem Rollstuhl durch die umliegenden Straßen und begann wieder zu malen.

Am 8. März 2010 nahm Ilse Jahn sogar – dank des aufopfernden Einsatzes ihrer ältesten Enkelin Regina – an der Feier zum 70. Geburtstag ihres Schwiegersohns im „Haus Stolteraa“ in Warnemünde teil. Dabei konnte sie auch etliche liebe Verwandte und Bekannte und die geliebte Ostsee noch einmal sehen. Es war wie ein Abschied.

Zwei Monate später, am Abend des 8. Mai, schlief sie in Berlin friedlich ein.

Entsprechend dem Kultus der Anthroposophen wurden die Feierlichkeiten der Bestattung vorgenommen. Dazu gehörte auch die „Gedenkfeier“ im Haus Christopherus. Hier wurden ich und Wolfgang durch Wilfried Krutzsch erschüttert, in dem er mit dem erhobenen Gehstock gegen die Trauergemeinde so sprach, dass ich den Trauerraum am liebsten geduckt verlassen hätte und Wolfgang ihn unterbrechen wollte. Wir haben es beide nicht getan und uns im Nachhinein gefreut, dass wir aus dem großen Wissen meiner Mutter und Schwiegermutter auch gelernt hatten, in dem wir unseren berechtigten Unmut nicht zeigten... (s. o.)

Am 13. September 2010 feierte das Naturkundemuseum Berlin seinen 200. Geburtstag – es war ein fröhliches Fest inmitten der Saurierskelette.

Im gleichen Monat machten die Schleiden-Ururenkelinnen aus den USA, Erika

Bondy Pratt, und Honduras, Miriam Bondy de Castro, eine Europareise und kamen auch nach Berlin. Am 10. September fuhren mein Mann und ich mit ihnen und der Medizinerin Dr. Eva Bondy aus Berlin nach Jena, besuchten den Botanischen Garten mit dem bekannten Denkmal Schleidens und das Ernst-Haeckel-Haus, wo die Ururenkelinnen sich die im Jenaer Stadtarchiv erhaltenen Skizzenbücher Schleidens ansehen konnten.



Abb. 38: Die Schleiden-Ururenkelinnen aus Honduras, Berlin und den USA im Botanischen Garten



Abb. 39: Die Schleiden-Ururenkelinnen aus den USA, Berlin und Honduras im EHH Jena

Eva Bondy dankte im Januar 2014 in einer rührenden E-Mail rückschauend, dass solche Begegnungen wichtig seien zum Aufrechterhalten von Familienbeziehungen, besonders für eine so weit verstreute Familie wie die ihrige. Sie nannte sie „Meilensteine wie die unserer gemeinsamen Fahrt nach Jena, das war wirklich ein wunderbarer, für uns alle sicher unvergesslicher Tag“.

Es wäre für meine Mutter eine große Freude gewesen, wenn sie die Bondy-Schleiden-Nachkommen und das Jubiläum des MfN noch hätte miterleben können.

Isolde Schmidt

Ilse Jahn**Mein Lebensgang und die Menschen, die ihn begleiteten.
Autobiographie von 2006**

<i>Vorwort</i>	125
1 <i>Die ersten drei Jahrsiebente. 1922–1927: Die Familie</i>	127
2 <i>Die ersten drei Jahrsiebente. 1928–1939: Schul- und Jugendzeit</i>	129
3 <i>Die ersten drei Jahrsiebente. 1939–1943: Die Berufswahl und die Eheschließung</i>	137
Erste Studienzeit und Eheschließung	138
Das erste Ehejahr	142
4 <i>Das vierte Jahrsiebent. 1943–1950</i>	143
Das Erlebnis der Mutterschaft und der Abschied von meinem Mann	143
Kunstschaffen als Malerin und Grafikerin in Chemnitz und erste Begegnung mit Anthroposophie und Christengemeinschaft	146
5 <i>Das fünfte Jahrsiebent. 1950–1957</i>	151
Neue berufliche Orientierung – Zoologie als Berufsziel	151
6 <i>Das sechste Jahrsiebent. 1957–1964</i>	158
Im Ernst-Haeckel-Haus Jena: Der Wechsel von der Biologie zur Wissenschaftsgeschichte	158
Das Darwin-Jubiläum und erste internationale Kontakte	161
7 <i>Das siebente Jahrsiebent. 1964–1971</i>	164
Die Alexander-von-Humboldt-Briefedition und die Lehrtätigkeit an der Humboldt-Universität	164
Neue Erlebnisse im Privatleben und mein erstes Enkelkind	166
8 <i>Das achte Jahrsiebent. 1971–1978</i>	173
Die Neuprofilierung des GesamtMuseums und die Berufung zum Stellvertretenden Direktor	173
Der Wohnungswechsel von Jena nach Berlin	174
9 <i>Das neunte Jahrsiebent. 1978–1985</i>	178
Die Begründung eines neuen Hochschullehrfaches und die Dozentur für Museologie	178
Der Aufbau eines Archivs aus den „Schrift- und Bildgutsammlungen des MfN“ und die Konzeption einer „Geschichte der Biologie“ für den Gustav-Fischer-Verlag Jena	179
Der 60ste Geburtstag und der Beginn meines Rentneralltags	181

10	<i>Das zehnte Jahrsiebt. 1985–1992</i>	184
	Mitgliedschaft in der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und der Heimgang meines Lehrers und Mentors Georg Uschmann.....	184
	Das welthistorische Ereignis der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten und die individuellen Erlebnisse, die sich daran anschlossen	188
11	<i>Das elfte Jahrsiebt. 1992–1999</i>	192
	Dreifache Urgroßmutter und noch auf Reisen durch halb Europa.....	192
	Ein Herzinfarkt – wie kam es dazu?	199
12	<i>Das zwölfte Jahrsiebt. 1999–2006</i>	202
	Mein Leben im aktiven Ruhestand und mit dem „Haus Christophorus“	202
	Meine Feier zum 80sten Geburtstag und der Umzug in das „Haus Christophorus“	214
	Letzte wissenschaftliche Arbeiten unter Mitarbeit von Tochter und Enkelin.....	219
	<i>Nachsatz der Tochter</i>	229
	<i>Address for Correspondence</i>	237

Address for Correspondence

Isolde Schmidt
 Stephan-Jantzen-Ring 25
 18106 Rostock
 Deutschland
 Telefon: 0381 1200468
 E-Mail: iso.schmi@gmx.de

Contents

Michael Markert

Hands-on im Depot: Kustodische und kuratorische Praktiken in der
wissenschaftshistorischen Sammlungsforschung 1

Georgy S. Levit

Ein Gründergeist in zwei Gesellschaftsepochen: Die Rolle von Wilhelm
Ziegmayer (1898-1951) in der Geschichte der Ernährungswissenschaft 29

John S. Michael

Porträts von interessanten Personen: A new look at J. F. Blumenbach's
typological labels and the exemplars he discussed in his anthropological research 65

Stefan Wogawa

„Sofort reiste ich nach Jena“: Die gescheiterte Promotion von Karl Kautsky
bei Ernst Haeckel 103

Isolde Schmidt (Hrsg.)

Ilse Jahn: Mein Lebensgang und die Menschen, die ihn begleiteten.
Autobiographie von 2006 123

The name DGGTB (Deutsche Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie; German Society for the History and Philosophy of Biology) reflects recent history as well as German tradition. The Society is a relatively late addition to a series of German societies of science and medicine that began with the “Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften”, founded in 1910 by Leipzig University’s Karl Sudhoff (1853–1938), who wrote: “We want to establish a ‘German’ society in order to gather German-speaking historians together in our special disciplines so that they form the core of an international society...”. Yet Sudhoff, at this time of burgeoning academic internationalism, was “quite willing” to accommodate the wishes of a number of founding members and “drop the word German in the title of the Society and have it merge with an international society”. The founding and naming of the Society at that time derived from a specific set of historical circumstances, and the same was true some 80 years later when in 1991, in the wake of German reunification, the “Deutsche Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie” was founded. From the start, the Society has been committed to bringing studies in the history and philosophy of biology to a wide audience, using for this purpose its *Jahrbuch für Geschichte und Theorie der Biologie*. Parallel to the *Jahrbuch*, the *Verhandlungen zur Geschichte und Theorie der Biologie* has become the by now traditional medium for the publication of papers delivered at the Society’s annual meetings. In 2005 the *Jahrbuch* was renamed *Annals of the History and Philosophy of Biology*, reflecting the Society’s internationalist aspirations in addressing comparative biology as a subject of historical and philosophical studies.